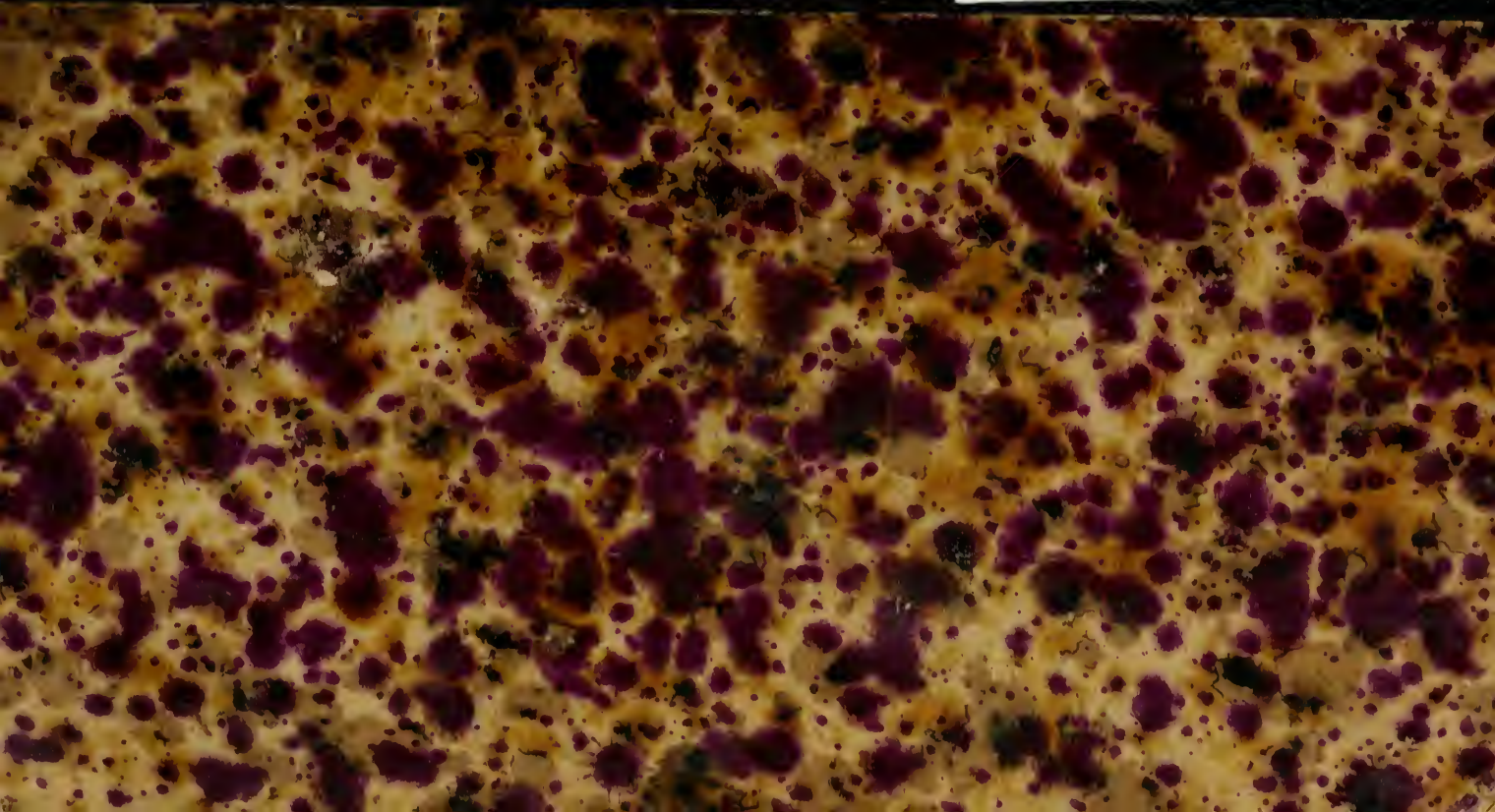
3 1761 07392316 1



Namenlose Geschichten.

III.

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/namenlosegeschic03hack

Namenlose Geschichten

von

F. W. Hackländer.

Dritter Band.

Neue durchgesehene Auflage.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1856.

PT
2284
H2A15
1856
Bd. 3

Gedruckt bei K. Fr. Hering & Comp.

Inhalt.

			Seite
XXXIX.	Kapitel.	Ein Schloß im Walde	1
XL.	"	Meiſter Amadäus	17
XLI.	"	Magdalene	31
XLII.	"	Herbſtvergnügen	44
XLIII.	"	Nach Italien	54
XLIV.	"	Genua	70
XLV.	"	Genua	86
XLVI.	"	Florenz	102
XLVII.	"	Florentiniſche Nächte	118
XLVIII.	"	Florentiniſche Nächte	134
XLIX.	"	Florentiniſche Nächte	147
L.	"	Genua	158
LI.	"	Der Graf von St. Alban	172
LII.	"	Vedi Napoli, pui muori	188
LIII.	"	Alte Bekannte	210
LIV.	"	Ein neuer Theater-Intendant	221
LV.	"	Aus der Requiſitenkammer	239
LVI.	"	Aus der Requiſitenkammer	256
LVII.	"	Benetti	272
LVIII.	"	Benetti	284
LIX.	"	Anna	296
LX.	"	Unter dem Stadtgraben	318

Namenlose Geschichten.

Neununddreißigstes Kapitel.

Ein Schloß im Walde.

Wenn man dem Laufe des Neckars abwärts folgt bis beinahe zur alten Reichsstadt Heilbronn, an den malerisch gelegenen Städtchen Besigheim und Lauffen mit ihren uralten Römerthürmen und hochgelegenen Kirchen vorbei und sich alsdann auf dem linken Ufer des reizenden Flusses von der Chaussee ab auf schmalen Wald- und Gemeindewegen in das Gebirge hineinwendet, so kommt man in ein reizendes Waldrevier, viele, viele Stunden lang und breit, hie und da untermengt mit Getreidefeldern und kleinen freundlichen Ortschaften. Klare Waldwasser rieseln von den Bergen in die Thäler; neben der hochstämmigen Tanne wächst die kräftige Buche, und zahlreiche Gesellschaften alter knorriger Eichen breiten ihre Aeste aus über dicht bemoostem, bewachsenem Waldboden und ragen hoch in die Luft hinauf, wo auf der Spitze ihrer Krone vorwitzige Waldvögel hinausschauen in das Neckarthal und dem Silberfaden des Flusses zu folgen im Stande sind, weit über Heilbronn hinaus in das flache Land hinein.

Es ist ein liebes, stilles Stück Erde, dies Revier; das Geräusch großer Landstraßen bleibt ihm fern und nur auf schmalen Waldpfaden hört man das vereinzelte Knallen einer Peitsche und

das Aechzen eines Holzwagens, weit ab accompagnirt von dem Gekreische des Raubvogels und den Schlägen einer Art.

Geneigter Leser, zur Zeit, wo unsere wahrhaftige, wenn auch namenlose Geschichte spielt, hatten diese Waldgründe außer ihrer natürlichen Schönheit noch einen andern Reiz. Es war damals das herrlichste Jagdrevier, welches sich weit und breit finden ließ. In tiefster Einsamkeit auf den stillen Höhen, in den dichten, heimlichen Buchenwaldungen wechselte der edle Hirsch, weiter draußen, in lichten Eichen- und Tannenwaldungen neben dem bebauten Lande äßte sich das unruhig hin- und hereilende Reh, an den Abhängen hinter alten dicken Bäumen hatten zahlreiche Hasen ihre Niederlage und auf dem Heidegrün in der Nähe der Dörfer besorgte Reinecke, der Fuchs, seinen stillen, gemüthlichen Handel und Wandel.

Damals, zur Zeit des Herbstes, war der Forst lebendig und tönte wider von sonst unbekannten, fremdartigen Klängen. Verwundert vernahm der Hirsch das Knallen der Büchsen und das Gebelle der Hunde, die Rehe huschten hin und her, aufgeschreckt von dem Rufe der Treiber, und Hasen und Füchse eilten einträchtig zusammen, davon gejagt von allgemeinem Schrecken.

Jetzt ist es ganz anders geworden, und der Wald steht im Herbst verlassen und todt und still. Man hört nichts als das höhnische Geschrei des Raubvogels, der fast allein übrig geblieben. Das edle Geschlecht der Hirsche ist ausgerottet, die Anwesenheit eines Rehes ist zu einem Ereigniß geworden, was von den Hasen dem allgemeinen Morden entgangen, kommt verjagt und eingeschüchtert fast gar nicht mehr zum Vorschein, oder wird dem schmunzelnden Fuchs zur Beute, dessen Geschlecht fast allein unvermindert geblieben. Der Waldpalast trauert, er ist entvölkert, und wenn man die alten Bäume nächtlicher Weile zusammenflüstern hört und ihre Sprache versteht, so jammern sie über die Einsamkeit, über die entsetzliche Stille, die sie rings umgibt, über die verlorene Poesie ihres Daseins.

Mitten in diesem Wald- und Bergrevier liegt ein altes Schloß,

aber ziemlich modernisirt und den Bedürfnissen des jetzigen Lebens angepaßt. Der alte unveränderte Theil desselben besteht in einem massiven, runden Thurme und einem kleinen gewölbten Gebäude, in welchem sich heutzutage das Archiv des Besitzers und eine kleine Schloßkapelle befindet. Der andere Theil des Schlosses, zwei Flügel, welche mit jenem alten eine Hufeisenform bilden, wurden zu Anfang dieses Jahrhunderts neu erbaut; sie sind von heller Farbe, haben große Fenster und bilden zu jenem alten Theile einen gewaltigen Contrast. Aber dieser Contrast ist für das Auge durchaus nicht unangenehm. Man sieht, daß der Erbauer den Zweck im Auge hatte, sich eine geräumige, angenehme Wohnung zu verschaffen, und dabei Pietät für das Bestehende, um dasselbe zu lassen, wie es war, ja auf's Sorgfältigste zu unterhalten. Dieser Erbauer, der Vater des jetzigen Besitzers, mochte nicht im Style des alten Bauwesens seine neue Wohnung aufführen, und man kann ihm hierin nicht Unrecht geben. Er hatte eine zahlreiche Familie, mit der er fast das ganze Jahr hier oben zubrachte, und deßhalb waren ihm große Säle und viele geräumige Zimmer wünschenswerthe Einrichtungen, welche sich mit dem Baustyl des alten Gebäudes nicht wohl vereinigen ließen.

Die freie Seite der Gebäude war mit einem großen Gitter verschlossen; ein klares Bergwasser, das man hoch im Walde gefaßt und gebändigt, warf in der Mitte des Hofes seine senkrechten Strahlen hoch empor, und diente unter Anderem einem zahlreichen Geflügelhofe, der sich hier befand, zum Spielzeug und theilweise zum Lebensunterhalt. An den Wänden des neuen, so wie des alten Gebäudes rankten sich Epheu und die manigfaltigsten Schlingpflanzen empor, die Wände mit Grün und farbigen Blumen bedeckend. Eine große Treppe, die in den mittleren und Hauptflügel führte, war mit Orangenbäumen besetzt und mit Blumen und seltenen Gewächsen verziert. Der ganze Hof hatte etwas Heiteres und überaus Wohlthuendes und der alte graue Thurm beschattete das Ganze mit der Zufriedenheit des Alters und blickte die neueren Gebäude freundlich an, wie ein Großvater seine Kinder und Enkel, die sich

liebend um ihn versammeln, wenn auch in anderen Kostümen und mit anderen Lebensansichten.

So sah dieser Hof aus zur schönen Zeit des Frühlings und Sommers und jetzt in den Tagen unserer wahrhaftigen Geschichte fehlten nur die Orangenbäume auf der Treppe, die man bereits in's Winterquartier gebracht, und die bunten Blumen zwischen den Schlingpflanzen, wogegen sich aber die Natur dort eine andere Färbung geschaffen; denn in leichten malerischen Linien blickte zwischen dem saftigen Grün des Epheus das dunkle Roth der absterbenden Jungfernrebe hervor.

Es war zu Ende Oktobers, ein klarer frischer Herbsttag. In dem Waldrevier, welches das Schloß umgab, hatte man vom frühen Morgen an das Knallen der Gewehre, das lustige Halloh der Treiber gehört, bald näher, bald ferner. Gegen Mittag hatte sich die Jagd weiter abgezogen, und es war beschlossen worden, an einer bekannten großen Eiche, ungefähr zwei Stunden entfernt, den letzten Trieb endigen zu lassen. Dorthin waren auch Pferde und Wagen bestellt, um die müden Jäger auf bequeme Art heimzubringen.

Zu diesem Zweck waren die Stalthüren im Schloß geöffnet, der Stallmeister des Jagdherrn stand in demselben, seine Befehle ertheilend, und Kutscher, Reitknechte und Stallbuben waren beschäftigt, Geschirre aufzulegen und zu satteln. Der Anzahl der Pferde nach, die herausgeführt wurden, bestand die Jagdgesellschaft aus acht bis zehn Personen, auch einige Offiziere darunter, denn mehrere Kopfzeuge und Sättel waren militärisch. Für den Jagdherrn wurde ein Reutitscheinka mit vier kräftigen Braunen eingespannt, einer der Kutscher schwang sich auf, vier Reitknechte nahmen die acht Pferde an der Hand und hinaus ging es aus dem Schloßhof in den Wald.

Der Stallmeister gab noch einige Befehle, dann ging er langsam auf die große Treppe des Schlosses zu, auf welcher sich eine Gestalt sehen ließ, in schwarzem Frack, schwarzen Beinkleidern, weißer Weste und Halsbinde, wie sie soeben aus dem Vestibul

heraustrat — der Kammerdiener und Haushofmeister des Grafen. Sein Haar war fast eben so weiß, wie seine Wäsche, sein ernstes, faltenreiches Gesicht zeugte von hohem Alter, und dieses Zeugniß war vollkommen richtig, denn Meister Amadäus, wie er sich am liebsten nennen hörte, war ein guter Sechziger und hatte seinen jetzigen Posten schon bei dem Vater des jungen Herrn versehen. Er nahm aus seiner kleinen goldenen Dose bedächtig eine Prise, hob seine ziemlich große Nase alsdann schnüffelnd in die Höhe und meinte, es werde kalt werden heute Nacht, recht kalt.

Der Stallmeister war die Treppen hinaufgestiegen und pflichtete bei, indem er sagte, es sei nicht unmöglich, daß man heute Nacht einen gelinden Frost bekäme.

Einige Lakaien, die im Vestibul standen, erlaubten sich hierauf die schüchterne Frage, ob in den Schlafzimmern eingeheizt werden solle.

Meister Amadäus zog die Manschetten über seine Hände herab und erwiderte: „wenn der große Salon vierzehn Grad hat und das Billardzimmer ebenso viel, so bleibt es bei meiner Anweisung: man öffnet die anstoßenden Schlafzimmer und läßt die dort befindliche kalte Luft mit der Wärme in Verbindung treten. Ich hoffe, es ist also geschehen!"

„Ja wohl, Herr Haushofmeister."

„Nach einem also fatigirten Tagewerk in freier Luft taugt übergroße Wärmung der Schlafzimmer nicht. Die Herrschaft kommt durch Diner und Spiel überdies in Hitze, wornach ihr eine höhere Temperatur lästig fiele, und in dem Hause, wo Meister Amadäus das Commando führt, soll einem Gaste durchaus nichts lästig werden."

Die Lakaien hinter dem Haushofmeister machten eine gleichförmige und tiefe Verbeugung mit dem Kopfe, worauf Amadäus das Gleiche that und bedächtig zu einem anderen Gesprächsthema überging.

An den Stallthüren standen Reitknechte und Stallbuben, die Ankunft der Herrschaften erwartend, und einer der Letzteren zog

seine Uhr heraus, um sich zu unterrichten, welche Zeit des Tages es eigentlich sei, eine Sache, welche dem Haushofmeister Veranlassung gab, Einiges von der guten alten Zeit Erwähnung zu thun, von jenen Tagen, wo im Schloß außer der Thurmuhr nur eine einzige Uhr vorhanden war, eine kleine silberne Taschenuhr, welche bei der hochseligen gnädigen Frau auf dem Toilettetisch lag; ein höchst eigensinniges Ding von vielem Selbstbewußtsein und sehr zarter Natur, denn sie konnte es nicht vertragen, wenn sie hingelegt wurde, und ging um keinen Preis in der Welt weiter, wenn die hochselige Frau Gräfin es einmal vergaß, sie Abends Punkt zehn Uhr aufzuziehen.

Der Haushofmeister trug diese Geschichte so überaus lehrreich vor, daß die Stallleute sich langsam der Treppe näherten, ein Küchenjunge schüchtern um den Treppenpfeiler herumschaute, und der Koch in weißer Jacke und ditto breiter Mütze aus seinem Departement heraus in den Hof trat.

„So war's," sprach der Haushofmeister, „und so ist es jetzt." Dabei schlug er auf den Deckel seiner Dose und sah sich fragend ringsum; die Lakaien nickten pflichtschuldigst, die Stallleute ebenso, ferner der Koch und der Stallmeister — ein Zeichen der Beistimmung, welches Meister Amadäus mit einem leichten Rundcompliment wohlwollend für sich in Anspruch nahm. Es erfolgte einige Sekunden lang eine feierliche Stille, während welcher der Kammerdiener den Koch mit festem Blicke ansah.

„Es ist wahrhaftig nicht meine Schuld, Meister Amadäus," sagte dieser, „nach meiner Berechnung mußte gestern Mittag die Suppe mit dem dritten Schlage um sechs Uhr auf dem Tische stehen."

„Was aber nicht der Fall war," versetzte ernst, fast traurig der Kammerdiener, „ich verließ mich auf Eure Pünktlichkeit wie immer, lasse mit dem dritten Schlage um sechs Uhr die Flügelthüren des Speisesaals öffnen und sehe zu meinem Erschrecken, ja zu meinem Entsetzen, daß die Suppe erst hereingetragen wird, ich war blamirt, wenn in diesem Augenblicke der Herr Graf nicht

glücklicher Weise mit sämmtlichen Herren Gästen durch das Fenster nach einem Raubvogel geblickt hätte. Es war wenigstens vier Sekunden nach Sechs, bis die Suppe auf dem Buffet stand — fürchterlich!"

„Fürchterlich!" wiederholten die Lakaien, die Stallbuben schauderten augenscheinlich zusammen, und der Koch stand da, in seines Nichts durchbohrendem Gefühle.

Jetzt vernahm man in der Entfernung Rädergerassel und Hufstritte von Pferden. Es war die Jagdgesellschaft, die zurückkehrte. Auf einen feierlichen Wink des Kammerdieners verschwanden sämmtliche Untergebene in die Gebäulichkeiten ihrer Departements, nur Amadäus blieb allein auf der großen Treppe stehen, nahm eine letzte Prise und stäubte darauf jedes schwarze Pünktchen des Schnupftabacks sorgfältig von Weste und Halsbinde. Jetzt jagten die vier Braunen mit dem leichten Wagen in den Hof. Es saßen vier Herren in demselben; unter ihnen ist der, welcher die Zügel führt, uns wohl bekannt — es ist Graf Alfons, freilich um zehn Jahre älter geworden, aber immer noch garçon, heiter, ja lustig, ein Lebemann und guter Kamerad. Ihm gehört Schloß und Jagdrevier: er hat die Freunde hier zu einem lustigen Herbstvergnügen versammelt.

Hätten wir es dem geneigten Leser auch nicht verrathen, daß wir uns auf dem Gute des Grafen Alfons befinden, so würde er es an der Ehrerbietung gemerkt haben, mit welcher der Stallmeister Peitsche und Zügel in Empfang nahm und an dem tiefen Bückling, den Meister Amadäus auf der untersten Treppenstufe zu machen sich verpflichtet hielt.

Dem Wagen nach jagten sechs Reiter in den Hof, das Doppelgewehr auf dem Rücken, den grünen Hut, wo bei Manchem zwischen Gemsbart und Spielhahnfeder ein grüner Bruch steckte, keck auf dem rechten Ohre sitzend, in grauen Röckchen, anliegenden Beinkleidern und darüber hohe Juchtenstiefel. Auf gleiche Art war auch der Graf und alle Uebrigen costumirt. Den Reitern nach drängten sich Förster und Jägerburschen in den Hof, die auf kür-

zeren aber engen Waldwegen eben so schnell nach Hause gekommen, fast gezogen von den ungeduldigen Hunden, die für heute des Jagens genug hatten und heulend und schnuppernd ihrem Zwinger zueilten.

Der Hof sah in diesem Augenblicke malerisch genug aus: die Nacht war hereingebrochen und ein paar Pechpfannen zu beiden Seiten der Treppe warfen ihr rothes zitterndes Licht auf den lebendigen Knäul von Menschen, Pferden und Hunden. Ein stattlicher Hirsch, ein schon in den damaligen Tagen seltener Zwölfer, ward auf einem Pony hereingeführt und vor der Treppe auf das Pflaster des Hofes gelegt, wo ihn die Hunde augenblicklich umstanden und die Schweißhunde fast ihre Leinen zerrissen, um mit ihren Nasen das aufgebrochene Wild berühren zu können.

Der Graf mit seiner Gesellschaft blieb noch einen Augenblick auf der Treppe stehen, theils um jenem malerischen Schauspiele zuzusehen, theils auch um — als Nachklang jener alten ritterlichen großartigen Jagden, wo am Schlusse derselben der Herr seinen Hut abnahm, um sich bei seinem Oberjägermeister für das Jagdplaisir zu bedanken, — seinem ersten Jäger, der die Treppen hinaufstieg, um Befehle für den nächsten Tag zu holen, die Hand zu reichen und sich zu bedanken für die gute Aufstellung und für die gute Führung der Treiber. Dann wandte er sich um, und die Herren schritten in's Haus. Eine breite hohe Treppe, deren Stufen mit Teppichen belegt waren, die Wände aber mit stattlichen Hirschgeweihen verziert, gingen sie hinauf und kamen in einen langen Corridor, in welchem Kupferstich an Kupferstich hing, die meisten mit Bezug auf das edle Waidwerk; dazwischen Rehgewichte von allen Größen und von den seltesten Abnormitäten. Zierliche Bronzelaternen mit rothem geschliffenem Glas verbreiteten ein warmes zweifelhaftes Licht in dem Corridor, der sich bis in die Unendlichkeit zu verlängern schien, da seine beiden Enden aus riesenhaften Spiegeln bestanden, die unten am Fuße mit Blumen bedeckt, oben im Widerschein eine Aussicht ließen auf Hunderte von dunkelglühenden Lampen und auf einige Meilen Corridors. Am Ende des wirkli-

chen stieß er in einem rechten Winkel an einen andern fast ebenso langen Gang, der zu den zahlreichen Gastzimmern führte.

Diese Gastzimmer, eines wie das andere möblirt, waren erfüllt mit allem möglichem erdenkbarem Comfort des Lebens. Teppiche bedeckten den Boden, vor den zierlichen Kaminen standen niedrige weiche Fauteuils, die man nur herumzudrehen brauchte, um vor dem Schreibtische zu sitzen, oder sich vis à vis des Toilettespiegels zu befinden, aus dem zwei Bouquets Wachskerzen zu beiden Seiten eine fabelhafte Helle herausstrahlten. Hier standen die Diener bereit, und es war ein angenehmes Gefühl, nach dem mühsamen Jagen und nach dem Durchwaten von Bächen und Morästen, dem beschwerlichen Erklimmen von Bergen und dem stundenlangen unbeweglichen Ausharren auf den verschiedenen Ständen sich nun behaglich des schweren Anzugs entledigen zu können.

In Schatten und Licht, in Contrasten besteht die Annehmlichkeit des Lebens; deßhalb wurde hier auf dem Schlosse, obgleich keine Dame zugegen war, im Gegensatz zum Jägeranzuge jetzt eine feine Toilette gemacht, und es gewährte jedem der Betreffenden das größte Vergnügen, aus der schweren Fußbekleidung in feine lackirte Stiefel zu schlüpfen und den dicken Jagdrock mit dem weichen schmiegsamen Frack zu vertauschen. Bart und Haar wurden sorgfältig frisirt, einige Tropfen Eßbouquet auf das battistene Sacktuch gegeben, und so fertig und bereit harrten Alle der Hornfanfare, die zur Jagdzeit statt der Glocke das Zeichen zum Diner gab.

Nun ertönte dieselbe und die Jagdgesellschaft, aus den verschiedenen Zimmern tretend, fand sich im langen Corridor und schritt denselben munter plaudernd hinab bis an's Ende, wo entfernt von allem Geräusche still und heimlich das Speisezimmer lag. Die Fenster desselben gingen auf eben diesen Corridor und waren bei Abend dicht verhängt. Das Speisezimmer glich in seiner Einrichtung dem des Baron Karl, in welchem wir einstens einem Diner beigewohnt, seine Tapeten waren wie in jenem lederfarben, Stühle und Buffet schwer in Eichenholz geschnitzt, ebenso der Kronleuchter und zwei Girandolen, welche in den Ecken standen.

Meister Amadäus unterließ es bei solchen Veranlassungen nicht, das reiche Silberzeug des gräflichen Hauses, wenn auch ohne Prätension zur Schau zu stellen, nichts Ueberflüssiges, aber Alles, was nur einen Schein von Nothwendigkeit hatte. Und so war der Tisch bedeckt mit mattem und glänzendem Silber, mit hellem funkelndem Krystall und dem feinsten weißesten Damastzeug. Im Kamin loderte eine leichte Flamme, mehr zum Staat als zur Nothwendigkeit.

Mit dem Schlag sechs hob der Kammerdiener am Buffet den Deckel von der Suppenterrine und das Diner nahm seinen Gang, mit einer Ruhe und Präcision, die außerordentlich wohlthuend war. Jäger und Lakaien gingen beim Serviren mit unhörbaren Schritten durch das Gemach, Teller und Platten wurden gewechselt, ohne die Idee eines Geräusches, und Alles das dirigirte der alte Kammerdiener mit rastlosem Auge, hier durch einen Blick das Tempo beschleunigend, dort durch eine zurückhaltende Handbewegung den zu eiligen Lauf eines noch jugendlichen eifrigen Lakaien mäßigend. Er pflegte zu sagen: in einem guten Hause sind die Bedienungen auf den Zimmern, das Kaffeefrühstück, das Dejeuner die Proben, wo schon ein kleines Unglück vorfallen kann (unter Unglück aber verstand er das Räuspern eines Lakaien, das harte hörbare Niedersetzen eines Glases), das Diner aber ist die Ausführung, und ob ein Haus gut geführt ist, ob Hausmeister und Lakaien verdienen, daß sie überhaupt in der Welt sind, zeigt sich bei der Ausführung eines Diners, bei dem richtigen Takt, der hier herrscht, bei dem ununterbrochenen Fortgang, bei dem richtigen Zusammenspiel. — Amadäus war aber auch nach einem gutgelungenen Diner, obgleich glücklich, immer ein wenig erschöpft und pflegte alsdann in seinem Zimmer eine Stunde auszuruhen.

Endlich wurden Stühle gerückt, die Gesellschaft stand auf und ging durch den langen Corridor zurück in das Wohnzimmer des Hausherrn, das unstreitig eines der wohnlichsten und comfortabelsten war, die wir je gesehen. Es war ein Eckzimmer mit hohen Fenstern, sehr geräumig und reich besetzt, mit einer ganzen Muster-

karte von Sesseln, Fauteuils und Ruheplätzen aller Art. In zwei Ecken befanden sich Rauchtische mit kurzen und langen gewöhnlichen Pfeifen, schweren Meerschaumköpfen, mit dem feinsten Lettinger angefüllt, und mit starken und schwachen Cigarren für das Bedürfniß jedes Rauchers.

Neben diesen Tischen in den Fensternischen waren Jagdpyramiden, mit den kostbarsten Zwillingen garnirt, mit Pistolen, Kavalleriesäbeln, Dolchen, Jagdhörnern und vielerlei anderen Gegenständen. In der Mitte des Zimmers stand eine große runde Ruhebank mit einer gepolsterten Säule zum Anlehen, auf welcher eine kostbare Vase sich befand, die vom Gärtner jeden Tag mit einer neuaufgeblühten, seltenen Blume verziert wurde. An den Wänden sah man in Rahmen von dunklem Holze eine Auswahl alter kostbarer Kupferstiche, eine der schönsten Sammlungen dieser Art, die es gab; das Auge eines Kenners konnte sich hier stundenlang belustigen.

Nachdem unter Vortritt des Tafeldeckers der Kaffee servirt worden war, — bei diesem unbedeutenderen Geschäfte pflegte Amadäus nicht zu erscheinen — suchte jeder der anwesenden Herren einen bequemen Platz zum behaglichen Ausruhen; die Cigarren wurden angezündet und nach wenigen Augenblicken war eine ziemliche Conversation im Gange.

„Was werden wir heute geschossen haben?“ fragte Herr von C., ein junger Reiteroffizier. „Es hat bei jedem Trieb auf der ganzen Linie bedeutend geknallt.“

„Ich schätze,“ sagte Graf Alfons, „an die zweihundertsechszig Hasen, vierzehn Stück Rehe und dann einen capitalen Hirsch.“

„Du hast immer ein unerhörtes Glück!“ meinte ein Herr von M., ein Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft. „Wie oft bin ich schon einem Hirsche nachgegangen, wie vielmal hätte ich einen schießen sollen und müssen bei der Parforcejagd, beim Treiben, auf der Pürsche und nie ist mir einer schußgerecht angelaufen. Heute — wir standen gar nicht weit von einander, Alfons und ich, — oben im Gebirg an dem wilden See, und wenn der Hirsch

das Wasser statt links rechts umkreiste, so kam er mir vollkommen schußgerecht."

„Das ist Jägerglück," sagte ein anderer der jungen Herren.

„Oder Jägerunglück!" lachte Herr von M.

„Dieser starke Zwölfer — es ist doch ein Hirsch, wie wir lange keinen gesehen, — wurde von den Jägern schon seit mehreren Jahren bestätigt, wir kannten seine Wechsel wie unsere Tasche und wir bekamen ihn doch nie zu Schuß."

„Wir?" lachte der junge Offizier, „ja wir, du und deine Jagdgesellschaft, aber deine Jäger werden ihm oft das Compliment gemacht haben und gedacht, der trägt uns noch ein gutes Trinkgeld ein."

„Wohl möglich," entgegnete der Graf, „aber wie oft war ich draußen mit meinem besten Jägerburschen, gleich nach Mitternacht und wartete hinter dem solidesten Schirm, hörte ihn auch majestätisch röhren, daß es weit in den Bergen wiederhallte, harrte Stunde um Stunde, bis die Sonne aufstieg, aber es kam kein Hirsch."

„Meister Amadäus würde sagen," meinte von M., „es stecke irgend ein Zauber dahinter, vielleicht der Geist eines Wilddiebes, der nicht eher zur Ruhe und zum Schuß kommen konnte, bis seine Zeit abgelaufen war."

„Im Allgemeinen," ließ sich ein älterer Offizier hören, „wurde gut geschossen, das Meiste stürzte im Feuer zusammen, daß es eine Lust war."

„Ja, ja, das Meiste!" lachte von C., und sah einen angehenden Diplomaten und Jäger bedeutsam an, der sich eifrig mit einer Cigarre zu beschäftigen schien.

„Es ist schade," sprach Herr von M. lachend, „daß der Gebrauch des Jagdmessers für Solche, „„so sich auf der Jagd unrein verhielten"" in deinem Revier nicht mehr in Anwendung gebracht wird. Was meinen Sie, Baron C.?"

Der junge Diplomat, also angeredet, sagte mit viel Selbstbewußtsein: „ich meines Theils wäre unbedingt für Anwendung des Jagdmessers;" — eine Antwort, über welche die Andern laut lachten.

„Was ist da zu lachen?“ fuhr der junge Diplomat fort, „ich bin mir wahrhaftig keines Jagdvergehens bewußt.“

„Teufel auch!“ sagte der ältere Offizier „Sie haben ein paarmal in die Linie hineingeschossen, daß die Schrotkörner nicht zehn Schritte von mir in einen Eichbaum hineinfuhren.“

„Ja, ja!“ lachten Alle, „und die unglückliche Gais haben Sie auch auf dem Gewissen.“

„Ich bitte recht sehr, meine Herrn, die Sache ist ein großer Irrthum; wer die Gais geschossen hat, dem hoffe ich, wird das Gewissen bedeutend schlagen, meines ist ruhig.“

„Ruhig und weit,“ lachte der Cavallerieoffizier, „ein Diplomatengewissen.“

„Gestehen Sie nur,“ nahm Herr von M. das Wort, „daß Sie im zweiten Trieb auf zwei bis drei Rehe Ihr Gewehr abschossen. Freilich gingen sie hinter uns durch, doch eins, das Sie getroffen, fand man im nächsten Trieb, es war — die bewußte unglückliche Rehgais.“

„Ich habe allerdings auf Rehe geschossen,“ sagte gleichmüthig der Diplomat, „aber das Stück, worauf ich hielt, war unfehlbar ein Bock. Ich sah deutlich beide Hörner.“ —

„Hörner!“ riefen Einige ganz entsetzlich; „horrible!“ die Andern; „hat man je so was gehört?“

„Sah also das,“ fuhr der junge Diplomat gleichmüthig lachend fort, „was man in der gewöhnlichen Sprache Hörner nennt und was auf jeden Fall ein Bock sein mußte. Dem schoß ich eines hinauf und er —“

„Verwandelte sich in eine Gais!“ lachte Herr von C., worauf Alles einstimmte; selbst der Jagdherr lächelte.

„Ich wende mich an Sie,“ sagte der unerschütterliche Diplomat zum Grafen Alfons, „als die höchste Behörde hier. Sprechen Sie Recht in meiner Angelegenheit.“

„Lassen wir das ruhen; behandeln wir es wie ein geheimes Geschäft, das unter uns bleibt.“

„Nein, nein, durchaus nicht! Gerechtigkeit vor Allem!“

„Und Oeffentlichkeit und Mündlichkeit!“ sagte lachend der ältere Offizier.

„Schreckliche Grundsätze!“ bemerkte der Diplomat; „Oeffentlichkeit und Mündlichkeit! — Aber hier kann es mir schon recht sein, damit die Beweise meiner Unschuld desto glänzender zu Tage treten.“ Bei diesen Worten lehnte sich der junge Herr in seinen Lehnstuhl zurück, schloß die Augen und machte schmunzelnd ein spitzes Maul, als sei er überzeugt, etwas ungeheuer Angenehmes über seine Leistung als Jäger zu vernehmen. Diese Miene des Angeklagten war so mit Unschuld getränkt, daß eine einigermaßen befangene Jury zweifelhaft geworden wäre. Doch lag das Verbrechen zu klar am Tage, der galante Wirth aber mußte mehrere Mal aufgefordert werden, ehe er sich herbeiließ, seine Entscheidung abzugeben, und es erforderte mehrere: „nun, Alfons! sprechen Sie Recht! — Sei ein ächter Freigraf!“ ehe er sich entschloß, sein Stillschweigen zu brechen und also sprach:

„Meine Herren! Da Sie mich zum Richter quasi in meiner eigenen Sache ernennen, so muß ich mich bemühen, glaubwürdige Zeugen aufzustellen, die ich im vorliegenden Falle vernommen und deren Ausspruch ich ohne ein Resumé meinerseits wieder gebe. Mein Förster Steinbach und sein Jagdgehülfe, der alte Joseph, geben an (diese Beiden hatten im bewußten Trieb den nächsten Stand bei unserm jungen Freunde), es seien Rehe angetrieben worden, fünf Stück: zwei Böcke, drei Gaisen, der erste schwache Bock voraus, der zweite, ein starker Bock, hintendrein.“

Bei Erwähnung von Böcken schob der junge Diplomat selbstgefällig lächelnd seine Augen ein wenig in die Höhe und blinzelte im Kreise umher.

„Von diesen beiden Böcken nun habe der vordere kleine, der angeschossen gewesen, stark geschweißt, weßhalb ihn Joseph zusammenschoß. — Wohlgemerkt, meine Herrn, das Rudel mit dem schweißenden Bock kam nicht von dem Stande unseres jungen Freundes, sondern kam erst auf denselben zu. — Den zweiten, sehr starken Bock aber, da ist nichts dagegen zu sagen, schoß — der

Förster Steinbach, er stürzte im Feuer zusammen, und was blieb da übrig? Nichts, als" —

„Drei Gaisen!" jubelten Alle mit Ausnahme des Angeklagten. Dieser erwachte aus seinen süßen Träumen und sagte: „dagegen muß ich feierlich protestiren, es ist das eigentlich gar kein Beweis; der Förster und der Jagdgehülfe können ihre Böcke gefehlt haben; ich schoß dem einen nach."

„Aber verzeihen Sie, edler Mann, die benannten beiden Böcke wurden von den Treibern vor den benannten Ständen betroffen."

— „Drei Gaisen —" sagte feierlich der Graf Alfons, „und ferner will der Förster, sowie der Jagdgehülfe einen feierlichen Eid darauf ablegen, daß unser theurer Freund und Gönner unbarmherzig in besagte drei Gaisen hineinschoß; eine davon fiel als unglückliches Schlachtopfer."

Allgemeines Gelächter. — Der junge Diplomat lächelte ironisch.

„Also," sagte der ältere Offizier, „unterliegt es keinem Zweifel, daß sich der Angeklagte auf der Jagd unrein verhalten, und ihm gebührt das Jagdmesser. Was meinen Sie, Herr von M.?"

„Das Jagdmesser!" —

„Und Sie, Lieutenant C.?"

„Das Jagdmesser!" —

„Und du?"

„Das Jagdmesser!"

„Und Sie, der gestrenge Richter?"

„Nach des Gesetzes Kraft das Jagdmesser! — Und wenn ich Sie begnadige, so geschieht's:

Aus schuldiger Achtung gegen meinen Herrn und Kaiser."

„Nein, nein!" riefen fast alle Anwesenden lachend, keine Begnadigung!"

„Nur den bußfertigen Sündern sei verziehen!" fügte Herr von M. hinzu, und der Jagdherr fuhr fort:

„Ich gebe Eurem Drängen nach, edle Vasallen, und erkenne dem Beklagten die ausgesprochene Strafe zu."

Allgemeine Bewegung.

„Da aber die Ausführung besagten Urtheils einer vergangenen Zeit angehörend, für unsere jetzigen Verhältnisse unpassend erscheinen möchte, Wir auch anbetrachtlich der großen Jugend des Verbrechers eine Milderung eintreten lassen möchten, so verordnen Wir hiemit: daß demselben die betreffende Stelle vom Jagdmesser aus „Döbel's Jägerpraktika" feierlich verlesen werde zur Warnung und Erinnerung für künftighin. So geschehe es!"

Alle erhoben sich lärmend und lachend, Graf Alfons holte das bewußte Buch, man bildete einen Kreis, und der Jagdherr las wie folgt:

„Der Verurtheilte mußte, nachdem er sein Seitengewehr abgegeben, sich quer über den stärksten der gefällten Hirsche legen, wobei an manchen Höfen die Cavaliers und Jäger ihre Waidmesser ein wenig aus der Scheide zuckten, und der, welcher dies vergaß, der gleichen Strafe verfiel. Dem Liegenden wurden die Rockschöße zurückgeschoben und der Oberjägermeister trat hinzu, oder der erste Hofjäger, wenn der Verurtheilte kein Edelmann war. Sobald der Verwalter des Strafamtes das Messer zuckte, bliesen die Jäger auf ihren Hüfthörnern. Bei dem ersten „Pfund" sprach der Schlagende mit „wohllautender Stimme:" Jo ho! das ist für meinen gnädigsten Fürsten und Herrn; bei dem andern: Jo ho! das ist für Ritter, Reiter und Knecht; beim dritten: Jo ho! das ist das edle Jägerrecht! worauf die Jägerei das Waldgeschrei erhob und der Gestrafte mit einem Kratzfuß sich zu bedanken hatte."

Der junge Diplomat, der den Scherz verstand, hörte nicht nur andächtig dieser Verlesung zu, sondern erhob sich auch am Schlusse, gute Miene zum bösen Spiel machend, und bedankte sich mit einem Kratzfuß für die gnädige Strafe.

Vierzigstes Kapitel.

Meister Amadäus.

Dieser Vorfall hatte die Gesellschaft ungemein heiter gestimmt, und man beschloß, die aufgestellten Spieltische nicht zu benützen, sich vielmehr für den Abend einer allgemeinen Conversation hinzugeben. Cigarren und Pfeifen dampften mit erneuerter Kraft und Jeder machte es sich auf einer der vielfachen Sitzgelegenheiten so bequem wie möglich.

„Also heute war der letzte Jagdtag," sagte Herr von M., „wenigstens für uns hier auf deinem gastfreundlichen Schloß und für dich in Deutschland."

„Ich könnte fast sagen: leider!" entgegnete Graf Alfons, „und wenn ich meinem Freunde Alfred nicht das bestimmte Versprechen gegeben hätte, den Winter mit ihm in Italien zuzubringen, so blieb' ich wahrhaftig lieber hier."

„Pah!" machte der ältere Offizier, „eine Reise nach Italien ist was Schönes, und wenn man sie auch nur zu Fuß macht, ein zweiter Spaziergänger nach Syrakus, — wenn auch die Jagd was Schönes ist, so gäb' ich sie wahrhaftig gern für eine solche Tour hin."

„Er hat ganz Recht!" sagte Herr von M., „was wolltest du auch den ganzen Winter in der Residenz machen? zum Gott weiß

wie vielsten Male dieselbe langweilige Vergnügungskarte abspeisen? Sechs Bälle bei Hof, vier ebensolche Concerte, das war von jeher nicht sehr amüsant; aber wie das Alles jetzt traurig und verdrießlich geworden ist! Den Herren machen begreiflicher Weise dergleichen Geschichten nicht mehr das mindeste Vergnügen, und uns Andern eben so wenig. Sind wir nicht mit allen Tänzern und Tänzerinnen aufgewachsen? Kennen wir uns nicht zur Uebergenüge? und was die neuen Elemente anbelangt, die in die Gesellschaft gefloſſen, so waren sie zu unbedeutend, um das stagnirende Wasser frisch und lebendig zu erhalten."

„Ja, ja!" lachte Graf Alfons, „wir sind recht alte Sumpfpflanzen geworden, aber wir waren doch einmal frisch bewegt, und das kann man wahrhaftig von der jüngeren Generation nicht sagen."

Herr von C. räusperte sich.

„Natürlich mit Ausnahmen, lieber C.! aber einige Schwalben machen keinen Sommer. Auch wollen wir gerecht sein und zugeben, daß die alte festgewurzelte Gesellschaft die Hauptschuld daran hat; damals waren wir alle noch muntere junge Leute, ebenso die Damen, wir hatten das Uebergewicht, rissen die Alten mit uns fort — aber jetzt haben die oder vielmehr wir uns in der Fluth festgewurzelt und verengen in starrer Grandezza der jüngeren Generation das Fahrwasser, denn wenn die noch so fröhlich den Fluß hinabschwimmt, so prallt sie so häufig an die alten Stämme an, verletzt hier und verletzt da und sich selbst am allermeisten, so daß sie bald erlahmen und sich anständig steif im engen Kreise drehen muß."

„Ja, ja!" seufzte der Lieutenant, „'s ist eine wahre und betrübte Geschichte."

„Diese Amusements," fuhr der Graf fort, „obgleich sie schon lange gekränkelt, erstarben damals fast mit Einem Schlage gänzlich; es war bei dem unglücklichen, schrecklichen Tode Ihrer Tante, der Frau von C. Sie werden sich dessen kaum mehr erinnern, denn Sie waren damals noch zu jung, um die Gesellschaft zu besuchen.

Damals verließ auch eine Hauptfeder aller Unterhaltung, unser lieber Freund, Baron Karl, Residenz und Land, und ist bis jetzt immer nur für Augenblicke zu uns zurückgekehrt."

„Er ist im Augenblicke in Italien," sagte Herr von M.

„Am Comersee," warf der junge Diplomat dazwischen, „geht aber, wie man mir schreibt, den Winter nach Rom und Neapel."

„Ich werde ihn also da sehen," bemerkte der Graf, „und freue mich recht darauf."

„Die Klagen, die Sie eben ausstoßen, liebster Graf," nahm der Diplomat das Wort, „vernimmt man in allen Schichten der Gesellschaft, und wenn sie gerecht sind, so ist es für uns Nachgeborene sehr entmuthigend und unangenehm. Aber," setzte er ironisch lächelnd hinzu, „die Herren von damals übertreiben alle, denn Sie werden mir zugestehen, daß in der vergnüglichen angenehmen Zeit, von der Sie sprechen, die damaligen alten Herren von ihrer längst vergangenen Zeit mit demselben Enthusiasmus sprachen, wie Sie jetzt. Zum Beispiel meine alte Excellenz, die schon ein rüstiger Tänzer war, ehe die Aelteren unter uns noch geboren waren, rümpft die Nase, wenn er von den Bällen ꝛc. der letzten zwanzig Jahre spricht, und denkt seufzend seiner Gesellschaft und sagt: es gebe keine Jugend mehr und habe schon seit dreißig Jahren keine Jugend mehr gegeben. Nehmen wir einen ähnlichen Fall: das Theater. Da lobt Jeder die Zeit, in der er selbst, ein lebensfrischer, lustiger junger Mann, dasselbe zu besuchen anfing."

„Gerade das Theater," entgegnete der ältere Offizier, „spricht für unsere Behauptung. Du lieber Gott! was war das früher und was ist es jetzt!"

„Ja, das ist wahr!" sagte der Graf, sowie Herr von M.

„Aber das gerade bleibt noch zu beweisen," fuhr der Diplomat fort; „nehmen Sie die Namen von damals und unsere jetzigen Talente. Wo hörten Sie je in der Residenz eine Sängerin, wie unsere jetzige Prima-Donna, die Graßmann-Degenhölzer-Koppelfeld?"

„Einen solchen Namen freilich nicht!" lachte der ältere Offizier, „aber einen anderen Gesang, das schwöre ich Ihnen zu."

„Eine Künstlerin," sagte der junge Diplomat, ohne die Einwendung zu beachten, „von der die ganze Welt spricht, von der Alles entzückt ist."

„Was Alles nichts bedeuten will," entgegnete Herr von M.; „wir waren damals ebenso entzückt, wie Sie jetzt und wohl mit besserem Recht."

„Und dann das Ballet!" fuhr der junge unbesiegbare Attaché fort, „auf eine Stufe der Vollkommenheit gebracht, glänzend ausgestattet, wie noch nie."

„Das ist geradezu zum Lachen," sagte der ältere Offizier. „Lieber Freund, hätten Sie vor zehn, acht Jahren Ballete bei uns gesehen! Nicht wahr, Graf Alfons? Dazumal, he!"

Der Graf lächelte geheimnißvoll und erwiderte, den Kopf wiegend: „ich darf darüber kein Urtheil abgeben, ich war damals zu sehr Partei; aber es war 'ne schöne Zeit."

„Hätten Sie in der Residenz," nahm Herr von M. hitzig das Wort, „hätten Sie auf dem jetzigen Theater nicht das, was sich noch aus unserer Zeit herschreibt, den alten, würdigen Benetti mit seiner gediegenen Schule und Mademoiselle Pauline, die, obgleich schon an die Dreißig, immer noch sehr brav, so wollte ich sehen, wie es heute mit dem Ballet aussähe! Aber weißt du noch, Alfons, damals war Benetti in seiner Kraft, dann die schöne Elise, Pauline in ihrer Blüthe, Dubelli nicht zu vergessen, und das junge, aber wie einerercirte Balletcorps, ja, Freund, das war schon was Anderes als jetzt!"

„Es mag sein," sagte der Diplomat, „daß die Genannten fehlen, aber unter unserem Nachwuchs sind himmlische Mädchen."

„Die aber nichts lernen," bemerkte Herr von M., „als in die Offiziersplätze hinunter und in die Logen hinauf zu schielen. Keine Kunst mehr, kein Takt, keine Grazie, kein Aplomb. Ich mag kein Ballet mehr ansehen."

„Und ich auch nicht," sagte der ältere Offizier.

„Aber wir!" versetzte lächelnd der Diplomat. „Uns trüben den heutigen Genuß keine Erinnerungen von damals. Darin

liegt, glaube ich, der ganze Unterschied, und so auch vielleicht bei den jetzigen Bällen und überhaupt bei allen den jetzigen Vergnügungen."

Da niemand den Streit von vorhin wieder aufnehmen zu wollen schien, so stieß der Diplomat mit einem ungemein wichtigen Gesichte die Asche von seiner Cigarre und sah sich triumphirend im Kreise um.

Graf Alfons war in tiefes Nachdenken versunken, Herr von M. hatte offenbar den Siegesjubel des jungen Diplomaten überhört und der ältere Offizier war zum Nebentische gegangen, um sich eine Meerschaumpfeife zu holen.

„Erinnerst du dich noch," sprach nach einer längeren Pause der Graf zu dem Herrn von M., „denkst du noch an das kleine Mädchen, das niedliche, graziöse Geschöpf, welche — es mögen jetzt sechs Jahre sein, sie mochte damals fünfzehn Jahre haben, — bei ihrem ersten Debüt so ungeheures Aufsehen machte, — die kleine Marie, der Liebling des alten Benetti und des Publikums?"

„Ob ich mich erinnere!" entgegnete der Angeredete, „sie ging bald darauf nach Paris und dann nach Italien. Dubelli begleitete sie ja; ich habe noch bis vor wenigen Jahren von ihr gehört, sie machte in Mailand, Rom, Neapel, kurz, wo sie auftrat, ein unerhörtes Glück, dann ward es auf einmal still von ihr."

„Sie sprechen von der Signora Marina?" sagte der junge Diplomat; „sie nahm den Zunamen von ihrem Vornamen, da sie, glaube ich, leider in dem Fall war, den Namen ihres Vaters nicht zu kennen."

„Dieselbe!" erwiderte Graf Alfons, „haben Sie von ihr gehört?"

„Noch mehr!" sagte wichtig der Attaché; „ich habe sie sogar vor zwei Jahren in Neapel gesehen und muß gestehen, in San Carlo nie etwas Aehnliches erlebt zu haben. Sie tanzte die Gisele — ah! das war immense! Diese Grazie, diese Fertigkeit! — und ihre himmlische Schönheit! Als Landsmann suchte ich mich ihr natürlich zu nähern, ihre Pässe befanden sich in unserem Hotel und ich nahm Gelegenheit, sie ihr selbst zu überbringen."

„Das interessirt mich außerordentlich," meinte der Graf und lehnte sich horchend in seinen Fauteuil. „Sie waren also bei ihr?"

„Natürlich empfing sie mich," fuhr wichtig der junge Diplomat fort, doch nur in meinem gesandtschaftlichen Charakter, denn sie lebte sehr eingezogen, sehr anständig."

„Keine Liebschaft? Wußte man nichts der Art von ihr?" fragte der Graf.

„Hören Sie nur," antwortete der Attaché, „sie wohnte auf der Chiaja, elegant, reich, hatte Equipage, und Dubelli, der damals mit ihr tanzte, stellte ihren Haushofmeister und ihre Ehrendame vor. Daß sie außerordentlich bezahlt war, können Sie sich denken, denn in San Carlo kosteten bei ihren ersten sechs Auftreten die Plätze das Vierfache des gewöhnlichen Preises und Alles war überfüllt. — Von Liaisons, die sie hatte, erfuhr man nur — und Sie können sich denken, daß ich mir Mühe gab, etwas zu erfahren, — daß ein junger Franzose, ein Graf tel et tel, sie nicht nur außerordentlich häufig besuchte, sondern auch mit ihr ausfuhr, mit ihr ritt, kurz der augenscheinlich Begünstigte war. Seinen Namen habe ich vergessen, doch kam er, als ich der Künstlerin meinen Besuch machte, legte unaufgefordert Hut und Stock ab, holte sich einen Fauteuil an's Kamin und wurde mir ohne die mindeste Verlegenheit, ohne etwas Außergewöhnliches als le Comte so und so vorgestellt."

„Und hatte sie etwas vom Leben gelernt?" fragte Herr von M., „wußte sie sich zu benehmen?"

„Ich versichere Sie," antwortete würdevoll der junge Diplomat, „sie war ganz die Dame von gutem Ton, von Welt, : elegant, freundlich, redselig. Ich verplauderte mit ihr eine angenehme halbe Stunde und als ich aufstand und mich empfahl, becomplimentirte mich il Conte zur Thüre hinaus, ganz der Herr vom Hause. Draußen Alles sehr anständig, Bediente in Livrée, ruhig und einfach, das Ganze gab mir Stoff zum Nachdenken; ich forschte hie und da; man wußte nur Gutes, und wenn ich von jenem jungen Manne sprach, so hieß es, wie wenn sich das von selbst verstehe:

ah! il Conte! Er war auch mit ihr von Florenz gekommen. Ich machte mich später noch an eine Dame, in deren Haus sie öfters kam, und brachte das Gespräch auf den französischen Grafen — wenn mir nur der verfluchte Namen einfallen wollte! ein gutes Haus, sehr reich, haben bedeutende Güter in der Normandie — also die Dame, die ich um jenes Verhältniß befragte, sagte mir von einer heimlichen Ehe und setzte hinzu: il Conte läugnet das auch nicht, aber er gibt es auch gerade nicht zu."

„Diese Auskunft ist mir sehr lieb," nahm der Graf nach einer Pause das Wort, denn ich war überzeugt, daß das Mädchen eine glänzende Zukunft habe. Man hat nie erfahren, wer ihr Vater war, aber in ihren Adern fließt ein gutes Blut, deß bin ich gewiß. Nie sah ich kleinere Füße, nie eine aristokratischere Hand. Der alte Benetti lehrte sie neben dem Tanzen französisch und italienisch, und nach ein paar Jahren sprach sie Beides mit einer Fertigkeit und dazu mit einem Accent, der ganz erstaunlich war. — Und hörten Sie später noch von ihr?"

„Leider nicht viel," entgegnete der Diplomat, „sie ging nach Genua, man war gespannt auf ihr dortiges Auftreten. Doch hieß es plötzlich, sie habe bei der Meerfahrt ein Unglück gehabt, sich einen Fuß verletzt oder so etwas. Es war das jene Fahrt, von der Sie gewiß gehört haben; ich glaube, das Dampfboot Ferdinando Primo, auf dem in der Nacht während der Fahrt von Livorno nach Genua plötzlich Feuer ausbrach. Man steuerte nach der Küste zu und der Capitän, welcher das große Boot herabließ, schlug vor, vor allen Dingen die Damen zu retten. Es war obendrein eine ziemlich hohe See und die unglücklichen Weiber in den trostlosesten Costumen ließen sich auch von Bord bringen, bis auf die Marina, welche ihren Grafen mit dem Arm umschlang und bestimmt erklärte, sie verlasse ihren Gemahl nicht. Die andern Männer mögen darüber saure Gesichter gemacht haben, enfin! die Damen im Boot wurden über dies Wort stutzig, und eine nach der andern kam, so schnell sie konnte, an Bord und zu ihrer Pflicht zurück. Das Feuer wurde glücklich gelöscht durch nasse Matratzen, mit welchen

man es erstickte. — Seit jenem Vorfall aber erfuhr ich nichts mehr von ihr. Ich ging auch bald darauf nach Petersburg und hatte seit der Zeit wenig Verbindung mit Italien."

„Ich werde mich auf alle Fälle nach ihr umsehen," sagte der Graf, „und es sollte mich außerordentlich freuen, ihre Spur zu finden. Das Mädchen hat, wie ihr Alle wißt, seit ihrer Geburt die merkwürdigsten Schicksale gehabt. Die ersten, die sich ihrer annahmen, war eine arme Waschfrau und eine achtzigjährige Büglerin, eine höchst merkwürdige Person. Sie arbeitete angestrengt bis wenige Tage vor ihrem Tode; als man darauf ihre Habseligkeiten investirte, fand sich bei den alten Möbeln an baarem Gelde, Schuldverschreibungen und dergleichen die Summe von viertausend Gulden, welche einem Testament zufolge zur Hälfte den Kindern jener Waschfrau und der kleinen Marie vermacht waren. Ich habe diese Details von Dubelli, der mich damals öfter besuchte. Diese alte Büglerin besaß auch, so hieß es, wichtige Papiere, welche über die Herkunft der kleinen Tänzerin einigen Aufschluß geben sollten, doch traf man trotz dem sorgfältigsten Suchen nicht eine Spur davon, sie mußten verloren gegangen sein."

„Ich erinnere mich ganz genau," sprach Herr von M., „du setztest damals eine Belohnung von hundert Gulden aus für den, der die Papiere herbeischaffe, und es meldete sich, glaube ich, niemand."

„O ja," erwiderte lachend der Graf, „es meldete sich kurze Zeit nach meiner Aufforderung eine einigermaßen übel berüchtigte Person, eine gewisse Madame Müller, welche mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraute, jene Papiere müßten sich in der Hinterlassenschaft eines damals sehr bekannt gewordenen Stadtsoldaten und Kirchenmeßners, Namens Steinmann, befinden, oder in den Händen eines Spießgesellen desselben. Der Meßner aber hatte sich an seinem eigenen Glockenseil aufgehängt, und von dem Spießgesellen, einem entsetzlichen Subjekte, unter dem Namen der „Gevatter" bekannt, erfuhr man nie mehr etwas, selbst nicht die Gerichte, trotz der sorgfältigsten Steckbriefe."

„Und diese Madame Müller?" forschte der ältere Offizier.

„Nun, diese Madame Müller," lachte der Graf, „war eben die Madame Müller und wußte nichts weiter. — Das war damals eine Zeit der seltsamsten Räthsel und Verwicklungen. Man könnte einen Roman darüber schreiben. Ihr werdet euch Alle des eigenthümlichen Falles erinnern, der sich damals hier in der Nähe mit dem Jäger des Baron Karl begab, der aus dem See gezogen wurde, in den er, angeblich um ein armes Mädchen zu retten, hineingefallen war."

„Diese Geschichte spielt am wilden See, wie ich glaube," sagte Herr von M.

„Wo wir heute gejagt?" fragte der Diplomat.

„Ja wohl!" lachte der ältere Offizier, „wo Sie die unglückliche Gais geschossen."

„Es war am wilden See," fuhr Graf Alfons fort, „und die Sache blieb deßhalb räthselhaft, weil das Mädchen schon längere Zeit Metthausen verlassen hatte, und der Jäger ihr einen Tag nachher erst folgte, bei welcher Gelegenheit er in's Wasser fiel oder sprang. Dieser Mann, ein außerordentlich treuer Diener, litt seit langem an einer Gemüthsverstimmung, weßhalb die Annahme, er habe seinem Leben freiwillig ein Ende machen wollen, wohl die richtige ist. Im andern Falle hätte ja das Mädchen sich vierundzwanzig Stunden lang an den Ufern des wilden See's bedacht, ehe sie hineingesprungen wäre, im Falle er nämlich nachsprang, in der Absicht, sie zu retten."

Also ist es wahr, was man damals sagte, daß ein Mädchen wirklich in den See gesprungen?"

„Man glaubte es annehmen zu können," antwortete der Graf, „es lag oder liegt immer noch etwas Geheimnißvolles um diese Geschichte. Den Beschreibungen nach, die mir der Schultheiß von Metthausen gemacht, sollte ich das Mädchen gekannt haben."

„Oh! — eine unglückliche Liebe!"

„Gewiß nicht, was mich anbelangt!" lachte der Graf, „ich gab mir alle Mühe, den Schleier zu lüften, der über dem Vorfall ruhte, aber vergebens, und was meinen eifrigsten Nachforschungen nicht

gelang, das hätte ich damals mit leichter Mühe erreicht, wenn ich jene Nachforschungen gleich begonnen und zufällig hier im Schlosse anwesend gewesen wäre. Doch fiel in jene Zeit die Hochzeit des Baron Karl, das Begräbniß der armen Adelaide — Ihrer Tante, Herr von C. — ich reiste alsdann nach Lüttich zu einem guten Freunde, und erst als ich zurückkam, begann mich diese Geschichte sehr zu interessiren, und was ich erfuhr, blieb immer räthselhaft genug. Hier auf dem Schlosse nämlich — doch wird Meister Amadäus gleich mit dem Thee kommen, und wenn der alte Herr bei guter Laune ist und ihr ihn ernstlich ersucht, so erzählt er euch vielleicht selbst, was zusammenhängend mit jener Geschichte sich hier im Schlosse begab. — Doch muß ich euch um eins bitten: lacht um Gotteswillen nicht oder macht kein ungläubiges Gesicht, wenn euch Amadäus vielleicht eine etwas befremdende Einleitung gibt. Er ist ein Geisterseher, aber von der originellsten und lustigsten Art, und seine Visionen haben weder für ihn selbst, noch für den, dem er sie erzählt, etwas Grauenhaftes."

Der ältere Offizier, der Herr von M., sowie einige andere der älteren Gäste nickten mit dem Kopfe, den jüngeren entfuhr ein Ausruf des Erstaunens, und über die Züge des Diplomaten flog ein leichtes spöttisches Lächeln.

„Der alte Mann," fuhr der Graf fort, „war in den Kriegsjahren beständig bei meinem Vater, machte in dessen Regiment alle die damaligen Schlachten mit, ging mit der Armee nach Rußland erhielt an der Beresina einen tüchtigen Säbelhieb und schleppte sich trotzdem, sehr langsam freilich, aber glücklich nach Deutschland zurück. Ich erinnere mich noch recht gut, wie er eines Abends spät hier auf dem Schlosse ankam, mit zerrissenen Schuhen, in einem Weiberrock, den Oberkörper in einen alten seidenen Damenmantel gewickelt, dessen Kapuze er über den Kopf gezogen hatte, und dieser Kopf selbst — er war schrecklich anzusehen. Die zusammengetrocknete Haut lag auf den Knochen, die eingesunkenen Augen brannten in fieberhafter Gluth und sein Bart hing fast bis zum Gürtel herab. Ich, der Aelteste selbst konnte diesen Anblick nicht vergessen

und für die jüngeren Kinder war er ein wahrer Popanz geworden, denn man brauchte nur zu sagen: Amadäus kommt mit seinem Bart, so waren sie mäuschenstill. Von da an blieb er nach seinem Wunsche hier auf dem Schlosse, das damals noch mit dichtem Wald umgeben war, oft Jahrelang mit ein paar Jagdgehülfen allein, was wohl im Verein mit seinem vergangenen Soldatenleben sowie mit dem Säbelhieb daran Schuld ist, daß er sich seine Einsamkeit mit den seltsamsten Gestalten und Bildern bevölkert. Er sieht nämlich, wie gesagt, Geister, das heißt Personen, die, wie er behauptet, vor langer Zeit gelebt. Doch kommen und gehen dieselben nicht, wie man sich gewöhnlich Gespenster vorstellt, mit unheimlichen verzerrten Gesichtern, in langen schleppenden Gewändern, sondern gesund und frisch, lustig oder traurig, wie sie im Leben gewesen, treiben ihr Geschäft, sprechen zusammen, kurz, es ist ihm, als sei er auf einmal in eine vergangene Zeit versetzt und wandle selbst als Gespenst darin herum."

„Seltsam! merkwürdig!" sagten einige der Gäste.

„Und er sieht diese Geister beständig?" forschte der Diplomat, noch immer ungläubig lächelnd.

„Wenn er will, ja. Es liegt nämlich für ihn zwischen jenen Gestalten und seinem inneren Auge ein leichter Nebel, den er aber mit seinem Blicke durchbrechen kann, wenn er will. Andere Personen, die er im Leben genau gekannt, behauptet er dagegen, an verschiedenen Stellen beständig zu sehen."

„Da sollte man ja den Meister Amadäus," lachte der junge Diplomat, „bei irgend einer Kunstschule oder beim Theater anstellen, da er dann den jungen Malern oder Schauspielern die richtigsten Costume angeben könnte."

„Dies könnte er auch," sagte ernsthaft der Graf, „ich erinnere mich einer merkwürdigen Geschichte mit ihm. — Ihr wißt Alle, daß hier in der Gegend zur Zeit des Bauernkrieges der „arme Konrad" arg gehaust, namentlich auch auf diesem Schlosse. Da war vor ein paar Jahren ein Maler hier, der nahm das alte Gebäude drüben und die Gegend auf, um aus jener Zeit eine

Scene zu malen. Da er ein artiger gebildeter Mensch war, so lud ich ihn ein, sein Bild hier zu vollenden, was er auch gerne that. Er hatte eine Menge Mappen bei sich, darunter viele Costumezeichnungen aus alten Werken und nach Angaben seiner Freunde, die er zu dem Bilde zu benutzen pflegte. So komme ich eines Tages in sein Zimmer hinüber und höre durch die angelehnte Thüre, daß er mit dem alten Jagdgehülfen Joseph, der, nebenbei gesagt, wie auch die ganze übrige Dienerschaft, den Haushofmeister wie eine Art Propheten verehrt, laut spricht und lacht. Joseph hatte einen Staubbesen in der Hand, schaute in die Skizzen und sagte mit dem Kopfe schüttelnd: so haben die Leute damals nicht ausgeschaut! — Woher wißt Ihr das? fragte der Maler. Da sah ihn Joseph groß an und sagte: fragen Sie den Meister Amadäus, der kann es Ihnen besser sagen, als Ihre Bilder und Bücher. Joseph fährt ab, wie ich eintrete, und der junge Maler fragt mich lachend, wie er jene Rede zu deuten habe. Ich erzählte ihm von den Eigenheiten des alten Hausmeisters, und da ich selber auf eine ähnliche Probe gespannt war, so ersuchte ich ihn, sich, aber in allem Ernste, an Amadäus zu wenden. Das that er auch und die Beiden wirthschafteten eine Zeit lang sehr vertraut zusammen. Anfangs entsetzte sich der Maler über das, was ihm der Alte sagte, und der junge Mensch schwur hoch und theuer, so und nicht anders können Kleidung, Bewaffnung, ja Sitten und Gebräuche in der damaligen Zeit gewesen sein. Das Bild wurde vortrefflich, machte Furore in allen Kunstausstellungen; ich habe es später gekauft, es hängt in der Stadt in meinem blauen Salon."

„Das ist eine ganz unglaubliche Geschichte," sprach lachend der Diplomat. „Respekt vor der Phantasie und der Erzählungsgabe des alten Herrn, aber ich glaube, er gefällt sich darin, sich auf solche Art eigenthümlich, ja wichtig zu machen."

Der Herr von M. zuckte mit den Achseln. Ihn verdroß das Lachen des Attache's und er sagte: „Wenn Sie glauben, daß sich Amadäus ein Vergnügen oder eine Ehre daraus macht, Ihnen, mein Lieber, von seinen Visionen zu erzählen, so irren Sie gewaltig."

„Das ist wohl möglich," entgegnete der Diplomat etwas hochmüthig, „weil er wohl wissen wird, wo er seine Mährchen an den Mann bringen kann."

Herr von M. schien den Ausfall überhören zu wollen und fuhr fort: „der Alte ist durchaus nicht zum Spassen aufgelegt. Wenn er freilich nur so vor Einen hinträte und von seinen Visionen spräche, so könnte man am Ende Ihrer Meinung sein. Aber betrachten Sie ihn in seinen ruhigen Geschäften, mit welcher Ehrerbietung er sich plötzlich auf eine Seite hinwendet, wo wir nichts Außergewöhnliches sehen, oder wie er auf einmal auf eine Thüre zugeht, und die Flügel derselben, sich tief verneigend, öffnet, so könnte man glauben —"

„Daß es in seinem Kopfe nicht richtig ist," sagte der Diplomat.

„Das könnte man," fuhr Herr von M. fort, „wenn er sich nicht in allen seinen Verrichtungen als den treusten, umsichtigsten und verständigsten Diener zeigte."

„Aber Sie wollen mir doch nicht allen Ernstes einzureden versuchen, daß der Alte das wirklich sieht, was er zu sehen vorgibt?"

Herr von M. zuckte die Achsel: „Ich will überhaupt Niemand etwas einreden," sagte er, „aber daß Meister Amadäus einer der sonderbarsten, ja interessantesten Menschen ist, das haben tiefe Denker und große Physiologen einstimmig anerkannt."

„Die Sache kann recht unterhaltend sein," sprach sehr würdevoll der Diplomat, „aber auf mich macht keinerlei Geisterseherei irgend einen Effekt."

Herr von M. wollte etwas antworten, doch winkte ihm Graf Alfons mit den Augen und sagte ruhig: „Und doch wette ich, mein lieber Baron, daß das Benehmen des alten Mannes auch auf Sie seinen Eindruck nicht verfehlen wird. Betrachten Sie sich den alten Lehnstuhl, auf welchem Sie sitzen: das Schnitzwerk daran und das durchfressene Holz zeugen von seinem hohen Alter. — Ich setze mich nie auf den Stuhl — Sie sehen mich fragend an? — weil Amadäus mir augenblicklich einen andern an den Tisch rückt; er wird's Ihnen auch so machen."

„Und weßhalb?“ fragte lächelnd der Diplomat, betrachtete aber den alten Lehnstuhl etwas genauer.

„Das will ich Ihnen später sagen,“ fuhr der Graf fort. „Es ist jetzt eilf Uhr und Amadäus wird gleich erscheinen, um uns den Thee zu serviren. Geben Sie genau auf ihn Achtung, lieber Baron, aber ihr Andern thut mir den Gefallen und plaudert unbefangen miteinander.“

Einundvierzigstes Kapitel.

Magdalene.

Draußen auf dem alten Thurme schlug es eilf Uhr, und mit dem Schlage öffneten sich langsam die Flügelthüren des Zimmers und Amadäus trat herein, ernst und feierlich, wie immer. Sein vertrocknetes Gesicht mit den tiefen Falten zeigte zuerst keinerlei Bewegung, dann aber wandte er die scharfen, durchdringenden Augen auf den jungen Diplomaten, machte ihm eine tiefe Verbeugung und schritt vor den beiden Dienern her, die hinter ihm das Theeservice, Brod, kaltes Fleisch, Rum und dergleichen trugen, einem großen Tische zu, wo er alles der Ordnung nach aufstellte und dann dem Grafen meldete, daß der Thee servirt sei. Sodann rückte er einen bequemen Fauteuil an den Tisch, trat vor den jungen Diplomaten und sagte ernst und feierlich: „Wollen der Herr Baron vielleicht die Gnade haben, dort in dem Fauteuil Platz zu nehmen?" und als ihn der Sitzenbleibende fragend ansah, fuhr er fort: „die Zugluft könnte Ihnen schaden, ich möchte auch die Jalousien schließen lassen."

Wie der junge Diplomat so seltsam lächelnd in das Gesicht des Haushofmeisters sah, glätteten sich seine Züge plötzlich zum Ernste, und er versicherte später, der Blick des alten Mannes habe

ihn sonderbar ergriffen, weßhalb er auch aufstand, um sich an dem Seitentisch, wie er sagte, eine andere Cigarre zu holen.

Amadäus machte eine zweite Verbeugung, goß den Thee in die Tassen, und ließ ihn herumreichen. Plötzlich sagte der Graf, der bemerkte, wie der junge Diplomat im Geiste des Widerspruchs sich abermals dem Lehnstuhl näherte, und der ferner sah, wie die Augen des alten Dieners besorgt dieser Bewegung folgten: „nicht wahr, Amadäus, du hast es nicht gern, wenn sich Jemand dort hinsetzt?"

„Herr Graf!" sprach der alte Mann und sah ihn bittend an.

„Antworte mir, guter Amadäus, du brauchst dich durchaus nicht zu geniren, wir sind ja unter lauter guten Freunden. Gestehe mir, daß du es nicht gern siehst, wenn jener Stuhl besetzt ist."

Mittlerweile hatte der junge Diplomat kühn wieder seinen Platz eingenommen.

„Nun, Amadäus!"

„Es ist ja nicht meinetwegen!" sagte der alte Mann im ernstesten und zugleich bittendsten Tone, „aber es ist der Stuhl des hochseligen Herrn Großvaters."

„Und wo ist mein guter Großvater? du siehst ihn, nicht wahr?" fragte freundlich der Graf. „Frisch mit der Sprache heraus, Amadäus!"

Der alte Mann blickte mit starrem Blick nach der Fensterecke und dem Stuhle, und seine Augen schienen sich durch den Vorhang bohren zu wollen, der am Fenster herabhing. „Der hochselige Herr," bemerkte er in ruhigem, aber bestimmtem Tone, „steht dort hinter der Stuhllehne und stützt seinen rechten Arm auf dieselbe. Er sieht mich fragend an und deutet mit der linken Hand auf den jungen Herrn, der seinen Platz einnimmt. Er möchte sich selber gern setzen, der alte hochselige Herr."

Das Lächeln war bei diesen Worten von den Wangen des jungen Diplomaten verschwunden. Ja, er war etwas Weniges blaß geworden, und er blickte, wie er glaubte, muthig hinter sich an den Vorhang. Doch war in Wahrheit sein Gesichtsausdruck etwas verzagt geworden. Auch suchte er nach einer Pause mit einer

scherzhaften Wendung von dem unheimlichen Platze wegzukommen, indem er mühsam lächelnd sagte: „fern sei es von mir, einem Würdigeren den Platz zu versperren."

Damit trat er an den Tisch und bat um eine Tasse Thee.

Keiner der Anwesenden lächelte, wie es wohl das Benehmen des jungen Herrn verdient hätte, vielmehr waren Alle ergriffen von der Vision des Meisters Amadäus.

Die beiden Lakaien entfernten sich und der Thee wurde schweigend getrunken.

„Du erwähntest," wandte sich nach einer Pause Herr von M. an den Grafen, „der damals räthselhaften Geschichte am wilden See und eines Vorfalls auf dem Schlosse hier, der mit derselben in Berührung stehen solle. Sei so gut und gib' uns etwas Näheres darüber zum Besten."

„Mit Vergnügen," sagte der gefällige Wirth, „was mir selber darüber mitgetheilt wurde, sollt ihr alles erfahren. Doch halt! da fällt mir eben ein; wie wär' es denn, Amadäus" — damit wandte er sich an den alten Diener — „wenn du uns diese Geschichte erzähltest? Du warst ja dabei, dich hat die Schöne besonders interessirt, alter Herr, und du kannst uns sicher das Wahrste und Genaueste darüber mittheilen."

Aller Augen wandten sich nach dem Angeredeten, und über die Züge desselben glitt ein melancholisches Lächeln. „Es ist ja nichts Interessantes," antwortete er in einem Tone, als wollte er sagen: erlaßt mir diese Erzählung! — „ein unbedeutender Vorfall, etwas, von dem nicht viel zu sprechen ist."

„Alter Herr! alter Herr!" lachte der Graf, „dir war der Vorfall nicht uninteressant. Weißt du noch, wie du mir damals darüber schriebst? Hätte ich nur den Bericht da, den wollte ich euch vorlesen."

„Der Schulmeister drunten im Dorfe hat ihn ja gemacht, den Bericht," sagte bittend Amadäus. „Er, der Schulmeister nämlich, war freilich damals etwas überspannt und aufgeregt. Nun, ich kann es ihm eigentlich nicht übel nehmen," setzte er murmelnd hinzu.

„Nun, so erzähle denn, Amadäus!“ sprach der Graf und sämmtliche Gäste baten ebenfalls: „Thun Sie uns den Gefallen, Amadäus, und lassen Sie die Geschichte hören.“

„Aber Sie müssen dabei sitzen,“ sagte der ältere Offizier, und der Graf fügte hinzu: „das versteht sich von selbst; dort ist ein bequemer Fauteuil für dich, Amadäus,“ — „und hier eine Tasse Thee,“ fügte Herr von M. hinzu, — „mit Rum, nicht wahr, alter Herr?“

Der Haushofmeister dankte nach allen Seiten auf's Verbindlichste, setzte sich alsdann nieder und erzählte:

„Es können jetzt zehn Jahre sein — es war um dieselbe Zeit wie jetzt, gegen Ende Oktober, — da machte ich Nachmittags — es war von der Herrschaft niemand auf dem Schlosse — meinen gewöhnlichen Spaziergang nach dem wilden See. Ich liebe ihn sehr, den wilden See, man sieht da, namentlich im Mondschein, so allerlei wunderschöne und seltsame Geschichten. Man hört dort am Tage auf der Höhe des Berges den tiefen, hallenden Ton der Hüfthörner, das laute Taujaut! Taujaut! das Gebell der Rüden, das lustige Treiben der Jagd; und dann war da oben ein kleines, schattiges Plätzchen, wo ich versteckt das ganze Getreibe mit ansehen konnte, den flüchtigen Hirsch und welchen Hirsch! — Achtzehn- und Vierundzwanzig-Ender, dahinter die Meute, begierig und klaffend, die Jäger zu Pferde, pfeilschnell hinter dem edlen Thiere an das Ufer des See's. Dort schwimmt er Kopf und Geweih hoch, lange Furchen nach sich ziehend, die Fanfahre ertönt, il bat l'eau, ja, ja er wird ihnen kommen. Rasch versammeln sich die Jäger und von den Reitern haben bei dem Aufenthalt auch die letzten Zeit nachzukommen. Schöne Frauen auf flüchtigen Pferden, Jägerburschen zu Fuß, Alles kommt herbei, Alles. Jetzt stürzt die Meute in's Wasser, die Jäger theilen sich, umjagen den See rechts und links und weiter geht es fort, die Thalschlucht hinab, immer weiter, das Getöse wird leiser und leiser und verschwimmt endlich in dem Rauschen der dürren Blätter bis zum Hallali, das nach einiger Zeit lang und freudig ertönt, daß die Bergwände melancholisch

widerhallen. — Wenn nun so Alles vorbei, so ging ich ebenfalls die Schlucht hinter dem wilden See hinab bis zu dem Felsengrund, wo jetzt die Mühle steht. Hier hatten sie im Bauernkriege ein wohlversteckes Hauptquartier. Ich hab' das dem Müller oft gesagt, aber es graust ihm davor und er wollt' es nicht glauben; ich aber sah sie oft genug, die wilden Gesellen, jubelnd und prassend an den Feuern, lagernd auf Säcken von geraubtem Gut, und der Anführer des „armen Konrad" lachte höhnisch herab auf den Gräuel und die Verwüstung, wenn er hinter der dicken Müllerin zum Fenster hinausblickte.

Abseits von der Mühle führte eine Schlucht, die das herabstürzende Waldwasser gerissen, und dorthin ging ich am liebsten. Denn es war ein stilles, heimliches Plätzchen, einsam und öde, ich glaube nicht, daß in früheren Zeiten es je eines Menschen Fuß betreten. Ich hatte wenigstens bis damals nie Gestalten da bemerkt. Dahin ging ich, und wollte mich, wie ich oft gethan, auf eine bemooste Felsplatte, die über dem Wasser hing, niederlassen. Doch wie ich hinkam, bemerkte ich mit Erstaunen, daß die Felsplatte bereits besetzt war. Auf derselben lag ein Mädchen, ziemlich ärmlich gekleidet, mit der Hand unterstützte sie ihren Kopf und schlief. Ich stand überrascht und wußte für den Augenblick nicht, ob es ein lebendes Wesen oder ein Phantom sei. Es konnte ein guter Engel sein, der menschliche Gestalt und Kleidung angenommen, um irgend hier auf Erden eine gute That zu verüben. Die tiefe, süße Ruhe auf den Zügen sprach dafür, ebenso ihre Schönheit, wie ich nie etwas Aehnliches gesehen. Das Mädchen hatte langes, blondes Haar, früher in dicken Flechten geordnet, jetzt aber aufgelöst und über Nacken, Schultern und Brust herabfallend. Schuhe und Strümpfe hatte sie ausgezogen, und wie ich sie länger betrachtete, die feinen weißen Füße auf dem grünen Moose, das milde liebe Gesicht mit dem goldblonden Haar, so glaubte ich ein Bild zu sehen, ein Bild aus unserem Schlosse, — das der büßenden Magdalene. —

Aber es war kein Bild, es war ein lebendes Wesen, und wie ich näher trat, raschelte das dürre Laub unter meinen Füßen. Sie

schlug die Augen auf, setzte sich in die Höhe und sah mich überrascht an, während sie ihr Haar aus dem Gesichte strich. So blickten wir uns eine Weile stumm an, dann fragte ich: „wer bist du, Mädchen, und wo kommst du her?“ Sie faltete die Hände und antwortete: „das kann ich Euch Beides nicht sagen; ich habe mich verirrt, zeigt mir den Weg nach dem nächsten Dorfe und Gott soll es Euch lohnen.“

Ich schüttelte den Kopf und fragte sie: „und was willst du im Dorfe machen?“ worauf sie nach einigem Besinnen entgegnete: „Mir einen Dienst suchen, um mich mit meiner Hände Arbeit zu ernähren.“

Aber diese Hände waren zu fein zum Arbeiten, wenigstens für eine Arbeit, wie sie sie drüben bei den Bauern finden konnte. Das sagte ich ihr auch, und darauf sah sie ihre weißen Hände schaudernd an und fing an zu weinen. „Heißest du nicht Magdalene?“ fragte ich darauf und sie antwortete mir: „ja so heiße ich — und ich bin es.“

„So komm' mit mir in's Haus,“ sagte ich, „in das Schloß meines gnädigen Herrn, des Grafen,“ und darauf blickte sie mich mit großen Augen an und entgegnete: sie wolle doch lieber in's Dorf gehen. Ich verstand, was sie mit ihrem Blick sagen wollte, und antwortete ihr: „sie solle nur getrost mit mir gehen, im Schloß sei Niemand als eine Wirthschafterin und ein paar graue Knaben in meinem Alter. Mein gnädiger Herr, der Graf,“ fügte ich hinzu, „werden in den nächsten Jahren nicht in die Gegend kommen.“

„Leider war es so!“ warf Graf Alfons ein und zündete sich eine frische Cigarre an.

„Darauf reichte sie mir die Hand,“ fuhr der alte Mann fort, „und ging mit mir in's Schloß. Es dunkelte schon, als wir die Schlucht hinaufstiegen, und als wir droben auf der Höhe das Wasser des wilden See's blinken sahen, schaute sie sich erschrocken und scheu um und eilte hastig mit mir vorwärts. Im Schlosse aber hatte ich mit der alten Wirthschafterin einen harten Kampf

zu bestehen; sie hatte gar sonderbare Ideen, lachte mir in's Gesicht und wollte sich anstellen, als werfe sie einen curiosen Verdacht auf mich. Ich aber sagte ihr Alles mit eindringlichen Worten, wie ich das Mädchen gefunden, wie ich mich nicht täusche, wenn ich ein Gesicht genau ansehe, ob zu diesem Gesichte ein gutes Herz gehöre oder nicht, und erklärte fest und bestimmt, daß es mein Wille sei, sie nehme das Mädchen zu sich und sehe, was mit ihr anzufangen."

„Ich durfte das schon thun," fuhr der alte Mann fort, indem er sich an den Grafen wandte, „ich kannte meinen gnädigen Herrn und wußte, daß er mir Dank wissen würde, einer unglücklichen Verlassenen geholfen zu haben.

„Freilich, freilich!" sagte der Graf lächelnd, du hättest mir nur damals gleich die Geschichte umständlicher schreiben sollen."

„Das unterließ ich aber, Herr Graf," erwiderte ernst der Diener, „weil sie mich flehentlich darum bat und weil ich mit allem Respekt vermuthete, daß es so besser sei."

Bei diesen Worten lächelten die Zuhörer und Herr von M. sagte fröhlich: „es muß wahr sein, Amadäus kennt die Herzen, absonderlich die unsrigen. In jener Zeit ritt ich mehrere Male hieher, um Einiges, warum du mir schriebst, nachzusehen. Wissen Sie noch, Meister Amadäus, wie ich eines Tages drüben in dem Archiv einen ganzen Tag umherstöberte, und weil es mir zu spät wurde, über Nacht blieb? Da wollte mich der alte Herr zum Geisterseher machen. Es war ein herrlicher Abend, der Vollmond hing über dem alten Thurme, der Dichter sagt: wie der Punkt über einem i, und ich lag in meinem dunkeln Zimmer im Fenster, des herrlichen Abends genießend. Es war spät, da ging drüben in dem alten Gebäude die Thüre auf, und über den weiß beschienenen Hof schritt eine Gestalt, nein, sie schwebte, sie glitt dahin über den Strahlen des Mondes, und als sie ihren Kopf emporwandte, und in die weiße Scheibe blickte, sah ich in ein Gesicht so schön, so edel, kurz in das Gesicht jenes Mädchens, das der alte Herr eben so glühend beschrieben. Sie verschwand unter dem Portal des

neuen Schlosses. Ich rief überrascht nach Joseph, der stellte sich erstaunt und läugnete mir in's Gesicht, und als ich dort den Meister Amadäus fragte, so versicherte er mich mit dem ernstesten Gesichte von der Welt: Joseph könne nichts davon wissen, aber er habe die Gestalt auch schon öfter bemerkt. Um ein Haar hätte er mich auf die Vermuthung gebracht, ich habe ein überirdisches Wesen gesehen. Schön genug war das Mädchen dazu. — Aber verzeiht mir die Unterbrechung, und auch Sie, Amadäus, bitte, fahren Sie fort!"

„Die Wirthschafterin," nahm der Haushofmeister wieder seine Erzählung auf, „die mit Mühe zu bewegen war, Kleidungsstücke und ein Zimmer für das Mädchen herzurichten, war schon nach den ersten Tagen, die sie mit ihr verlebt, wie umgewandelt; sie räumte ihr einen Theil ihrer eigenen Wohnung ein, sie vertraute ihr die Schlüssel des ganzen Schlosses, sie ließ sie schalten und walten. Und wie schaltete und waltete das Mädchen? Es war, als schreite ein guter Geist durch's Schloß. Alles wußte sie zu ordnen, Alles gedieh unter ihren Händen. Dabei war sie klug und verständig, bescheiden und fromm — — — — So ging das ein Jahr lang fort, und die Wirthschafterin und wir drei alte Leute lebten wie im Himmel. Da kam eines Tags unversehens der Schulmeister drunten aus dem Dorfe auf's Schloß und trat so plötzlich in's Zimmer, daß er uns Alle bei dem Mittagessen überraschte. Er machte große Augen — war sonst ein recht braver junger Mensch — und wir mußten ihm, mochten wir wollen oder nicht, die Magdalene aufführen (sie galt als Geschwisterkind der Wirthschafterin) und von da an kam er zuerst alle Wochen, dann alle Tage herauf, und es geschah, was ich ihm nicht übel nehmen konnte, er verliebte sich auf's Heftigste in das Mädchen."

„Das finde ich begreiflich!" sagte Herr von M. „es hätte andern Leuten auch so gehen können. O Amadäus, Sie haben eigentlich schlecht an Ihrer Schutz- und Pflegebefohlenen gehandelt!"

Der alte Mann verbeugte sich lächelnd, dann fuhr er fort: „wie schon gesagt, der junge Schulmeister war ein braver, solider,

geordneter Mann. Wir hätten gegen seine Besuche in keinerlei Weise etwas gehabt, im Gegentheil, namentlich die Wirthschafterin sah dieselben gern und wie die alten Weiber so sind, so dachte sie bald an eine Heirath der beiden jungen Leute, und sah die Magdalene schon als Frau Schulmeisterin."

„Die Alte war immer eine kluge, verständige Person," schaltete der Graf ein.

„Das Mädchen sah die Besuche ebenfalls nicht ungern, freilich aus einem ganz anderen Grunde, denn der Schulmeister erbot sich, ihr in verschiedenen Dingen, namentlich in Sprachen und Musik Unterricht zu ertheilen, und sie ergriff diesen Vorschlag, wie man so zu sagen pflegt, mit beiden Händen. Jetzt trieben die Beiden französisch und englisch zusammen, namentlich aber Musik, und das Letztere, so sagte der Schulmeister, erfaßte und vollführte sie am Allerleichtesten. In kurzer Zeit spielte sie auf dem Klavier drunten die schönsten Sachen, und dies wurde für uns eine neue Quelle der angenehmsten Unterhaltung. Stundenlang konnte sie ihre Finger über die Tasten gleiten lassen und irrte umher in einem Wald voll Tönen, lange umsonst in ihren Phantasien ein ruhiges Plätzchen suchend — so kam es mir nämlich vor — wo sie ausruhen könne. Endlich aber wurde ihr Spiel ruhiger und lichter und dann lächelte sie einen Augenblick, doch war dieses Lächeln nur der Vorbote von Thränen, die alsdann ihren Augen entströmten, während sie das Gesicht in beide Hände verbarg. — — — — Verzeiht, ihr Herren, daß ich so umständlich erzähle; von Dahingeschiedenen, von Verstorbenen erinnert man sich ja gern der kleinsten Züge, man hat sie ja so lieb, die an und für sich unbedeutendsten Erinnerungen." —

„Dieses zweite Jahr verflog uns noch angenehmer und pfeilgeschwinde. Das Mädchen wurde ruhiger, ihr Blick freudiger, sie selbst heiterer, als sie anfangs gewesen. Von ihrem Herzen schien allmälig ein schwerer Druck zu weichen: mir schien es immer, als fangen schreckliche Erinnerungen ihres früheren Lebens nach und nach an zu verbleichen und es verliere ein quälendes Bewußtsein vergangener bitterer Tage allmälig die Kraft, sie zu martern. Das

Mädchen schritt ohne Fröhlichkeit, aber mit einem innern Frieden so ruhig einher, als habe sie nach vielem, mühsamem Ringen endlich ihr Ziel erreicht. Ihr Auge strahlte so wunderbar klar und blickte so vertrauend gen Himmel, als wolle es sagen: dort droben ist meine Heimath." — —

„So vergingen also zwei Jahre, da lief vom gnädigen Herrn der Befehl ein, das Schloß zu seinem Empfang zu rüsten, da er demnächst mit einer Gesellschaft Freunde erscheinen werde, um die Jagdzeit hier zuzubringen. — Der Herr Graf werden sich dessen erinnern. Der Schulmeister, der sich bis dahin sehr zurückhaltend betragen, mochte nun glauben, es sei der Zeitpunkt gekommen, um sich gegen das Mädchen zu erklären, genug — er bot ihr seine Hand an; und das war ein trauriger Tag für alle Beide. Sie weinte und er weinte — und als er nach einer Stunde mit roth angelaufenen Augen das Schloß verließ, kam er zu mir in den Garten und sagte: Amadäus, sprach er, ich bin ein ganz unglücklicher Mensch, aber das Mädchen ist ein Engel. Sie aber schlich seit der Zeit betrübt und traurig umher und befand sich in sichtbarer Unruhe. Da kam eines Abends der große Fourgen in den Hof gefahren, das Mädchen erschrak, wie es ihn sah und wie die beiden Lakaien in ihren Livréen herabsprangen." — — — —

Der alte Mann hatte das Letzte zerstreut erzählt mit niedergeschlagenen Augen und versank jetzt, ohne zu endigen, in tiefes Nachdenken.

„Und weiter, Amadäus?" bat der Graf.

Weiter ist nicht viel mehr zu sagen. Am andern Morgen — ich hatte viel nachzusehen und herzurichten, die Wirthschafterin ebenfalls, und so kamen wir erst beim Mittagessen so eigentlich zu uns — da fehlte das Mädchen. Unsere erste Frage war: wo ist die Magdalene? — Es hatte sie niemand gesehen, auch war sie nicht auf ihrem Zimmer, dafür aber auf ihrem Tisch ein Schreiben an mich, worin sie von uns Allen Abschied nahm, indem sie versicherte, es sei ihr ferner unmöglich, hier zu bleiben; wir möchten ihr das nicht übel nehmen, und so weiter, und so weiter. Natür-

lich begnügten wir uns nicht damit, sondern eilten nach allen Richtungen in den Wald hinaus. Der alte Joseph, der alte Arnold, ich natürlicher Weise, ja selbst die Wirthschafterin. Letztere aber kam nicht weiter als in's Dorf drunten, wo sie heulend zum Schulmeister lief. Auch der auf und davon mit vielen Männern des Dorf's. Holzhauer und Jägerburschen durchstreiften alle Waldpfade, stiegen jede Schlucht hinab — umsonst! Man fand keine Spur — — — — und hörte nie mehr etwas von ihr. — — — — Ich wußte wohl, daß alles Suchen vergebens war," fuhr der Alte nach einer längeren Pause wieder fort. „Wesen ihrer Art lassen keine Spur zurück."

„Und wer meinen Sie denn, daß es gewesen sei, Amadäus?" fragte Herr von M., worauf der Alte feierlich erwiderte:

„Ein gutes Geschöpf, Herr Graf, ein Wesen, das vielleicht Fehltritte begangen, die es aus seinem Himmel verbannten und die es hier unten abbüßen mußte. Daß wir sie nicht wieder fanden, war natürlich, sie entschwand dahin, wo sie hergekommen."

Bei diesen letzten Worten hob der alte Mann seinen Blick in die Höhe und man sah Thränen in seinem Auge schimmern. Auch die Zuhörer waren von der seltsamen Erzählung sichtlich ergriffen und es herrschte momentan eine tiefe Stille in dem Gemach.

Der Graf unterbrach diese Pause wieder, indem er sagte: „wie war es doch mit dem Schulmeister, Amadäus?"

„Er grämte sich sichtlich ab, Herr Graf," antwortete der alte Mann, indem er aufstand. „Später errichtete er ein Kreuz auf der Felsenplatte, wo ich das Mädchen gefunden, und zog alljährlich an einem bestimmten Tage mit der Schuljugend dahin. Er lebte der fixen Idee, als sei die büßende Magdalena wirklich noch einmal erschienen, um die Menschen aufzufordern, ihre Sünden zu bereuen. Er ist Pietist geworden, sonst aber ein ganz braver Mann." Damit trank der Erzähler seinen Thee mit Rum, der indessen zu kaltem Grog geworden war, und empfahl sich, nicht ohne dem alten Lehnstuhle ein besonderes und tiefes Compliment zu machen.

„Es war damals wirklich komisch," sprach der Graf, „als ich ein paar Tage nach dem Ende der Geschichte in dem Schlosse ankam. Die alte Wirthschafterin jammernd mit rothverweinten Augen, Amadäus betrübt umherschleichend und dem Joseph und Arnold, die auf's Neue jeden Tag den Wald durchstöberten, bei ihrer Zurückkunft tausenderlei Fragen stellend; ich mußte ein paar Tage lang wirklich streng sein, um das Hauswesen wieder in das alte gewohnte Geleise zurückzubringen. Aber als mir erst die Geschichte mit allen Nebenumständen erzählt war, mußte ich noch lange nachher Anspielungen darauf hören, namentlich als ein Jahr nachher die alte Wirthschafterin starb, deren Tod Amadäus dem Kummer um die Verlorene zuschrieb. Ich mußte mir zu jener Zeit das Heren- und Geisterwesen allen Ernstes verbitten, denn die sterbende alte Frau behauptete vor ihrem Ende, die Verschwundene deutlich gesehen und erkannt zu haben, und der alte Joseph kam eines Abends heim und behauptete, er habe sie an dem Kreuz bei der Felsenplatte gesehen, und wie er ihr zugerufen, sei sie langsam aufwärts geschwebt."

Draußen auf dem Thurme schlug es zwölf Mal — die Mitternachtsstunde. —

„Brrr!" sagte der junge Offizier, „das sind ja eigentlich schauerliche Gespenstergeschichten, es könnte Einem in dem Schlosse Angst werden."

„Was das Mädchen anbelangt," meinte lächelnd der Graf, „so war sie — dessen bin ich gewiß — keine überirdische Erscheinung, wohl aber ein höchst merkwürdiges Wesen."

„Du hast sie gekannt?" fragte Herr von M.

„Vor zehn Jahren," erwiderte der Graf, „würde ich dir geantwortet haben: ja, ich habe sie gekannt! aber jetzt, da mir später einige Fäden in die Hand gespielt wurden, die auf's Allerromantischste und Seltsamste in das Leben eines lieben und guten Freundes hinüberspielen, versichere ich Euch: ich weiß nichts von ihr. Ich würde sie nicht kennen, wenn ich sie heute wiedersähe, ich würde ihr feiernd nahen und mich glücklich schätzen, auf's Ehrerbietigste ihre Bekanntschaft machen zu können. — Doch, es ist spät, meine

Freunde, suchen wir unsere Zimmer, denn morgen nach dem Frühstück, zu welcher Zeit Jeder mit seinem Gepäck fertig ist, wollen wir uns für eine Zeit lang trennen. Ich hoffe euch nächstes Jahr, spätestens über zwei Jahre, wieder zu derselben Zeit hier bewirthen zu können. — Gute Nacht, ihr Herren, gute Nacht, lieber M.! — adieu, Capitän!"

Draußen im Vorzimmer befanden sich Bediente mit Lichtern und Jeder suchte das ihm angewiesene Zimmer. Der junge Diplomat, der am Anfang des Corridors neben dem Eßzimmer wohnte, war einigermaßen ernst geworden und konnte sich später nicht enthalten, nochmals auf den langen Gang zurückzublicken, der noch immer von den dunkelrothen Laternen mit schwachem, seltsamem Lichte erfüllt wurde.

Im Schloß war Alles ruhig, Alles schien in den Schlafzimmern zu sein, bis auf den alten Amadäus, der — dort hinten — rüstig den Gang herabkam. Es schien, als schreite Jemand neben ihm her, denn er verbeugte sich beständig ehrerbietigst auf die Seite, und als er zu der großen Flügelthüre kam, die neben der Haupttreppe in die Zimmer einführte, so öffnete er dieselbe behutsam, als lasse er Jemand hindurchgehen und zog sie mit einer tiefen Verbeugung wieder zu.

Der junge Diplomat legte sich zu Bett und beschloß im Laufe der Nacht, künftig des Abends keinen starken Thee mehr zu sich zu nehmen, denn er schlief entsetzlich unruhig und hatte gar schreckliche Träume. — —

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Herbstvergnügen.

Am andern Tage nach dem Frühstück — es hatte eben eilf Uhr geschlagen — standen in dem Schloßhofe vier bespannte Wagen und ein paar gesattelte Pferde. Die Gäste, in Paletot und Reisemütze, gingen die Treppen hinab, begleitet von ihrem liebenswürdigen Wirthe, der ihnen zum Abschiede die Hände schüttelte und sie bis an den Wagentritt begleitete, bevor er seine eigene Kalesche bestieg. Meister Amadäus, wie gestern in schwarzem Frack mit weißer Halsbinde, wohl frisirt und stattlich anzuschauen, stand am Fuße der Treppe, jedem der Scheidenden eine tiefe, freundliche Verbeugung machend. Die Meisten drückten dem alten Manne mit frohem Wunsch auf baldiges Wiedersehen die Hand und nur der junge Diplomat, der ihm die schlaflose Nacht nicht vergessen konnte, und der sich jetzt bei dem hellen Tageslichte wunderbar beherzt fühlte, konnte sich nicht enthalten, ihm im Vorbeigehen zu sagen: „ei, lieber Amadäus, grüßen Sie mir die Gespenster!" worauf der alte Mann ernst erwiderte: „Herr Baron, man spendet nur denen Abschiedsgrüße, die man verläßt."

„Zum Teufel!" entgegnete lachend der Attaché, „wie meinen Sie das, Amadäus?"

„Nun," entgegnete dieser, was Sie Gespenster zu nennen belie-

ben, befindet sich überall, nicht blos hier auf dem Schlosse. — Verzeihen Sie, Herr Baron, das ist Ihr Wagen da unten, die grüne Kalesche mit der Chiffre A und der Krone?"

Der Blick des Alten war seltsam und starr.

„Allerdings und was soll das?"

„Sie kauften ihn," fuhr Amadäus fort, „von einem Husaren-Offizier?"

„Ganz richtig, in Wien!"

„Der bald darauf im Duell erschossen wurde, ich sehe das deutlich."

„Aber wo sehen Sie etwas?" sagte ernst werdend der Diplomat.

„In der rechten Ecke Ihrer Kalesche sitzt er sehr bleich, die Uniform hellblau mit Silber. Nun, ihm wird die frische Morgenluft gut thun. Sie verzeihen, Herr Baron." Damit fuhr der alte Mann mit der Hand über die Augen und machte eine tiefe Verbeugung.

Es hatte sonst niemand diese Unterredung gehört, und deßhalb konnte auch niemand vermuthen, weshalb der junge Diplomat seinen Wagen leer vorausfahren ließ und sich mit einem Platze auf dem Jagdwagen des jüngeren Offiziers begnügte.

Jetzt waren sämmtliche Gäste abgereist, der Graf reichte dem alten Diener beide Hände, sah ihm einen Augenblick liebevoll und fest in's Gesicht und sagte: „lebe wohl, Amadäus, wir sehen uns bald wieder! — Besorge das Schloß, fahr' zuweilen nach der Residenz und sieh' auch da nach der Wohnung, sowie nach meiner Schwester und besorge ihre Aufträge, als seien es die meinigen."

Stumm verneigte sich der alte Mann, der Graf schüttelte ihm nochmals die Hände, dann bestieg er seine Kalesche, vor welche vier starke elegante Braunen, seine eigenen Pferde, gespannt waren. „Du fährst den engen Waldweg," sagte er zu dem Kutscher, „ich möchte den andern Wagen vorkommen."

Ein Zungenschlag — dahin flogen die kräftigen Thiere, in wenig Augenblicken war der Wagen zwischen den größtentheils

schon entlaubten Bäumen verschwunden. — — Das Schloß lag öde und still. — —

Amadäus blieb noch eine Weile oben auf der Treppe stehen, nahm eine starke Prise, dann ging er hinauf; zog statt des schwarzen Frackes einen Ueberrock an und schritt durch sämmtliche Zimmer des ersten Stockes, wo er überall die Jalousien eigenhändig verschloß. Ebenso machte er es im Corridor, dann im Treppenhaus, und nachdem er so überall das Tageslicht ausgeschlossen, und eine stille trübe Dämmerung hergestellt, ging er in sein Zimmer und sah nach seinen Papieren und Büchern. —

Der Graf in seinem Wagen fuhr in scharfem Trab durch den engen Waldweg und hatte schon die Chaussée erreicht, ehe noch seine Gäste, welche vor ihm abgefahren, aus den Bergen heraus waren. Eine Stunde oder zwei fuhr er so auf der breiten Straße dahin, dann bog der Kutscher links ab, einem herrschaftlichen Gute zu, einem einsam stehenden hohen Gebäude, an den vier Ecken mit runden Thürmen flankirt, umgeben von tiefen Gräben, welche aber statt des Wassers mit kleinen Gemüsegärten angefüllt waren. Auf diesem Schlosse befand sich die Schwester des Grafen, Gräfin Clara, zum Besuch, und da es immer für einen Dritten peinlich ist, einer solchen Abschiedsscene beizuwohnen, und da wir den geneigten Leser in aller Wahrheit versichern können, daß nichts da droben zur Sprache kam, das irgendwie von Interesse wäre für unsere namenlosen Geschichten, so wollen wir auf einer alten Steinbank neben der Zugbrücke geduldig warten, bis der Graf seine Reise wieder antritt.

Von dieser Steinbank aus, geliebter Leser, siehst du zu deiner Rechten ein altes graues Thor, das in den Schloßhof führt. Die einzige Verzierung desselben besteht in einem fast bis zur Mumie eingetrockneten Habicht, der dort angenagelt ist, ein armer unglücklicher Räuber, von einem Stärkeren überwältigt, eine Geschichte, welche dies Schloß und die anderen auf den umliegenden Höhen schon öfters mit angesehen.

Vor uns und weit hinaus zur Rechten liegt in der herrlichen

Abendbeleuchtung der Gebirgszug, von dem wir eben herkommen, auf den höchsten Höhen mit Nadelholz bedeckt, dann kommen hohe Buchen und Eichen und an diese schließen sich Weinberge, die hinab bis zum Fuße des Neckars gehen, der sich dort unten, ein silbernes Band, an die Bergwand schmiegt und verstohlen eindringt in die reizendsten und heimlichsten Gauen.

Wir wissen, daß es spät im Oktober ist, die Zeit der Weinlese oder des Herbstens, wie man hier zu sagen pflegt. Daher das Gewühl an den Bergen, die emsigen Menschen, die auf und ab klettern, die Fässer an der Straße voll Trauben, die einspännigen Karren, der Fuhrmann rittlings auf dem sanft gerötheten Fasse — ein moderner Bacchus; und deßwegen aller Enden und Orten das Krachen der Böller und kleinen Geschütze, das Knattern der Gewehre und Pistolen. Dort saust hoch eine Rakete hinauf, aber ihr schwaches, kaum sichtbares Licht klagt melancholisch, daß es noch zu früh sei, und sie bittet mit kläglich gesenktem Haupte, man möge gefälligst warten, bis der Abend gekommen.

Endlich kommt Abend und Dunkelheit und zugleich unser Reisender aus dem Innern des Schloßhofs. Er hat sich zwei frische Pferde einspannen lassen, die seinigen gehen zurück in das Waldschloß; die Laternen an der Kalesche brennen hell und er drückt sich in die Ecke des Wagens, fest in den Mantel gewickelt, die glühende Cigarre im Munde. Hinter ihm ist Platz genug, wir schwingen uns unvermerkt auf und folgen, und lustig geht's den Bergwänden zu, an denen jetzt unzählige Funken in allen Farben aufblitzen. Raketen sausen, Schwärmer sprühen, Gewehre knallen und dazwischen jubeln Menschenstimmen; — Alles freut sich seines Lebens.

Bald hat der Wagen den Neckar und die Chaussee erreicht und vorbei geht's am Fuß der Weinberge. Hie und da beleuchtet ein bengalisches Feuer das Gesicht des Reisenden, hie und da platzt ein Schwärmer über den Köpfen der Pferde, sie schütteln sich und schnauben heftig, und der Kutscher muß seine ganze Aufmerksamkeit anwenden, um die Thiere ruhig und in Ordnung zu erhalten.

Wir lassen nun die Berge abermals hinter uns und biegen links ab, der Ebene zu, in welcher die Residenz liegt. Eine lange finstere Stunde vermissen wir das lustige Treiben des Herbstes, wir sehen keine Rakete, keinen Schwärmer und fahren in die einsame Chaussee zwischen entlaubten Obstbäumen und längst abgemähten Fruchtfeldern, wo der Wind melancholisch über die Stoppeln streicht. Doch bald glitzert und funkelt es wieder vor uns auf den Bergen, dann bemerken wir im Thal eine nebelhafte Helle, wie einen dampfenden, vom Mond beschienenen See, aus dem sich einzelne Gebäude wie große schwarze zackige Felsmassen erheben — die Residenz mit ihren Lichtern, und rings um dieselbe, in all' den zahlreichen Weinbergen, jubelt und singt, trompetet und knallt es. Feuer in allen Farben blitzen auf, Hunderte von Raketen, schwerer und brillanter, als die draußen auf dem Lande, steigen zum Nachthimmel empor, neigen sich, beugen sich, sprühen Lichter aus, roth, grün, gelb, blau und ersterben krachend. Dazwischen fahren Leuchtkugeln empor, weiße, glänzende Ballen, leuchten langsam auf und verlöschen wieder ebenso mit weißem sanftem Schein, dem Auge wohlthuend, wie dem Ohr die anschwellenden Töne eines Waldhorns. Dazwischen lustige, glückliche Menschen, hin- und herspringend, jubelnd und schreiend, unkenntliche Gestalten, jetzt in dem Dunkel der Gebüsche verschwindend, jetzt hell bestrahlt vom plötzlichen Lichte — dann abermals tiefe Nacht und wir vorbei, vorbei! —

Der Kutscher auf dem Bock flucht und wettert und hält mühsam seine Pferde. Die edlen Thiere haben des Feuerwerks genug und zucken hin und her, doch geht alles gut, bis dicht vor der Stadt, wo in einem besonders hellerleuchteten Garten das Schicksal in Gestalt zweier naseweiser Buben erscheint, die sich ungesehen von den Augen ihrer Eltern das außerordentliche und sehr besondere Vergnügen machen, mitten auf der Straße einen kolossalen Feuerteufel zu präpariren. Dieser Feuerteufel, aus ein paar Loth Pulver und einem Haufen Fröschen bestehend, explodirt dicht vor den Pferden, gerade da, wo sich der Weg stark abwärts neigt, die er-

schreckten Thiere prallen zurück, und der Kutscher, der den Moment kommen sieht, wo sie im tollen Jagen den steilen Berg hinab durchgehen werden — er hat sie bereits nicht mehr in seiner Gewalt — besitzt Geistesgegenwart genug, um sie einem Garten an der Weinbergsmauer zuzureißen, doch stürzen die Räder auf einer Seite hinein, die Kalesche drückt sich fest an die Mauer, die Pferde stehen und der Graf springt heraus. Glücklicher Zufall! — Graf Alfons, hinausspringend, erfaßt das Thor am Eingang in jenen hellerleuchteten Garten, der Kutscher wettert und schimpft, die Buben erheben ein erschreckliches Zetergeschrei, und aus dem Garten nähert sich eine ganze Gesellschaft mit Lichtern in der Hand, um zu sehen, was draußen vorgefallen. In wenig Augenblicken hat man das ganze Unglück übersehen, einige Damen, die, als sie von scheugewordenen Pferden und Umschlagen des Wagens gehört, die solidesten Vorbereitungen trafen, in Ohnmacht zu fallen, besinnen sich eines Besseren, als Graf Alfons, der von der Gesellschaft augenblicklich erkannt ward, lachend versichert, ihm sei kein Unglück passirt, vielmehr gratulire er sich für den kleinen Unfall, der ihn so unverhofft in so angenehme Gesellschaft geworfen. Er hat mit Kenneraugen einen Blick auf den Kreis geworfen, der sich um ihn versammelt, und bemerkt zwischen ältlichen wohlhabenden Bürgern und Bürgersfrauen, die er schon öfters gesehen, frische lustige Mädchengesichter, erhitzt von Springen, Schießen, Feuerwerk-Abbrennen und süßem Most.

„Da ist nichts zu machen," sagte er munter zu seinem Kutscher, „als daß du die nun einmal unruhigen Pferde die halbe Stunde zur Stadt hinabführst und mir einen anderen Wagen heraufschickst. Vielleicht daß man dir Jemand von hier oben mitgeben kann." Glücklicher Weise war am Wagen nichts gebrochen, ein Arbeiter zur Begleitung fand sich auch und so wurden die Pferde, scheu auf die Seite sehend und zitternd vor Furcht und Erwartung, zur Stadt hinabgeführt. Graf Alfons aber nahm die Einladung an und trat in den Garten.

Unter einem Zelte von Rebenlaub und grauer Leinwand nahm

die Gesellschaft Platz. Auf dem Tische standen Windlichter, zerstörte Kuchen, Obstpyramiden, lagen abgeschossene Pistolen, Pulverhörner und ganze Berge von Schwärmern und Fröschen. Der Graf nahm den ihm angebotenen Platz, die älteren Herren und Damen setzten sich nach den nothwendigsten Complimenten und nur die jungen Mädchen umschwärmten den Tisch, als wenn es so sein müßte, merkwürdiger Weise alle leeren Plätze am untern Theil der Tafel übersehend und sich endlich nach vielen Ermahnungen und complet gezwungen, schüchtern und erröthend in der Nähe des neuen Gastes niederlassend. Die Kecksten bemerkten dann lächelnd, daß doch nicht gut zwei auf einem Stuhl sitzen könnten, und auf diese Art sahen sich die Bescheidensten gezwungen, die leeren Stühle am Ende des Zelts in Beschlag zu nehmen.

Geneigter Leser! es wäre wahrlich nicht unsere Schuld, wenn es das Schicksal, das oft so seltsam in diesen namenlosen aber wahrhaften Geschichten eingreift, uns in den unangenehmen Fall gebracht hätte, dich hier in dem Garten in eine neue, gänzlich unbekannte Gesellschaft einzuführen. Aber der Zufall ist dem armen Erzähler, wie du gleich erfahren wirst, günstiger. Wir hätten auch im anderen Falle diese an sich unbedeutende Episode gewiß nicht aufgezeichnet, doch so können wir es nicht unterlassen, vor unserer Reise nach Italien alte Bekannte, die uns unverhofft in den Weg kommen, zu begrüßen. —

„Dieses Herbstvergnügen," begann ein kleiner Mann mit lebhaften Gesichtszügen, „ist an und für sich ein harmloses zu nennen und gewiß gefahrlos, wenn man die vorgeschriebenen und gewiß so nothwendigen Vorsichtsmaßregeln in keiner Weise verabsäumt. Dazu gehört vor allen Dingen daß man sich streng enthalte, Feuerwerk auf öffentlichen Straßen und Plätzen abzubrennen. Zur Zeit, als ich die Ehre hatte, Mitglied des hiesigen Stadtraths zu sein, — es war in jener Zeit, Herr Graf, als die Gasbeleuchtung eingerichtet und die neue Kirche erbaut wurde, zwei gemeinnützige Anstalten, zu welchen ich mir schmeichle, das Meinige beigetragen zu haben, — wurde so etwas streng geahndet."

„Ich erinnere mich genau jener Zeit," entgegnete höflich der Graf, „die Stadt schuldet Ihnen viel, Herr Stadtrath Schwämmle."

Vater Schwämmle verbeugte sich geschmeichelt und seine dicke Gattin, die an Umfang bedeutend zugelegt, ebenfalls. Der gewesene Stadtrath hatte sich einigermaßen verändert: er hatte sich eine Brille zugelegt und ein kleines spitzes Bäuchlein.

Aber ebenso waren sie Alle verändert, die alten bekannten Gesichter, die um den Tisch herum saßen. Den Hofrath hatten die zehn Jahre, die über seinem Haupte dahingeschwebt, dem häuslichen Leben geneigter gemacht; er blieb jetzt den Abend häufig daheim und versäumte es selten, seine Gemahlin von den verschiedenen Kaffee- und Theegesellschaften nach Hause zu führen. In seine Fußstapfen war dagegen sein Sohn Eduard getreten, und die Honoratorentochter hatte das Glück nicht gefunden, das sie so zuversichtlich erwartet. Dort saß sie neben der Schwiegermutter, der Hofrätbin, welche sich von Allen im Aeußern wie im Innern am meisten gleich geblieben war. Dasselbe strenge und harte Gesicht, nur die Falten in demselben vertiefter, sonst aber feierlich, würdevoll wie immer. Die Honoratorentochter hatte sich ihrer Führung und Leitung vollkommen anvertraut und umschlang sie — eine volle, aber verregnete und abgeblaßte Dahlie den nachbarlichen Zaunpfahl. — — — Der junge Eduard, der jetzt an den Tisch trat, hatte in den letzten zehn Jahren einigen Lebensmuth und sehr viele Jahre eingebüßt. Er kam soeben von einem Strafamt zurück, das er an seinem ältesten Sprößling ausgeübt, — wir können nicht verschweigen, daß es der hofräthliche Enkel war, der den Grafen Alfons in augenscheinliche Lebensgefahr gebracht.

So saßen sie Alle im Kreise und ihr Leben hatte sich nicht viel geändert. Nächstens fingen auch die Bürgerbälle wieder an, und wenn auch unsere bekannte Honoratorentochter sich dort keinen Tänzer mehr octroyirte, so waren dort genug andere Honoratorentöchter, die aufstiegen lächelnd und blühend am Horizont anderer junger Eduarde.

Neben dem Grafen saß ein allerliebstes junges hübsches Mäd-

chen mit dichtem blondem Haar, einem Stumpfnäschen und schelmischen blauen Augen. Blonde Haare waren ihm von jeher gefährlich gewesen und so erwies er seiner hübschen Nachbarin alle mögliche Aufmerksamkeit. Mutter Schwämmle machte die Honneurs der Tafel und wenn der Graf von allem dem, was sie dringend anpries, nur von jedem einen Bissen genommen hätte, so hätte er über Nacht jedenfalls einer Unverdaulichkeit erliegen müssen. So aber nahm er nur, was ihm seine Nachbarin überreichte.

Bald aber wurde der ganzen Gesellschaft das stille Sitzen unbehaglich und der junge Eduard forderte dringend auf, das noch vorhandene Feuerwerk zu vertilgen. Er ging auch mit einem guten Beispiele voran, nahm zwei der jungen Mädchen mit sich in den Garten und alle Andern folgten seinem Beispiele. Man schrie, man kreischte, man jubelte und sang auf's Neue, der Graf zündete seiner blonden Nachbarin die Schwärmer an seiner Cigarre an, und da sie sich fürchtete, so hielt er ihre kleine Hand fest, die offenbar vor Angst zitterte. — Wie jagte die Gesellschaft in dem Garten umher, hier eine Partie, dort eine Partie, wie schrie Mutter Schwämmle so gellend, wenn ihr ein Schwärmer oder Frosch zu nahe kam! Selbst die alte Hofräthin brannte ein römisches Licht ab, nicht ohne bei jeder Leuchtkugel melancholisch zu sagen: so ist unser Leben, so strahlt es auf, um so bald in schwarze Nacht zu versinken! — Sehr wahr und sehr poetisch. Dabei sah sie aus, wie eine alte Druide vor ihrem Hexenfeuer, weiß, grün, roth, blau angestrahlt — ein chamäleonisches Gespenst. —

Endlich war das Feuerwerk verpufft und die Nacht schwamm triumphirend in schwarzem Schleier. Die verschiedenen Partien fanden sich nach und nach unter dem Zelte wieder zusammen, die kleine Blondine war in der Dunkelheit in einen Rosenstock, und ihre blonden Bandeaus in eine kleine Unordnung gerathen.

Jetzt kam auch der Wagen des Grafen und er ließ es sich nicht nehmen, so viele von den Damen als möglich nach Hause zu begleiten. Mutter Schwämmle wurde in die bedeckte Droschke gehoben, dann die Honoratorentochter, zwischen sie hinein keilte man

die Hofräthin, auf dem Rücksitz saß der Graf, neben ihm das blonde Mädchen und deren Mutter, eine wohlwollende, freundliche Frau, und so wurden sie nach Hause befördert, zuletzt Mutter und Tochter. Der Graf versicherte der kleinen Blondine, er habe lange nicht einen so charmanten Abend verlebt, und die kleine Blondine glaubte es, und als sie sich später in ihrem Schlafzimmer auszog, seufzte sie und sagte zu sich selber: „wie schade, daß der Graf Alfons morgen nach Italien abreist!" Etwas Aehnliches dachte auch die wohlwollende Mutter und erinnerte sich mehrerer Fälle, wo Bürgertöchter in hochadelige Familien geheirathet.

Der Graf aber fuhr ebenfalls nach Hause, nahm ein einfaches Souper und setzte sich gegen Mitternacht abermals in seine bequeme Reisekalesche. Diesmal aber waren vier Postpferde davor gespannt.

Dreinndvierzigſtes Kapitel.

Nach Italien.

Vor dem Gaſthofe zur Poſt in Reutte hielt am frühen Morgen ein elegantes Coupé, noch unbeſpannt, die lange ſchwere Deichſel mit der Vorderbaracke leer. Neben dieſem Wagen aber hielt eine Reiſekaleſche mit beſchmutzten Rädern und mit vier Pferden beſpannt, die dampfend und ſchwer Athem holend eben erſt vor dem Gaſthof angekommen waren. Der Poſtillon in Hut und Mantel, über letzterem das Horn, tappte mit den ſchweren Courierſtiefeln neben den Pferden, beſchäftigt, ſie mit Hülfe des Stallknechts auszuſpannen.

„Verdammt ſei euer Weg!“ ſagte er, indem er die Zugſtränge aufknüpfte, „ich habe doch wahrhaftig jeden Augenblick geglaubt, ich laß' die leere Kaleſche irgendwo in tauſend Stücken auf der Straße liegen.“

„Was fahrt Ihr auch wie nicht geſcheidt?“ entgegnete der Stallknecht und ſchnallte die Aufhalter los.

„Nun, mir hat's mächtig preſſirt, ſo ein paar Gulden kann man ſchon verdienen. Der Herr hatte den ganzen Morgen die Uhr in der Hand und rief mir beſtändig zu, er müſſe um ſechs Uhr in Reutte ſein. Hat's da oben was?“ ſetzte er pfiffig hinzu

und kniff ein Auge zu, während er mit dem andern am Hause hinaufblinzelte.

„Gar nichts dergleichen," entgegnete der Stallknecht und warf dem Postillon die vorderen Zügel zu. „Es ist nur ein einziger Fremder im Haus, ein Herr an die Vierzig, etwas wohlbeleibt, mit einem fehlerhaften Hinterfuß. Er hinkt ein wenig und braucht einen Stock zum Gehen."

„So, also nichts Anderes?" sagte der Postillon, während er seine Pferde durch einen leichten Hieb von dem Wagen weg und dem Stalle zulenkte, „weiter nichts? hatte mir schon gedacht, da oben sei was Lieb's, das mit dem Passagier nach Italien reiste; er hat wüthend pressirt, — hopp, alter Schimmel!"

Während dieses Gesprächs war der Besitzer der Kalesche, — niemand anders, als Graf Alfons, — die Treppen hinaufgeeilt und hatte hastig die Thüre eines Zimmers geöffnet, das ihm der vorauseilende Kellner zeigte. In diesem Zimmer saß der Herr, von dem der Stallknecht so eben gesprochen, beim Frühstück und sprang freudig lachend in die Höhe, als der Graf in's Zimmer trat.

„Bin ich nicht pünktlich?" rief der Letztere, „Schlag sechs Uhr, wie wir verabredet. — Wie geht dir's? — Freut mich unendlich, dich wieder zu sehen."

Alfred von C. drückte dem Angekommenen freundlich die Hand und sagte lachend: „ich wäre bei dem Rollen deiner Kalesche gern an's Fenster und die Treppen hinabgesprungen, doch ermahnte mich mein langjähriger Freund, mein Krückstock, alle dergleichen heftige Bewegungen zu unterlassen. Setz' dich her, der Kaffee ist gut. — Wo warst du zuletzt? wie ist es dir seit Jahren ergangen?"

Graf Alfons berichtete nun, was er in der letzten Zeit getrieben, was die Bekannten in der Residenz machten, erzählte von seinem Schlosse, von den letzten Jagden und von seiner Reise hieher. „Und du," schloß er, „was hast du getrieben, seit ich dich nicht mehr gesehen, edelster aller Einsiedler? Ich glaube, du bist in all' der Zeit nicht aus deinen reizenden vier Pfählen gekommen?"

„Abgerechnet einige kleine Touren in meiner nächsten Um-

gebung hast du Recht," sagte Alfred; „doch brauchst du deßhalb nicht zu denken, ich habe, ein ächter Deutscher, auf der Bärenhaut gelegen, faul und theilnahmlos, weil mich nichts gewaltsam in Bewegung gesetzt oder vorwärts gestachelt; im Gegentheil, ich bin in Allem fleißig gewesen und betrachte jetzt die Reise mit dir nach Italien als eine Erholung und ein Vergnügen in doppelter Hinsicht."

„Du warst fleißig, du hast gearbeitet?" lachte der Andere, „was hast du denn eigentlich gethan? vielleicht deine sämmtlichen Zimmer jede Woche anders arrangirt?"

„Scherz bei Seite!" entgegnete Alfred lächelnd, „ich bin Oekonom geworden, Landwirth, Bauer, wenn du willst."

„Ei der Tausend!"

„Wie du weißt, habe ich von jeher nichts mehr gehaßt, als den Handel, ja den Schacher mit Geld, mit Obligationen, mit Staatspapieren, kurz, was man Banquiergeschäft nennt. Ich kaufte deßhalb ein paar Güter in der Nähe meines Landsitzes und bewirthschaftete dieselben mit der Hülfe von ein paar Pächtern. Der Nutzen, den das Kapital abwirft, ist freilich nicht groß, aber die Sache an sich interessirte mich, ich fand die mir so nöthige Beschäftigung, Unterhaltung, Zerstreuung."

„Vortrefflich!" lachte der Graf, „du wirst aber doch nicht am Ende das herrliche Wäldchen hinter deiner Villa, du weißt, wo man so prächtig im Schatten nach dem alten Försterhaus ging, in ein rentables Getreidefeld umgewandelt haben? das wäre ja schrecklich!"

„Welche Idee!" entgegnete Alfred, so nah' habe ich meine Felder nicht, — doch trink' deinen Kaffee, ich höre, daß drunten eingespannt ist, ich will dir im Wagen getreulich berichten, was ich einigermaßen Wichtiges in der Zeit verlebt. 'S ist aber nicht viel."

Die beiden Freunde stiegen hinab und drunten war das Coupé zum Wegfahren bereit. Das Gepäck des Grafen hatte man aus der Kalesche in eine leergelassene Vache untergebracht, er gab dem

einen seiner Diener, welcher mit seinem Wagen nach Hause zurückkehrte, noch einige Aufträge, dann bestieg er das Coupé, in welchem Alfred bereits saß. Die Pferde zogen an und aus dem hellen, freundlichen Thale, in welchem Reutte von hohen Bergen eingeschlossen liegt, glitt der Wagen hinein in die dunkeln, duftigen Schluchten der Tyroler Berge, wo die Straße durch den Felsenpaß der Scharnitz in's Innthal führt.

Der Weg ist herrlich, voll beständiger Abwechslung, steile Felsen umstehen die Straße, die man an den wenigsten Stellen eine weitere Strecke vor sich mit den Augen verfolgen kann. Bald wendet sie sich rechts, bald links, an schroffem Gestein vorbei, von welchem kleine Felswasser herabrieseln, die Straße in einer offenen Rinne überschreitend, und zur Seite schäumend und brausend in die hellgrüne Isar stürzend, welche diese wilden Wald- und Bergsöhne freundlich in sich aufnimmt, sie langsam zähmt und sie alsdann in die Ebene hinabführt aus der finstern, kalten Felsenwelt durch wallende Fruchtfelder, an prachtvollen Städten vorbei. Inzwischen wankt der Wagen auf der Straße fort, über ihm wiegt sich Brombeergesträuch, und feingezackter Ginster streift hie und da das Verdeck und besprengt die Reisenden mit klaren Thautropfen — ein Weihegruß vom Fuße der mächtigen Berge, deren Felsenhäupter hoch in der Luft von der Sonne bestrahlt dem dahinrollenden Wagen ernst und feierlich nachblicken.

Den Weg durch diese engen Schluchten, den die Reisenden zurücklegen, erwärmt so früh kein Sonnenstrahl, da müssen sie erst die Scharnitz hinter sich haben, die Porta Claudia, deren lange, starke Mauern, sowie der mächtige Bogen, der sich über den Weg spannt, grau und verwittert aussehen, wie das Gestein, an welchen er sich lehnt. Hier ist es noch kühl und frisch, und die feuchten Nebel der kalten Herbstnacht ziehen an den Bergwänden langsam in die Höhe. Selten erscheinen an der Straße kleine Häuser, von Holz erbaut, das Dach mit großen Felsstücken beschwert, und Vater, Mutter und Kinder drängen sich an die Thüre, um den vorüberrollenden glänzenden Wagen zu sehen.

Endlich fängt die Sonne an über die Berge hereinzublicken und sich zu erinnern, daß da unten noch viel tausend Pflänzchen und Gesträuche wachsen, die ihres warmen Kusses bedürfen.

Rechts liegen die malerischen Ruinen des Schloßberges, beglänzt vom Sonnenschein, die starren Felswände ziehen sich zurück, man erblickt Berge, grün bewachsen mit Laubwaldungen, aus den dunklen, schattigen Schluchten rollt nun der Wagen in das freundliche Seefeld hinab.

„Wie einem die Sonne so wohl thut!" sagte Graf Alfons und sprang vor dem Posthause, wo umgespannt wurde, aus dem Wagen. „Kommst du nicht heraus?"

„Freilich," entgegnete Alfred und stieg langsam über den Tritt hinab, „es war wirklich verdammt kalt heute Morgen und ich kann nicht einmal im zugemachten Wagen fahren."

„Mir geht es auch so, jetzt aber brauchen wir zur inneren Erwärmung eine Cigarre."

Die Bedienten hinten auf zeigen recht frostige Gesichter und rothe Nasen, um das Kinn haben sie große schottische Tücher geschlagen, sich dicht in ihre Mäntel gewickelt, und sehen verschlafen aus. Jetzt sind andere Pferde eingespannt und es geht weiter.

Wir wollen nur gestehen, die Beiden im Wagen haben von der herrlichen Alpenwelt, durch welche sie gefahren, das Meiste verschlafen, jetzt aber fühlen sie sich munterer. Die Sonne ist wärmend und angenehm, die Cigarren schmecken vortrefflich und der Wagen bewegt sich so leicht und schaukelnd den Berg hinan.

„Also seit zehn Jahren hast du keine weitere Reise gemacht?" sagte der Graf; „mir ist es auch so ergangen. Was machen Freunde und Bekannte da drunten?"

„Die meisten leben wie damals," antwortete Alfred; „von Karl, dem glücklichen Ehemann, hatte ich hie und da Nachrichten durch dessen Onkel in Brüssel, es geht ihm gut, er soll reizende Kinder haben, lebt meistens in Italien, und was will man mehr, um glücklich zu sein?"

„Und die andere Sache, lieber Freund? nehme mir nicht übel,

die Geschichte hat mich von jeher so interessirt, daß ich sehr begierig bin, ob du in all' der Zeit nichts erfahren."

„Du meinst von ihr?" fragte Alfred und seine Züge wurden ernst. „Ich hörte nichts mehr von dem Mädchen, ebensowenig von ihrem angeblichen Papa, nach welchem ich mich auch eine Zeit lang eifrig erkundigt."

„Ihrem angeblichen Papa?" sagte erstaunt der Graf, „so sprachst du früher nie von ihm, du zweifelst doch nicht an dem, was sie dir zuletzt schrieb?"

„Sind wir nicht alle Zweifler," entgegnete Alfred, „von der Geburt bis zum Tode? zweifeln wir nicht an Allem, an uns selbst? ja ich gestehe dir, nachdem mich die Jahre ruhiger machten, — und sie haben mich ruhig gemacht — fange ich an, über jenen Roman anders zu denken, als sonst."

„Teufel, das mußt du nicht! Warum dir eine so angenehme Erinnerung verbittern? Und es kann ja nach deinen frühern Erzählungen auch durchaus kein gerechter Zweifel Platz finden. Worin zum Beispiel?"

„Daß mich Beide betrogen!"

„Par exemple! Daß dich Beide betrogen! Und du könntest glauben, es sei ein angelegter Plan gewesen, daß sie dich in Sorrent nach Hause geschickt, auch die Geschichte mit dem falschen Wechsel, — überlegt zwischen Vater und Tochter?"

„Ueberlegt zwischen Vater und Tochter, oder wenn du willst, zwischen ihm und ihr. Das sind meine finstersten Gedanken. Auch ist ein Betrug denkbar," fuhr Alfred fort, „nachdem ich in London durch den Vater betrogen war; vielleicht hatte sie es früher mit mir ehrlich gemeint, aber nachher, als die Sache einmal geschehen war, — — weßhalb floh sie mich, wenn sie vollkommen unschuldig war? das Ganze konnte abgemacht werden zwischen dem Banquier, dem Vicomte und mir. Ich hätte sie, weiß Gott, geheirathet, den Vicomte hätte man in die Welt spazieren geschickt, und ich hätte mir wenigstens einbilden können, glücklich geworden zu sein."

Der Graf schüttelte den Kopf und entgegnete: „ich glaube, du thust dem Mädchen Unrecht; wie du die Geschichte mir damals erzähltest, so konnte ich mich vollkommen in ihre Lage hinein denken. Belastet mit der Schande ihres Vaters, von einem Betrug wissend oder erfahrend, der an dir verübt worden war, da konnte sie dir nimmer froh und heiter in's Auge sehen."

„Dann hat sie mich nie geliebt."

„Das kann ich wieder nicht einsehen," sagte Alfons, „du warst auch selbst früher anderer Meinung."

„Und diese Ansicht," entgegnete Alfred, „hat mir zwölf Jahre meines Lebens verbittert! glaube ja nicht, daß, wenn ich heute erführe, daß sie mich Beide betrogen, mein Herz dadurch schmerzlicher berührt würde; für den Augenblick vielleicht, ja, dann aber würde ich ruhiger sein, eine noch so traurige Gewißheit wäre doch eine Gewißheit, und sie würde die dunklen Schatten bannen und vertreiben, die jener einzige helle Sonnenblick zwischen schwarzen, drohenden Wolken über mein Leben geworfen; aber so kämpfe ich mit ewigen Zweifeln. — — — — Doch ich glaube, wir kommen schon nach Zirl."

Hiemit wurde das Gespräch abgebrochen, der Wagen rollte den steilen Berg hinab, der nach Zirl hineinführt, dort wurde umgespannt und man hatte die letzte Station nach Innsbruck.

Bald lag auch das herrliche Innthal vor den Reisenden, weit, breit und sonnig; Aecker und Wiesen, welche mit einander abwechselten, mit Kanälen durchzogen und mit Obstbäumen eingehegt, dazwischen weiße Wohnhäuser, Kirchen im Thal und auf den Mittelbergen. Links ließen sie die Martinswand, wo Kaiser Max bei der Gemsjagd jenes bekannte Abenteuer bestand. Dann lag in einem weiten Thalkessel die Stadt Innsbruck vor ihren Blicken und bald hatten sie dieselbe erreicht.

Den andern Tag, kaum war die Morgendämmerung angebrochen, fuhren sie den Schönberg, dann den Brenner hinauf, in eine wilde, öde Felsennatur hinein, und rollten, auf der Höhe angekommen, unaufhaltsam dem schönen Italien zu. Neben ihnen brauste

die Eisack und begleitete sie in tollen Sprüngen bei Sterzing vorbei nach Botzen, wo der klare Felsenbach in die Etsch fließt, welch' letztere nun den Reisenden fast beständig zur Seite blieb und sie begleitete über Trient, Roveredo nach Verona.

Von da wendeten sie sich nach Venedig und vier Wochen später rollte derselbe Reisewagen von Ferrara gegen Bologna an einem warmen Novembertage, wie es deren in Italien in guten Jahren viele gibt.

Die beiden Freunde, die sich, je länger sie reisten, um so mehr an einander anschlossen, hatten in der Inselstadt einige sehr angenehme Wochen verlebt und unterhielten sich von dem Schönen, was sie dort gesehen, von den kleinen Abenteuern, die sie erlebt.

„So oft ich Venedig verlasse," sagte der Graf, „kommt mir mein Aufenthalt dort wie ein schöner Traum vor, aus dem ich, auf dem festen Lande wieder angekommen, plötzlich erwache. Die Ruhe, die über Venedig liegt, namentlich auf seinen Wasserstraßen, das melancholische Plätschern der Ruderschläge, Abends der Reflex der Lampen auf der zitternden Fluth, das Alles wiegt die Seele ein wie ein schönes Ammenmährchen, das nach dem jedesmaligen Refrain: schlaf mein Kindchen, schlaf! von alter Pracht und Herrlichkeit erzählt, von prächtigen Festen, von vergoldeten Gondeln, deren buntfarbige Teppiche mit ihren Enden langsam auf dem Wasser nachschleifen, von seltsamen Schiffen, bemannt mit weißen und farbigen Menschen, von Lust und Freude, und von tiefem Kummer und herber Noth. Neben der Piazetta, wo sich Tausende von Menschen an milden Sommerabenden in herrlichem Mondschein ergötzen, wo Liebesintriguen aller Art angesponnen werden, liegt der finstere Dogenpalast mit seiner Seufzerbrücke, seinen Brunnen, seinen Bleidächern, und dort neben der bunt verzierten Gondel, wo auf schwellenden Atlaskissen üppige Mädchengestalten ruhen, wo Lachen erschallt und der Klang der Mandoline, rauscht eine schwarze Gondel vorbei, mit sechs Rudern und finster blickenden Männern — ein Staatsschiff. Die Mandoline verstummt, der Gondolier wendet scheu das Schiff um, wer weiß, wen die dort

hinten so eben nach dem Lido schleppen. — Schlaf, mein Kindchen, schlaf! — Ich bin, wie gesagt, die ganze Zeit über wie ein Träumender umher gewandelt und komme jetzt erst zum rechten Bewußtsein."

„'S ist eine herrliche, poetische Stadt," versetzte Alfred, „und ich bin gerne dort für vierzehn Tage, vier Wochen, aber da wohnen möchte ich nicht, oder vielleicht draußen bei den Armeniern, wenn ich mich einmal entschlossen hätte, während der übrigen Zeit meines Lebens Fremde und Bekannte nicht wieder zu sehen."

Vor den beiden Fremden am Ende der breiten Straße, wo diese sich etwas rechts bog, rollte ein anderer Reisewagen, der aber so langsam fuhr, daß sie ihm bald näher kamen und ihn auch in der nächsten, nicht fernen Station erreichten. Es war eine offene Kalesche, ein ziemlich eleganter, obgleich nicht mehr neuer Pariser Wagen. Doch hatte er keinen Bedienten hinten auf, auch wurde er statt mit Postpferden, von einem Vetturin geführt, der in langsamem Trabe die staubige Chaussée dahinfuhr. Auf der Station hielten beide Wagen, unsere Reisenden, um umzuspannen, der Vetturin, um seinen müden Pferden etwas Brod und Wasser zu geben.

Der Graf sprang aus dem Coupé, um sich die Reisenden in der Kalesche anzusehen. Es saßen zwei Damen darin: eine ältere, etwas corpulente Frau, die sehr laut und ohne Scheu mit dem Vetturin zankte und ein aufgedunsenes, ziemlich gemeines Gesicht hatte. Dies Alles zusammengenommen mit der reichen Toilette, einem buntfarbenen, seidenen Kleide, einer Atlasmantille, an den Armen Bracelets, sowie eine goldene Uhr mit Kette und Chateleine am Gürtel, lauter Gegenstände, die für die staubige Chaussée durchaus nicht paßten, zeigten deutlich, daß sie kaum zur guten Gesellschaft gehören mochte. Auch die Zusammenstellung der Equipage und des Gepäcks zeugte von wenig Geschmack und wenig feinem Ton. Der Wagen, hellblau mit roth, schien frisch lakirt und hatte auf dem Schlage die Chiffre T. mit einer Krone. Hiezu bestand das Gepäck aus abgeriebenen alten Koffern und Hut-

schachteln, welche mit Stricken und Ketten hinten und oben aufgeschnürt waren.

Neben der dicken alten Dame saß eine jüngere, deren Aeußeres, so viel man davon erblicken konnte, schon ganz anders aussah. Sie trug ein dunkelgraues, anliegendes Tuchkleid, hatte sich fest in einen eleganten Shawl gewickelt, zwischen dem eine kleine Hand mit perlfarbenen Glacéhandschuhen herausschaute. Dazu hatte sie einen dunkelblauen Hut mit eben solchem Schleier auf und was der Graf von dem Gesichte bemerkte, war so edel und schön geformt, daß er die Damen überrascht begrüßte.

Die dicke Frau machte ihm eine heitere Verbeugung, die junge Dame nickte kaum merklich mit dem Kopf, ohne ihn weiter zu beachten. Letztere war, wie gesagt, eine vollkommen elegante Erscheinung und schien so gar nicht zu ihrer Nachbarin und in diese Equipage hinein zu passen. Ihre zierlichen Füße hatte sie auf das Kissen des Rücksitzes gelehnt und der Graf gestand sich, in der letzten Zeit keine kleinere und niedlichere Chaussure gesehen zu haben.

„Maledetto!“ sagte die dicke Frau, nachdem sie mit vielem Spektakel auf ihre Uhr gesehen, „es ist vier Uhr, und wir sollten ja um diese Zeit schon in Bologna sein. Verlaß' sich Einer auf euch Italiener!“ Dies sprach sie in sehr schlechtem Italienisch, setzte aber alsdann im ächtesten und reinsten Boulevard-Französisch, zu ihrer Nachbarin gewendet, hinzu: „wir kommen wahrhaftig nicht vor acht Uhr nach der ver —'— dammten Stadt!“ Da sie bei diesen Worten den Grafen, der vor dem Wagen stand, voll ansah, so hielt dieser es für seine Schuldigkeit, zu antworten und that dies lächelnd:

„Wenn Ihr Kutscher in demselben Tempo, in welchem wir ihn überholt, fortfährt, so kommen Sie allerdings nicht vor acht bis neun Uhr nach Bologna.“

„Hörst du es, Birbante?“ schrie die erboste Dame dem Kutscher zu, der sich achselzuckend und lächelnd mit seinen Pferden beschäftigte.

„Wir reisen sonst immer mit Extrapostpferden," fuhr die Dame heftig fort, „ließen uns aber in Ferrara von diesem da beschwatzen, mit seinen Pferden weiter zu fahren. Hat er nicht ein Maulwerk und versprach er nicht hoch und theuer, wir kämen auf diese Art schneller hin, aber warte nur, maudit postillon, nicht einen Sou Trinkgeld sollst du bekommen! Ma pauvre fille," sagte sie hierauf zu der jungen Dame, „tu seras terriblement fatiguée." Dabei warf sie einen Blick auf dieselbe und sah den Grafen forschend an.

Die halb und halb Angeredete hob ihren Kopf etwas in die Höhe und entgegnete, ohne die Alte anzusehen: „ich bin nicht müde, nein — — Mama."

„'S ist ganz entsetzlich," fuhr diese fort, „wenn man sich dies viele Geld kosten läßt und dann so fürchterlich betrogen wird. Fahren wir jetzt bald weiter, he?"

„Im Augenblick, Signora," entgegnete der Vetturin, der all' dem Lamentiren lächelnd und stumm zugehört. Doch rückte er jetzt in der That den Futtertrog von den hungrigen Thieren hinweg, warf ihnen die Trense über und kletterte auf den Bock, nachdem er mit vieler Feierlichkeit dem Wirth die verlangten Bajocci bezahlt.

Die alte Dame legte sich würdevoll in ihre Ecke, beantwortete den Gruß des Grafen sehr vornehm, aber herablassend, und die junge Dame erhob ihren Kopf, unsern Reisenden anständig grüßend, welcher hiedurch Gelegenheit bekam, für einen Augenblick ihr Gesicht zu sehen. Dasselbe war blaß, ein langes, edles Profil, feine Lippen, schwarze, etwas schmachtende Augen, überdeckt mit langen, feinen Wimpern, und dazu hatte sie sehr dunkelbraunes Haar. Es war eine jener Physiognomien mit leidendem Ausdruck, die so sehr interessiren, ja, die im Stande sind, plötzlich zu fesseln. Eine hohe, edel geformte Stirne, hinter welcher das Leben Erfahrungen aller Art aufgehäuft, und ein Mund, der zu sprechen verstand von vergangenen herben Tagen, aber auch gewiß süß zu lächeln, wenn er sich vornahm, dies zu thun.

Dahin rollte die Kalesche und der Graf bestieg kopfschüttelnd

das nun ebenfalls wieder bespannte Coupé. „Ich habe da," sagte er lächelnd zu seinem Freunde, „eine merkwürdige Bekanntschaft gemacht: eine alte Hexe mit einem jungen Mädchen, das heißt, mit einem Mädchen in noch guten Jahren, ich schätze sie so auf vier- bis sechsundzwanzig, aber mit einer ganz anständigen Tournure und mit einem interessanten, vielversprechenden Gesichte. Es wird sich wahrhaftig der Mühe verlohnen, sie näher kennen zu lernen. Sie gehen nach Bologna und ich glaube nach Florenz. Wir können da sehen, wie die Alte auftritt und sich gerirt."

„Bist du wieder einmal gefangen?" lachte Alfred, „hat das Mädchen vielleicht blonde Haare oder so etwas Gewisses im Blick? Du bist wahrhaftig unverbesserlich."

„Diesmal ist das Haar zufällig dunkelbraun," entgegnete lustig der Graf, „aber das Auge hat wirklich etwas unnennbar Angenehmes."

„Da haben wir's! Jetzt wirst du wieder in Bologna und Florenz ungenießbar sein. Gott, wenn man dich einmal glücklich verheirathet hätte."

„Nun, vom Heirathen ist keine Rede, lieber Freund," antwortete der Graf, „die Alte sieht mir einigermaßen verdächtig aus, es ist eine Französin und hat den Hut, den sie trägt, auf alle Fälle selbst gebaut; es wär' vielleicht ein Amusement für ein paar Tage. Wenn sie wirklich nach Florenz geht, so könnten wir die Tour zusammen machen."

„Ganz recht!" lachte Alfred, „ich mache den Elephantenführer oder den Mephisto, hinkend bin ich ohnedies, und während ich mit der alten Martha lustwandle, verführst du, ein glücklicher Faust, das hübsche Gretchen."

Jetzt hatten sie die Kalesche wieder eingeholt und der Graf beugte sich hinaus, soweit er konnte, um die Damen nochmals fest ins Auge zu fassen.

Bald waren sie weit vorausgeeilt und erreichten nach ein paar Stunden Bologna, ehe der nachkommende Wagen noch die Hälfte des Wegs zurückgelegt hatte. Sie kamen sehr spät an, die armen

Damen mit ihrem Vetturin, und die beiden Freunde, nachdem sie vorher noch eine Zeit lang durch die Straßen der alten ehrwürdigen Stadt gezogen und sich wieder einmal die seltsamen schiefen Thürme beschaut, saßen eben beim Souper in der bekannten Schweizer Pension, als der Wagen der dicken Signora in den Hof fuhr.

Der Graf eilte ans Fenster und ergötzte sich ungemein an den heftigen Redensarten, mit der die Frau ihren Vetturin auch hier überschüttete. Da stand sie zwischen den Kellnern, welche die Lichter hoch emporhoben und wandte sich mit ihren Klagen und Betheuerungen von Einem zum Andern. Vom Trinkgeld sollte natürlich keine Rede sein, und auch von dem bedungenen Preis wollte sie ein Erkleckliches abziehen, worüber der Vetturin endlich die Geduld verlor und ihr praktisch bewies, daß eine italienische Zunge noch geläufiger sein kann, als eine französische.

Die junge Dame stand daneben, eine Zeit lang theilnahmlos in den Hof blickend, als ginge sie die Geschichte gar nichts an, doch hatte sie die Lippen auf einander gebissen und warf hie und da einen ruhigen, aber finsteren Blick auf die bewegliche Mama. Endlich aber wandte sie ihr und dem Vetturin entschieden den Rücken, warf ihren Kopf in die Höhe und verlangte so gebieterisch nach ihren Zimmern, daß mehrere Kellner zugleich vor ihr her und die Treppen hinaufstürzten.

Der Graf droben am Fenster hatte bei dem Vorleuchten der Geschäftigen drunten noch einmal Zeit, das Gesicht der Fremden zu sehen. Es waren schmerzvolle Züge: vielleicht unangenehm erregt von der Scene im Hofe hatte dies Gesicht etwas Finsteres, Bitteres, etwas wie Haß gegen die ganze Welt angenommen.

Das war aber auch Alles, was der Graf während seines Aufenthalts in dieser ältesten Stadt Italiens von der Unbekannten zu sehen bekam. Sie schien es zu vermeiden, einem der beiden Freunde auf den Treppen und Gängen des gemeinschaftlichen Gasthofes zu begegnen, denn dies kam nicht ein einziges Mal vor. Es schien, als wüßten beide Damen auf's Allergenaueste, wann und wohin die beiden Herren in dieser oder jener Stunde

ihre Schritte lenkten. Madame allein begegnete der Graf in dem Hause häufig und er konnte sich alsdann über Mangel an Freundlichkeit in Wort und Blick nicht beklagen: sie grüßte ihn herablassend, auch erfuhr er von ihr, daß sie in einigen Tagen nach Florenz gingen, um dort vielleicht den Winter zuzubringen, weiter aber auch nichts. Die Alte lud den Grafen nie ein, sie und die Tochter zu besuchen, oder einen gemeinschaftlichen Gang in die Stadt mit ihnen zu machen, und allen Anspielungen setzte sie huldvollst die Versicherung entgegen: in Florenz, so hoffe sie, werde sie die Ehre haben, den Herrn Grafen — sie wußte seinen Namen — häufiger bei sich zu sehen. Madame de Saint Auville würde für einige Tage im Hotel Schobinger absteigen und dann eine Privatwohnung beziehen.

Bald hatten unsere Reisenden alles Schöne und Merkwürdige von Bologna, das sie schon früher gesehen, in ihrem Gedächtniß wieder aufgefrischt, namentlich die herrlichen Bilder in der academia Clementina, viel und lange Raphael's Meisterwerk: die heilige Cäcilie, betrachtet und verließen nun die Stadt an einem dunklen, windigen Herbstabend, um die Apenninen zu passiren und den andern Tag Florenz zu erreichen. Beide hatten den wildromantischen Weg schon öfter gemacht und wünschten die Hauptstadt von Toskana am Tage zu erreichen, weßhalb sie während der Nacht fuhren.

Es war ein unfreundliches Wetter, die Nacht finster und unheimlich und die Bedienten hinten auf dem Wagen, welche sich mit Hirschfängern und Pistolen reichlich versehen hatten, riefen sich die zahlreich vernommenen Räubergeschichten, so passirt waren auf dem Weg, den sie heute Nacht fuhren, in's Gedächtniß zurück; die Postillone, für je zwei Pferde einer, wie es hier in Italien Mode ist, versicherten dagegen, die Straße sei vollkommen sicher, und fuhren mit lautem Peitschengeknall und viel unnöthigem Geschrei das Gebirge hinan.

Bald ließ der Wagen die letzten Häuser der Vorstadt hinter sich und rollte noch zuletzt bei einem einsamen Marienbilde vorbei,

vor welchem eine kleine Lampe, vom Winde bewegt, ächzend hin und her schwankte. Man hätte bei diesem beweglichen Licht glauben können, die Madonna wiege ihren Kopf über dem Kinde in ihrem Schooße hin und her. Dann wurde alles finster und still. Die Laternen warfen einen zitternden Schein auf die Straße, die Pferde zogen den schweren Wagen langsam bergan, die Postillone waren abgestiegen, klatschten mit ihren Peitschen und sangen italienische Schelmenlieder.

Es wäre jetzt eine herrliche Gelegenheit, von einem kleinen Räuberanfalle zu erzählen, und wir bedauern in der That, dies nicht thun zu dürfen; doch haben wir uns einmal fest vorgenommen, bei diesen namenlosen Geschichten streng der Wahrheit getreu zu bleiben, und können deßhalb nur berichten, was sich in Wirklichkeit begeben. Wohl sahen die Bedienten auf dem Wagen, welche ängstlich umherspähten, seltsame Gestalten auf der Straße, breit und unförmlich, von weißer Gestalt, die ihnen entgegenkamen — vielleicht Banditen in weißen Mänteln. Doch wenn diese Gestalten näher kamen, so zeigte es sich, daß es harmlose Zugochsen waren, die zum Vorspann gebraucht wurden und jetzt nach Hause zurückkehrten. Die Treiber wechselten mit den Postillonen einige Worte, wünschten dann eine glückselige Nacht und verschwanden in dem Dunkel. Der heftige Wind war die einzige unangenehme Begegnung, welche die Reisenden im Gebirge hatten, namentlich aber am andern Morgen in der Frühe auf den Höhen der Apenninen.

Im Uebrigen legten sie, mit Ausnahme einer zahlreichen Schaar Bettler auf jeder Station, ihren Weg unangefochten zurück und fuhren am andern Mittag zwischen prachtvollen Villen, uralten Cypressen-Alleen, dichtem Lorbeer- und Oleander-Gebüsch das schöne Thal hinab, in welchem der Arno fließt und Firenze la bella liegt.

„Eine herrliche göttliche Stadt!“ rief der Graf entzückt aus und Alfred sprach leise vor sich hin die Worte Arioſto's, des großen Italieners, mit welchen er so innig und treffend die schöne Stadt

mit ihrer lieblichen Umgebung, den zahllosen Kirchen, Klöstern und Villen bezeichnet:

A veder pien di tante ville i colli
Par che'l terren ve le germogli, come
Vermene, e germogliar suol' i rampolli.
Se dentro un mur, sotto un medesmo nome
Fosser raccolti i tuoi palazzi sparsi,
Non ti sarian da pareggiar due Rome.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Genua.

Das Dampfboot Ferdinando Primo, von Neapel kommend, näherte sich in den ersten Stunden eines jungen Oktobertages dem Hafen von Genua. Die beiden Leuchtthürme zu den Seiten der schmalen Einfahrt in denselben leuchteten mit ihrem beständig wechselnden Lichte. Jetzt sank dasselbe zu einem kleinen Punkte zusammen, dann flammte es wieder hell auf und warf seine zitternden Strahlen auf das dunkle, ruhige Meer, welches leise gegen den mächtigen Hafendamm wogte, wie unwillig, daß ihm derselbe den Eintritt in den reizenden Meerbusen, in welchem die Stadt liegt, streitig mache.

Das Dampfboot verminderte die Kraft seiner Maschinen, der Kapitän stand auf dem Radkasten und der Steuermann bohrte seine Blicke in das Dunkel vor der Spitze des Bootes, um die schwierige Einfahrt nicht zu verfehlen. Die Passagiere unten im Schiffe in ihren kleinen Betten wachten auf, da nun die vorwärts strebende Bewegung des Schiffes aufgehört und es auf dem spiegelglatten Hafenwasser nur noch leicht und unmerklich schaukelte. Die Leute mit einem festeren Schlafe wurden bald darauf gewaltsamer erweckt, denn die Ankerketten rasselten hinab, rollend und zischend, der Anker schlug auf das Wasser, dann versank er rau-

schend, griff in dem Sande auf dem Grunde fest ein, das Schiff erlitt einen ganz leichten, leisen Stoß, die neugierigen Wellen kamen, durch das Einfahren des Schiffes in Bewegung gebracht, von allen Seiten murmelnd heran, plätscherten eine Weile um die Seiten des Schiffes und kehrten dann in weitem Kreise an das Ufer zurück, um demselben geschwätzig zu erzählen, daß der Ferdinando Primo angekommen sei.

Dies war aber auch das einzige Leben, das man für jetzt noch an dem Hafen wahrnahm. Dicht an den Quai's lagen zahllose Schiffe, ein ganzer Mastenwald, fast Alles finster und ohne Bewegung; nur hie und da bemerkte man durch die Kajütenfenster einen Lichtschein oder hörte einen Eimer herabfallen, der Wasser heraufholte, vielleicht für die Morgentoilette eines sehr frühzeitigen Schiffsjungen.

Wer aber so noch vor der Morgendämmerung den Hafen von Genua erreicht, der begebe sich ja auf das Verdeck und es wird ihn nicht gereuen, sich einige Stunden am Schlafe abgebrochen zu haben. Mit offenem Auge schaue er um sich, denn majestätischer, lieblicher und großartiger, als hier vor der herrlichen Stadt der Paläste, wird er den jungen Tag wohl an keinem Punkte der Welt aufsteigen sehen. Unmerklich, kaum sichtbar, verwandelt sich die ganze Dekoration vor seinen Augen. Bald nimmt der Himmel im Osten über der Villa Monte Negro eine lichtere Färbung an, das Feuer auf den Leuchtthürmen fängt an zu verbleichen, in demselben Maße, wie das grüne Wasser des Hafens in der weiten See draußen heller und durchsichtiger wird. Hier scheint das Licht nicht von einem einzigen Punkte der aufsteigenden Sonne auszuströmen, nein, auch der Ocean scheint seine eigene Sonne zu haben; denn wie drüben auf den Bergen der gelbe glänzende Schein mehr und mehr an dem dunklen Himmel aufschießt, so scheint sich das Wasser vom Meeresgrunde auf zu erleuchten.

Bis jetzt sah es dunkelgrau, ja farblos aus, hat nun aber schon eine dunkelgrüne Färbung angenommen; immer heller leuchtet und strahlt es dann von unten herauf, immer heller, immer durch-

sichtiger wird die Farbe des Wassers, vom Dunkelgrün zum Hellgrünen, zuletzt glüht es wie aufgelöste Smaragde. Es hat sich bereit gemacht, den ersten Kuß der Morgensonne glänzend herausgeputzt zu empfangen, und nun, wenn dieser erste leuchtende Gruß weit hinaus auf das Meer fällt, wie glänzt und strahlt und spiegelt es ringsum in der seligsten Wonne? Die Seele vernimmt ein freudiges Ah! einen Ausruf des Glücks und des Entzückens, das Wasser theilt seine Lust und seine Freude den bunten Schiffen, den schlanken Masten, den lustigen Wimpeln mit. Jedes nasse Tau nimmt Theil an der allgemeinen Lust und sprüht statt der Wassertropfen mit der größten Freigebigkeit funkelnde Brillanten von sich. — Und erst die weite Wasserfläche des Hafens, vom Morgenwinde und den einströmenden Wellen sanft auf und ab bewegt! Ist die ganze Fläche nicht, wie mit Myriaden von Spiegelchen bedeckt, hier in großen Haufen, dort in einzelnen Stückchen, jetzt in dem grünen Wasser verschwindend, jetzt wieder glänzend zum Vorschein kommend?

Langsam erwacht die Stadt aus ihrem Morgentraum; eine gewaltige, finstere Schönheit, ruht sie am Busen des Meeres und sieht ernst auf das Spiel der Fluth, auf das lustige Schwanken und Gaukeln der Schiffe und Nachen, und kein freundliches Lächeln überfliegt ihre harten, marmornen Züge. Wie mit starkem Arm hält ihren Rücken die Bergwand umschlungen, und umsonst lebt und webt dort oben auf den Höhen Alles in Lust und Sonnenschein, umsonst glänzen die weißen Landhäuser freundlich herüber, umsonst stehen die schwarzen Linien an dem Morgenhimmel, wie auf Goldgrund gemalt, da; die Stadt bleibt finster und grau; — im Gegentheil: je heiterer alles ringsum strahlt und glänzt, desto ernster und düsterer gestalten sich in tiefen Schatten ihre Züge. Sie kann es nicht vergessen, daß man sie hier hingebaut und so gelegt, daß der Strahl der Sonne zuletzt in ihr Angesicht fällt — die stolze Schöne — sie bleibt deßhalb mürrisch und verdrießlich, bis später der warme Strahl in ihr Inneres dringt und sie nun nicht mehr umhin kann, eine freundliche Miene anzunehmen. —

Mit dem ersten Licht des Tages erwacht nun auch das Leben auf den Quai's und Schiffen. Zahlreiche Menschen strömen an den Hafen, Karren fahren hin und her, Fässer werden gerollt, schwere Ballen gewälzt und bald bedecken zahllose Boote und Fahrzeuge aller Art das grüne Hafenwasser. Aus den kleinen Ofenröhren auf den Schiffen steigt blauer Rauch in die Höhe, aus den Luken klettern Leute aller Art, Matrosen in Hemdärmeln und der Schiffspatron, und alle schauen auf das angekommene Dampfboot, das jetzt den Dampf ausströmen läßt und auf welchem allmälig ebenfalls Alles in Bewegung geräth.

Es ist da oben ein Durcheinander von verschlafenen Gesichtern, von den verschiedenartigsten Toiletten und von Gepäckstücken in unglaublicher Anzahl und allen nur erdenklichen Formen und Größen. Jeder ordnet das, was ihm zugehört, und Alle blicken mit Sehnsucht der Polizeibarke entgegen, die nun endlich langsam und schwerfällig von dem Ufer abstößt und auf das Schiff zurudert.

Ein junger Mann, die Enden des weiten schwarzen Mantels über die linke Schulter geworfen, stand schon seit lange, wie es schien, theilnahmlos an den Radkasten gelehnt. Er war schon da vor Tagesanbruch, als das Schiff in den Hafen einfuhr, er stand da, während die Sonne aufging, doch schien ihn das herrliche Schauspiel, das wir zu beschreiben versuchten, nicht im Geringsten zu interessiren. Auf derselben Stelle stand er seit mehreren Stunden, den Arm auf den Radkasten gestützt, und blickte gedankenvoll auf die dunkle Stadt. Zuweilen wandte er sich unruhig und hastig ab, that ein paar Schritte auf dem Verdeck hin und her, um gleich wieder an seinen früheren Platz zurückzukehren. Er schien ein Haus mit seinen Augen zu suchen, und als es endlich heller wurde, so daß man die Umrisse der einzelnen Gebäude erkennen konnte, hatte er wohl gefunden, was er gesucht, und dann seufzte er tief auf, drückte die rechte Hand auf die Brust und blickte fest und unverwandt nach derselben Richtung. Das einzige Zeichen von Theilnahme, das er dem Getümmel auf dem Schiffe zuwandte, war der Augenblick, wo die Polizeibarke anlegte. Da

winkte er dem Kapitän des Ferdinando mit der Hand einen Abschiedsgruß, sagte einem Diener, der in seine Nähe trat, einige Worte und eilte die Schiffstreppe hinab in jenes Boot, wo er dem Beamten, der die Pässe sämmtlicher Reisenden in Empfang nahm, einige Worte sagte. Der Polizeimann griff an seinen Hut, indem er sagte: ah, il Signore Conte! und nahm ihn alsdann mit sich in die Stadt, alle andern Passagiere an Bord zurücklassend, bis ihre Papiere auf der Douane gehörig untersucht und für unverdächtig befunden waren.

Bei dem Quai angekommen, dankte der junge Mann dem Beamten, sprang gewandt die steinernen Treppen, die zum Ufer führten, hinauf und schritt eilig durch das Hafenthor in die Stadt. Hier eilte er durch die engen schmutzigen Straßen hinan bis zur Strada Balbi, die er mit schnellen Schritten hinaufeilte. Doch verminderte er bald diese Eile, ging immer langsamer und schlich zuletzt nur noch an den Häusern dahin, offenbar mit tiefen Gedanken kämpfend. Einmal blieb er ganz stehen, heftig mit sich selber sprechend, ein anderes Mal zog er die Mantelenden von der linken Schulter und warf sie hastig und unruhig über die rechte.

Jetzt hatte er das obere Ende der Strada Balbi erreicht, wo sie in einen weiten Platz mündet, auf dem eine Menge kleiner zierlicher Häuser steht, theils auf dem Platze selbst, theils auf kleinen Anhöhen, mit Gärten besetzt, an die Bergwand gebaut, in welchen niedliche Wohnungen sind. An der Mündung der Straße blieb der junge Mann stehen und zögerte, auf den Platz zu treten. Bald ging er einen Schritt vorwärts, dann wandte er sich plötzlich wieder um und eilte die lange Straße hinab, die er so eben heraufgestiegen war, und nachher blieb er, sich besinnend, wieder stehen, wandte sich abermals hastig um und sagte zu sich selber: „hast du denn bei Gott gar keinen Muth, es muß ja einmal sein, ich muß ihr sagen, wie unsere Sachen stehen, ich muß es ihr auseinander setzen!“ Bei diesen Worten schien ihn etwas tief zu erschüttern, doch ging er festen Schrittes die Straße wieder hinauf, beständig vor sich hin murmelnd: „ich hab' es ihm versprochen, dies Ver-

hältniß zu lösen — was kommt auch dabei heraus? — O verdammt, daß ich damals nicht ihren eigenen Worten folgte! Sie hatte Recht, vollkommen Recht, die Aermste!"

Jetzt war er wieder an der Ecke des Platzes angekommen und zögerte abermals. „Nein!" sagte er und stampfte heftig mit dem Fuß auf den Boden, „bei Gott, ich kann nicht mit ihr sprechen, nicht offen mit ihr sprechen! Ja, wenn sie eine Italienerin wäre, wenn sie heftig gegen mich würde, mich mit Klagen, mit Vorwürfen überschüttete, wüthend würde, so daß sich an ihrem Zorn der meine entflammen könnte! — Aber das wird sie nicht, geduldig wird sie mich anhören und wird mir sagen: „„thu' immerhin, wie du es denen schuldig bist, die Vater- und Mutterstelle an dir vertreten. Aber vergiß mich nicht, gedenke mein, ich will geduldig hoffen und harren."" — O diese Deutschen!"

Es war gut, daß die Strada Balbi in der todten Herrlichkeit ihrer gewaltigen Paläste von so wenig Menschen betreten wird, sonst hätte man den jungen Mann mit seinen heftigen Geberden beobachtet und ihn vielleicht für einen Verrückten gehalten; doch so konnte er auf der langen, menschenleeren Straße sein Selbstgespräch ruhig beendigen.

„Wenn ich sie nicht mehr liebte," fuhr er fort, „wenn ich sie gern von mir ließe, ah! das wäre was ganz Anderes! Und wenn es nicht mein heißester Wunsch wäre, sie öffentlich die Meine zu nennen, so würde es mir nicht schwer ankommen, den Schritt zu thun, wie ich mit meinem Worte gelobt! Ja!" rief er trotzig aus, „ich hab' es gelobt, ich habe mein Wort gegeben! Aber mit ihr offen darüber sprechen kann ich nicht!"

Bei diesen letzten Worten, die er lauter als die übrigen gesprochen, raffte er sich gewaltsam zusammen und ging quer über den Platz auf ein kleines Haus zu, das sich freundlich aus grünen Orangen- und Citronenbüschen hervorhob.

Dieses kleine Haus hatte im untern Stock neben der Treppe Küche und Bedientenzimmer, oben war ein kleines Vorzimmer, zwei Schlafzimmer und ein Salon, von dessen Fenstern man die

reizendste Aussicht hatte. Vor dem Hause dehnte sich der breite Platz aus, links lag das Haus des Columbus, rechts in der Tiefe der Palast Doria und zwischen diesen beiden Gebäuden hindurch erblickte man den belebten Quai mit seinem Mastenwalde, weiter hinaus den Molo mit dem Leuchtthurm, und das Ganze schloß die gewaltige Meerfluth.

Die Fenster des Salons waren geöffnet, und da das Haus bei der frühen Morgenstunde im Schatten lag, Stadt, Hafen und Meer dagegen von der Sonne beleuchtet wurden, so war die Aussicht in diesem Augenblick hier oben entzückend schön. Eine junge Dame in blendend weißem Peignoir, der den eleganten schlanken Körperbau auf's Vortheilhafteste hervorhob, lehnte an dem Fenster und unterstützte den Kopf mit dem Arm, indem sie scharf nach dem Hafen hinunter blickte.

Das reizende gute Gesicht dieser Dame brauchen wir dir, geneigter Leser, nicht zu beschreiben, du kennst es, du wirst dich desselben hoffentlich erinnern: du sahst es bei der Leiche ihrer armen Mutter, bei ihren kindlichen Spielen, bei ihrem Eintritt in die Welt. Das Gesicht der kleinen Marie hat sich nicht viel verändert, die großen dunklen Augen haben noch immer denselben schwärmerischen Ausdruck, nur hat sich das ruhig Träumerische, mit dem das Kind die Gegenstände um sich betrachtete, in einen unaussprechlich rührenden Ausdruck verwandelt, nicht des Kummers, nicht des Schmerzes, aber einen Ausdruck, bei dem man ihre Hand ergreifen möchte und sie fragen: was fehlt dir?

Wenn wir einen Blick in den Salon werfen, so sehen wir uns veranlaßt, die Gegenstände, namentlich die Bilder und Bildchen an den Wänden, näher zu betrachten. Wir finden lauter gute alte Bekannte. Dort ist eine Skizze des Hauses unter der Mauer, von Meisterhand in Aquarell gemalt: man sieht in das dunkle Gewölbe hinein, es ist Nacht; lieber Leser, wir erblicken das erste Kapitel unserer wahrhaftigen Geschichte. Die alten Straßenlaternen werden vom Winde hin und her geweht; richtig! dort schreitet Frau Welscher, an ihrer Hand ein kleines frierendes Mädchen. Neben diesem

Bildchen ist ein sprechend ähnliches Portrait der alten Kiliane und daneben nochmals die Frau Welscher im Sonntagsstaat mit harten hölzernen Zügen, unkünstlerisch zwar, aber rührend in seiner Aehnlichkeit in dem prächtigen goldenen Rahmen. — Noch ein Bekannter. Ja, es ist Dubelli's ehrliches, treuherziges Gesicht, im eleganten schwarzen Frack mit hohem, weißem Kragen, das Aeußere freilich anders, als wir es zu sehen gewohnt, aber das Innere ist dasselbe geblieben, wie damals, wo er die alte Büglerin nach Hause begleitete. Unter dem Tänzer befindet sich eine äußerst elegante Zeichnung von der ehemaligen Collegin desselben, Mademoiselle Elise, von großer Aehnlichkeit, die prachtvollen Formen ihres Körpers schön wieder gegeben. Sie ist im Costüm, lehnt mit der einen Hand an der Coulisse und wendet den Kopf zur Seite. Es ist der Moment in einem Ballet wo ihr neuer Pas kommt. — — „Denk an mich!" sagte sie in solchen Momenten zu der kleinen Marie, „denk an mich, du gutes, freundliches Herz und dann wird mir's draußen gut gehen." — Auch ein Portrait von ihr selber steht auf einem Ecktischchen und gegenüber ein anderes mit Epheu umgeben: das eines jungen Mannes, den wir schon gesehen, leider schon gehört. Wir gäben viel darum, hätten wir sein Selbstgespräch nicht belauscht. Die Züge dieses Gesichtes sind schön zu nennen, doch liegt im Auge etwas Weichliches, Charakterloses, das der trotzig aufgeworfene Mund umsonst zu verwischen sucht.

Nach einer langen Pause, während welcher Maria aufmerksam auf den Platz und den Hafen hinabsieht, öffnet sich die Thüre des Nebenzimmers und von den Armen einer stämmigen Genueserin gleitet zappelnd und lachend ein kleines, allerliebstes Bübchen auf den Fußboden und trippelt auf die Mutter zu, welche sich umwendet, das Kind zu sich emporhebt und es mit Liebkosungen und glühenden Küssen bedeckt.

In diesem Augenblicke eilte der junge Mann aus der Strada Balbi über den Platz gegen das Haus.

„Signora," sagte das Dienstmädchen im Nebenzimmer, „man

hat mir gesagt, daß der Ferdinando Primo heute früh von Neapel hier angekommen ist."

„Heute früh?" forschte die junge Dame, „also schon vor mehreren Stunden?"

„Allerdings schon vor mehreren Stunden," antwortete die Genueserin, setzte aber lächelnd hinzu: „doch wissen Sie wohl, Signora, daß es den Passagieren nicht so bald erlaubt ist, an das Land zu gehen."

Jetzt hörte man auf der Treppe rasche Tritte, die ahnungsvolle Mutter drückte ihr Kind fest an die Brust und starrte erwartungsvoll nach der Thüre des Salons, die jetzt hastig aufgerissen wurde und unter welcher der so sehnlichst Erwartete erschien. Einen Augenblick blieb er zögernd am Eingange stehen, als wage er nicht, die Schwelle zu überschreiten und sein Mund warf sich trotzig auf, wie wir es auf dem Bilde bemerkt. Das dauerte aber nur eine Sekunde, dann schlich sich jener andere, weichliche Zug aus den Augen und über das Gesicht, er stürzte heftig Mutter und Kind entgegnen, sank vor ersterer auf die Kniee, drückte heftige Küsse auf ihre herabhängende Hand und rief: „Maria! meine geliebte Maria!"

„Eugen!" sagte sie, und ihre Wimpern wurden feucht, „mein Eugen, bist du da? Ich habe dich schon seit langen Wochen erwartet." Sie ließ das Kind auf den Boden herab, und der Kleine, als er die Eltern weinen sah, verzog ebenfalls das Gesichtchen und konnte nur durch die herzlichsten Schmeichelworte des Vaters und durch die zärtlichen Küsse der Mutter beruhigt werden.

Längere Zeit hielt der junge Mann darauf ihre beiden Hände in den seinigen fest und sah ihr lang und forschend in die Augen. „Du warst wieder recht unglücklich während meiner Abwesenheit?" sagte er innig und liebevoll, setzte aber etwas ungeduldig hinzu: „hast wieder viel geweint und versprachst mir doch, dies nicht zu thun."

Sie nickte stumm mit dem Kopfe und drückte ihr Gesicht auf

den Kopf des Kindes, damit er die reichlichen Thränen nicht sehen solle, die ihren Augen entquollen.

„Du quälst mich, Maria!" sprach er unmuthig, „du weißt ja, ich kann nicht immer bei dir sein."

„Leider!"

„Freilich leider! aber was ist da zu machen? Wir müssen uns dem Schicksal fügen, Maria, wir können mit Gewalt nichts durchsetzen, wir müssen ruhig und geduldig abwarten." Er zuckte bei diesen letzten Worten ungeduldig mit den Schultern. Da sie ihn aber fest und ruhig ansah, mit dem so unendlich liebevollen und rührenden Blick, so schlug er den seinen nieder, legte die Hand auf den Kopf des Kindes und sagte: „freilich, freilich, Maria! ich weiß, wie geduldig du ausharrst, wie zufrieden du in die Zukunft schaust, es kann und wird aber Alles besser und angenehmer werden. Für jetzt bin ich gebunden, das weißt du so gut wie ich. Ich bin nicht frei, leider, leider abhängig, sehr abhängig. Du wirst überzeugt sein, Maria" — dabei hob er wieder den Blick zu ihrem Auge empor, — „du wirst mir glauben, daß, wenn es mir möglich wäre, dich heute der Welt als meine Frau vorzustellen, daß ich's bei Gott dem Allmächtigen thun würde, gerne thun würde; aber" — er zog die Achseln wieder in die Höhe, — „was kann ich machen? — Warten und warten."

„Und dein Onkel," fragte sie schüchtern, „ist noch immer hart gegen mich? Er will nichts von mir wissen, von mir, deiner Frau? — und von dem armen Kinde da?"

„Härter als je!" entgegnete der junge Mann und warf sich in einen Fauteuil. „Er weiß viel schöne Geschichten von ähnlichen Mißheirathen, so sagt er, — verzeih' mir das Wort, Maria, — und die tischt er mir bei allen Gelegenheiten auf."

„Das ist sehr traurig," sagte sie.

„Allerdings — sehr traurig!" entgegnete er und zog das Bübchen zwischen seine Kniee. „Entsetzlich! es zerstört mein ganzes Lebensglück." Er sah dem Kind in das rosige Gesichtchen und versank in tiefes, langes Nachdenken. Plötzlich schien er einen

Gedanken zu fassen und kämpfte wieder augenscheinlich mit sich selbst, diesem Gedanken gegen die Mutter Worte zu leihen. Er erhob nochmals den Blick, um sie anzusehen, brachte ihn aber nur bis zum Rande des Fauteuils, auf dem ihre gefalteten Hände auflagen. Am Mittelfinger ihrer linken Hand trug sie einen einfachen, goldenen Reif und über diesen goldenen Reif konnte er nicht hinwegkommen. „Ich habe mir schon gedacht," sagte er nach einer abermaligen Pause stockend, „daß es vielleicht möglich sei, den Onkel günstiger zu stimmen, wenn wir ihm den Kleinen da vorführten. — Was meinst du, Maria? Er liebt die kleinen, hübschen Kinder leidenschaftlich, obgleich oder weil er selbst keine hat. Gib' mir den Knaben auf kurze Zeit, ich will ihn mit nach Neapel nehmen." — — — —

„Mein Kind?" rief die Mutter, „mein kleines, liebes Kind soll ich von mir lassen? — O nein, Eugen, das kann dein Ernst nicht sein! — Ich soll allein hier zurückbleiben, allein in der kalten, fremden, prächtigen Stadt? O Eugen, wenn du wüßtest, welchen Trost mir mein Kind gewährt! Wie er mich versteht, wenn ich hier am Fenster sitze und von dir, seinem Vater spreche! Wie weiß er so gut, daß du dort über das große Wasser fahren mußt, um zu uns zu kommen. Das böse Wasser, sagt er, denn er hat dich lieb, sehr lieb, mein Eugen, obgleich er dich so selten sieht."

Der junge Mann, der an der Heftigkeit, mit welcher sie diese Worte sprach und mit welcher sie das Kind bei denselben an sich zog, wohl entnahm, daß es ihm nicht gelingen würde, den Knaben in seine Hände zu bekommen, entgegnete in gereiztem Ton: „immer Vorwürfe, du machst mir beständig Vorwürfe, daß ich dich so wenig sehe, aber, bei Gott! ich kann ja nicht anders, und du verwickelst unsere Sache immer mehr, indem du meinen vernünftigen Rathschlägen kein Gehör gibst."

„Ich will Alles thun, was du willst," rief sie ernst und bestimmt, „aber mein Kind laß' ich nicht von mir. Laß' mich mit dem Kleinen allein nach Neapel, ich will zu deinem Onkel,

ich will Alles thun, ich will ihm zu Füßen fallen, ich will ihn bitten für dich und für mich. Du sagtest sonst, er sei nicht hartherzig, er habe ein gutes, liebevolles Gemüth. Er ist kränklich — ich will ihn pflegen, das Kind soll ihn erheitern, laß' mich zu ihm nach Neapel."

Sie hatte das mit Feuer und Ueberzeugung gesprochen, und einen Augenblick blickte er fragend und nachdenklich in ihr glänzendes Auge, als überlege er, ob dieser Plan nicht gelingen könne, dann aber schüttelte er heftig den Kopf und sagte hart: „du kennst die Verhältnisse nicht, Marie, das geht nun und nimmermehr! denk' nur an die Frau meines Onkels, die kalte, herzlose Italienerin." Er stand von seinem Sitze auf und schritt hastig im Salon auf und ab. Plötzlich blieb er vor ihr stehen und fragte mit erzwungenem Lächeln: „wie ist's mit deiner Kunst, schöne Tänzerin? Hast du keinen Versuch mehr gemacht?"

„Wie kommst du auf die Frage?" entgegnete sie in einem leisen schmerzlichen Tone.

„Ei! ich wollte nur das wirklich unangenehme Gespräch von vorhin abbrechen."

Sie schüttelte leicht den Kopf, als er wieder durch das Zimmer dahinschritt und ihre Blicke folgten ihm ernst und nachdenklich. „Wohl habe ich meine Kunst wieder versucht," sagte sie nach einer Weile, „und wenn Signora Marina jetzt erst das Theater beträte, so würde sie auch mit dem Bischen, was ihr von früher übrig geblieben, einigen Beifall erringen. Aber mein Fuß ist und bleibt zu schwach, um Großes auszuführen. Alle, die mich früher gesehen, würden die Marina nicht mehr erkennen, mitleidig den Kopf schütteln und mich bedauern. — Deine Frage hat mir wehe gethan, Eugen!" Sie wandte den Kopf nach dem Fenster und weinte leise.

„Immer Thränen, Maria!" versetzte er mit ziemlich weicher Stimme, „o weine nicht, thu' es mir zu lieb, du kannst ja noch ganz glücklich werden."

„Kann ich's wirklich, Eugen? — Glaubst du daran? —

sage mir die Wahrheit." Sie wandte sich hastig gegen ihn, umschlang seinen Hals mit beiden Armen und drückte einen innigen, heißen Kuß auf seinen Mund. „Sage mir, ich soll geduldig warten, befiehl' mir, dich nie mehr zu fragen, aber laß' mir eine kleine Hoffnung. Bedenke, wie du über diesen Punkt früher mit mir gesprochen! Denk' an die erste Zeit unserer Liebe in Neapel!"

„Ich denke daran," antwortete er schmerzlich bewegt.

„Damals," fuhr sie fort, „hieltest du es für so leicht, die Einwilligung deines Onkels zu erlangen. O Eugen, ich habe nicht leicht, nicht willig deinen Bitten nachgegeben, ich habe dir Alles so vorgestellt, ich habe ahnungsvoll gesehen, wie es nun wirklich gekommen ist. Ich habe dich gewarnt, ich habe dir gesagt, wie deine mächtige Familie es dir nimmermehr erlauben würde, eine unbekannte, namenlose, wenn auch damals große Künstlerin in ihren Kreis aufzunehmen. Alles, Alles haben wir dir gesagt, ich und der getreue Dubelli. Damals aber sahst du klarer und heller in die Zukunft; — doch will ich dir keine Vorwürfe machen, nur sprich offen und ehrlich mit mir. Ich will ja nur dein Glück, wenn auch mein Herz darüber brechen müßte."

„Nicht diesen Ton, Maria!" bat er heftig; „es ist leider wahr, ich habe dir Versprechungen gemacht, die ich nicht halten konnte, ich habe dich einer glänzenden Carriere entrissen, die du aufgeben mußtest, vielleicht mittelbar durch meine Schuld; du hast das Recht, mir Vorwürfe zu machen — thu' es! schilt mich, klage mich heftig an, laß' mich deinen Zorn fühlen, aber nicht jenen Ton! Ich habe Unrecht, Gott, wie fühle ich das! Ach! sei nicht immer so verzeihend, so geduldig — — sei zornig, sei heftig! — dann kann ich es auch sein," setzte er ganz leise hinzu.

Aber sie wurde nicht heftig, sie litt geduldig und still. Sie nahm das Bübchen auf ihren Schooß und ließ ihn einzelne Worte sagen, die er schwer auszusprechen gelernt, und da kam Alles durch einander, Deutsch, Italienisch und Französisch. Aber dies unschuldige Geplauder erweichte sein Gemüth, er hörte dem Kind zu,

zuerst ernst, dann lächelnd, endlich nahm er es auf seinen Arm, küßte es unzählige Male und tanzte singend und lachend im Zimmer auf und ab.

Unter diesen Eindrücken hätte er auch Alles für Kind und Mutter gethan, was nur eine Menschenseele thun kann. Er hätte für sie gelitten, gedarbt, ja gearbeitet — das Letzte wäre aber für ihn das Härteste gewesen, denn er hatte es nie gethan. Doch so leicht seine guten Vorsätze kamen, eben so leicht verschwanden sie auch wieder. Bald setzte er das Kind auf den Boden und warf sich in eine Sophaecke nach gleichgültigen Dingen fragend.

„Apropos!" sagte er, „hast du Nachrichten von Dubelli? Wie geht es ihm, was treibt er?"

„Von Paris hat er mir vor einiger Zeit geschrieben. Er tanzt in der großen Oper, ist gut bezahlt, sparsam wie immer und legt das Seinige zurück, um später in der Heimath, in Deutschland, ruhig leben zu können." Das Letzte sagte sie mit einem unterdrückten Seufzer.

Obgleich er die Bewegung ihrer Stimme wahrnahm, so wollte er sie doch nicht beachten, und fuhr fort: „wie ist denn der Mensch, der dir nun seit zwei Jahren deine Geschäfte besorgt? Hältst du ihn für treu und ergeben?"

„Ich glaube so," entgegnete Maria, „du weißt, wie wir ihn fanden und aufnahmen; wir können auf seine Dankbarkeit den gerechtesten Anspruch machen."

„Ja, das muß wahr sein," lachte der Graf, „Gott, wenn ich je etwas Heruntergekommenes gesehen, so war es dieser Deutsche. — Aber ein unangenehmeres, widerwärtigeres Gesicht sah ich nie. Und du glaubst wirklich, daß er uns ergeben und anhänglich ist?" fragte er nach einigem Nachsinnen.

„Er hat mir nie Ursache zu einer Klage gegeben; er ist sorgsam für das Hauswesen, hat das Bübchen gern und besorgt meine kleinen Geschäfte gewandt und pünktlich."

„So, so," entgegnete der junge Mann. Doch wäre bei der ganzen letzten Unterredung für jeden Unbefangenen eine peinliche

Spannung bemerkbar gewesen, die ihn nicht verließ. Er holte tiefer Athem als nothwendig und blickte zerstreut im Zimmer umher. „Wo ist dein Hund? ich sehe ihn nicht — dein kleiner Engländer?"

„Er ist gestorben," antwortete sie, „es hat mir sehr leid gethan."

„Ei, ei! — So? — und das kleine Bübchen," fuhr er gezwungen lachend fort, willst du mir nicht mitgeben nach Neapel? Es wäre wirklich besser."

„Gehst du denn so bald wieder zurück?" fragte sie erschreckt, „ich glaubte, du bliebest eine Zeit lang hier. Ist es dir nicht möglich, einige Wochen da zu bleiben? kleiner Eugen, bitte den Papa, er solle uns nicht so bald wieder verlassen."

„Quäle mich nicht, Maria!" sagte er ungeduldig, „du weißt, ich bleibe, so lang ich kann, ich habe mich nur von Neapel weggestohlen, um dich eine kleine Weile zu sehen" — er war aufgesprungen und an's Fenster getreten. „Adieu, Maria," brachte er mühsam hervor, „ich muß einige Geschäfte besorgen, seh' dich aber nachher wieder."

Sie reichte ihm die Hand und blickte ihn fest und innig, aber aufmerksam an. Seine Hand zitterte heftig in der ihrigen, sein Gesicht war bleich, aller Trotz um den Mund verschwunden, seine Augenlider zuckten und immer heftiger, bis plötzlich ein Strom von Thränen über seine Wangen herabkam. „Adieu, Maria!" wiederholte er mit gebrochener Stimme, und setzte hinzu: „sieh' dich jetzt nicht um nach mir, blick' mir nicht nach, um Gottes Barmherzigkeit willen, leb' wohl, leb' wohl!" Hastig wandte er sich und eilte zur Thüre des Salons hinaus, die Treppe hinab.

Unten angekommen, biß er die Zähne heftig in seine Lippen, wischte sich mit der Hand die Thränen aus dem Gesicht, setzte den Hut auf und trat anscheinend gefaßter auf die Straße hinaus.

Hier an der Hausthüre lehnte jene Person, von der Beide vorhin droben gesprochen. „Joseph," sagte der Graf, ohne den Mann anzusehen, „ich wohne Croce di Malta, komm' in einer Stunde zu mir, aber ohne droben was zu sagen. — Verstanden?"

Damit wandte er sich von dem Hause links, eine kleine Bergstraße hinauf; es war ihm unmöglich, über den Platz zu gehen, wo er wußte, daß sie ihm nachsah, — sie und das kleine liebe Kind.

Der Mann an der Hausthüre, den er Joseph genannt, blickte ihm kopfschüttelnd und häßlich lachend nach und sagte: „hm! hm! — endlich!“

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Genua.

In dem Gasthof angekommen, wurde il Signor Conte von dem Wirth auf's Ehrerbietigste empfangen und in die Zimmer eingeführt, die für ihn bestellt waren, dort befahl er, daß man ihn allein lasse, und ging hastigen Schrittes auf und ab, sich in die Erinnerung vergangener Zeiten versenkend.

Der Graf war kein schlechter Mensch, aber entsetzlich weich und wankelmüthig. Er besaß jene Energie, die rastlos, ohne nachzulassen, einem einmal vorgesetzten Ziele nachstrebt, es mit allen Kräften zu erreichen sucht, so lange Andere demselben Ziele nachjagen und so lange man ihn um die Fortschritte, die er gemacht, beneidet und dadurch seine Zustimmung zu dem, was er unternimmt, kund gibt. Dann scheute er keine Zeit, keine Kräfte, und er mußte durchsetzen, was er sich vorgenommen. War er aber in den Besitz des Ersehnten gelangt, so freute es ihn nur dann, wenn seine Bekannten fortfuhren, ihn darum zu beneiden. Das Gegentheil aber konnte er nicht ertragen, und wenn Leute, auf deren Ausspruch er Gewicht legte, anfingen, an das, was er errungen, einen kritischen Maßstab zu legen, so hatte er nicht festen Willen genug, diesen Urtheilen entgegen zu treten, sondern er war der Erste, der das mühsam aufgerichtete Gebäude einzureißen begann. —

So war es mit seinem Verhältniß zu der Tänzerin. Er hatte sie unaussprechlich geliebt, er war stolz darauf, überglücklich, daß er ihre Gegenliebe errungen, und aller Neid, alle Mißgunst, die er in dieser Sache erfahren, hatte nur dazu beigetragen, sein Verhältniß zu ihr inniger zu machen.

Das ging so lange gut, bis er alle anderen Bewerber verdrängt, bis er durch eine heimliche Ehe in den ungestörten Besitz der Geliebten getreten war. Da blickte er zurück und begann nachzudenken. Jedes leichte, spöttische Wort seiner Freunde, ein Achselzucken, eine Bemerkung: „ja, wenn man gleich heirathen will, läßt sich viel erreichen!" verletzten ihn tief und kränkten seinen Stolz auf's Empfindlichste.

Sein Vater, der jüngere Sohn seines Großvaters, hatte ihm wenig hinterlassen, dagegen aber hatte ihn sein Onkel, der Erbe sämmtlicher Güter, an Kindesstatt angenommen und dieser Onkel sah die ganze Geschichte mit der Tänzerin für etwas Vorübergehendes an. Er hatte ihm früher zu seiner Eroberung lächelnd Glück gewünscht, ihm gern die größten Summen bewilligt, um den Aufwand hiezu zu bestreiten, war aber alsdann, nachdem der Neffe von einer dauernden Verbindung mit der unbekannten Deutschen gesprochen, auf einmal ganz anders geworden und hatte ihm zuerst lächelnd, dann ernsthaft die unangenehmen Folgen einer solchen Verbindung zergliedert, und der Onkel, ein Lebemann, der die Welt kannte, wie wenige, der ähnliche Verhältnisse in Liebe, Angst und Kummer genugsam durchgemacht, verstand es meisterhaft, die Schattenseite derselben darzustellen.

Der Onkel, ein Mann in den Fünfzigen, bedeutend von der Gicht geplagt, hatte vor zwanzig Jahren wahrhaftig anders gesprochen. Er, ein französischer Graf, hatte eine italienische Herzogin geheirathet, ohne in dieser Ehe das Glück zu finden, auf das er sehnlich gehofft. Die Italienerin, wie sie der Neffe richtig genannt, eine kalte, herzlose Person, um vieles jünger als der Graf, bewegte sich in der großen glänzenden Welt, so lange das anging mit dem Gemahl; als aber denselben seine Kränklichkeit zu Hause hielt, nach

italienischer Sitte mit einem Hausfreund. Kinder waren keine da, man erwartete auch keine mehr, ja, das eheliche Verhältniß der Beiden wurde in diesem Punkte so trostlos, daß der Graf seiner Gemahlin erklärte, er füge sich, so lange er in Italien lebe, italienischer Sitte, um kein Ridicule auf sich zu laden, gebe ihr aber sein Wort, daß eine augenblickliche Ehescheidung erfolgen würde, sobald unter dem Schirm seiner Grafenkrone gewisse kleine Umstände eintreten würden, die er nicht näher bezeichnen wolle.

Von diesem Augenblicke an begann der Oheim das Verhältniß seines Neffen zur deutschen Tänzerin mit andern Augen anzusehen. Er wünschte demselben nämlich eine Frau aus guter Familie, die ihm, dem Kranken, in langen, einsamen Stunden zur Unterhaltung dienen solle, die ihn freundlich und liebreich pflegen, die in seinem großen Hause die Honneurs machen und mit der er den bösen Launen der Gemahlin begegnen könne, denn der alte Graf liebte Gesellschaft und Unterhaltung und haßte die finsteren Säle seines großen Palastes, in denen der freundliche Geist einer liebenswürdigen Dame des Hauses vollständig fehlte.

Nachdem längere freundschaftliche Ermahnungen, ja Bitten, mit denen er seinen Neffen beehrt, durchaus fruchtlos geblieben waren, hatte er ihm eines Tages ernst und bestimmt gesagt: „mein lieber Freund, du bist freilich der Sohn meines Bruders und von mir an Kindesstatt angenommen, doch läßt sich dergleichen füglich lösen, sobald wir einander nicht mehr conveniren, und mir scheint, auf dem Punkte sind wir angekommen. Ich habe, wie du weißt, um deinetwillen die Familie meiner Schwester außerordentlich vernachläßigt, ich habe dir und deinen Launen beständig die Zügel schießen lassen, habe nie gezürnt, wenn ich das dir ausgesetzte Geld verdoppeln, ja verdreifachen mußte, ja ich erlaubte dir, auf meinen Banquier zu ziehen, so viel du gewollt. Ich will auch gerade nicht behaupten, daß du diese Erlaubniß mißbraucht hast, — nein — aber für Alles das verlange ich jetzt eine Kleinigkeit, daß du nämlich jenes bewußte Verhältniß abbrichst und mir dafür eine Frau in's Haus schaffst, die ich sehen lassen kann."

„Das nennen Sie eine Kleinigkeit, lieber Oheim?“ hatte der junge Mann schmerzlich lächelnd gefragt. „Sie haben das Mädchen nie gesehen!“ Worauf Jener erwiderte, daß ihn darnach auch durchaus nicht verlange.

„Wir setzen ihr,“ fuhr er ruhig fort, „ein Jahrgehalt aus, wovon sie anständig leben kann, unter der Bedingung, daß sie das Kind — ich glaube, du hast mir einmal gesagt, es sei ein Knabe — daß sie dir also das Kind übergibt, welches wir alsdann nach Paris schicken und auf's Sorgfältigste und Beste erziehen lassen. Das sind wir ihm schuldig, da es doch einmal von dir ist, nicht wahr?“

Darauf hatte der junge Mann als Letztes, und wie er glaubte, Wirksamstes angegeben, daß das Mädchen nicht eher habe die Seine werden wollen, bis er sich mit ihr habe trauen lassen. Doch machte dies auf den Herrn Onkel durchaus nicht die erwartete Wirkung. — „Eine Kapuziner-Ehe!“ sagte er, „ohne die nöthigen Papiere, ohne Legitimation von der Familie. Ich kenne das und werde es arrangiren.“ — — — —

Diese Unterredung, dieser fest ausgesprochene Wille erreichte bei dem schwachen, jungen Menschen vollkommen seinen Zweck. Er begann das Drückende seines Verhältnisses zu fühlen, und wenn er es auch früher für den seligsten Augenblick gehalten hatte, wo er im Stande gewesen, sie, die Geliebte, die an edlem Sinn, Tugend, Schönheit, ja Bildung allen Damen seiner Bekanntschaft gleichzustellen war, feierlich in sein Haus zu führen, sie öffentlich die Seine zu nennen, so fing er jetzt an, diese Pläne für unausführbar zu halten und malte sich die Hindernisse, die zwischen denselben und ihrer Ausführung lagen, als unübersteiglich.

Mit diesen Gedanken war er denn, ein gehorsamer Neffe, von Neapel abgereist und nach Genua gekommen. Doch was der Onkel von ihm verlangt, mit dem unglücklichen Mädchen offen und ehrlich zu sprechen, und was er auch anfänglich für leicht gehalten, das war er, wie wir gesehen haben, nicht zu thun im Stande.

Deßhalb warf er sich nun auf seinem Zimmer im Gasthofe an seinen Schreibtisch, um ihr nach Art treuloser und dabei feiger

Seelen den Dolch unversehens in das arglose Herz zu stoßen. Er schrieb lange und viel, und den Kellner, der nach Ablauf von einer Stunde eine Meldung machen wollte, winkte er mit der Hand zurück und so verflossen drei Stunden, bis er den Brief an sie beendigt hatte und ihren Diener Joseph vorließ.

Der Mensch blieb demüthig an der Thüre stehen, doch als er bemerkte, wie der Graf am Fenster ihm den Rücken zuwandte, hob er seine Augen in die Höhe und ließ sie tückisch lächelnd durch das Zimmer schweifen. Er hatte in der That eine widerwärtige Physiognomie, dieser Mensch. Ein vergangenes wildes Leben mußte diese Züge verzerrt, das Haar gebleicht, so tiefe Furchen auf Stirn und Wangen geschnitten haben. Dabei schielte er, wie nicht leicht ein anderer Sterblicher und die Sehwinkel seiner Augen kreuzten sich so sonderbar, daß der Anblick derselben komisch gewesen wäre, wenn der Blick dieses Auges selbst nicht so etwas offenbar Bösartiges an sich gehabt hätte.

Jetzt wandte sich der Graf um, und obgleich er das Gesicht oft gesehen, so erstaunte er doch heute wieder ob diesem unangenehmen Ausdruck.

„Erinnerst du dich noch," sagte er nach einer Pause, „auf welche Art du in die Dienste der Signora Marina getreten, oder vielmehr in meine Dienste? Es kann nicht schaden, wenn du mir das nochmals erzählst."

„Es mögen jetzt drei Jahre sein," sagte Joseph geschmeidig und willfährig, „da kam ich hieher nach Genua, um Arbeit, ein Unterkommen zu finden. Ich fand weder das Eine noch das Andere; mein Gesicht," sagte er seltsam lächelnd, „war den Leuten nicht angenehm genug und da ich auf diese Art weder Obdach noch Nahrung hatte, so wurde ich krank, sehr krank. Ich wohnte in einem elenden Hause hinter dem Freihafen; es war vielmehr ein Stall, und die alte Frau, die mich in meinem brennenden Fieber mit einer Citronenschnitte erquickte, oder mir, wenn ich jämmerlich fror, eine alte Pferdedecke überwarf, sagte mir eines Tages, es sei eine reiche Dame angekommen, ebenfalls eine Deutsche, und, wie

sie glaube, aus demselben Lande, aus dem ich sei. Sie hatte das von ihrer Schwester, einer Wäscherin, erfahren, die hier in diesem Gasthofe, wo auch die deutsche Dame wohnte, beschäftigt war."

Der Graf nickte mit dem Kopfe und sagte sehr leise: „ja, ja, es war derselbe Gasthof, ich glaube sogar dieselben Zimmer!"

„Die deutsche Dame nun," fuhr der Diener fort, „schickte mir Geld und kam eines Tages, nach dem Landsmanne zu sehen. Sie erschrak, wie sie meinen Zustand, mein Lager sah, — — — darauf kamen der Herr Graf und ließen mich aus dem Stalle fortbringen, in ein gutes Haus, und ließen mich pflegen, vollständig heilen und thaten viel an mir."

„Und als du gesund wurdest," unterbrach ihn der junge Mann, „und mir sagtest, du wissest in der Welt nicht aus noch ein, nahm dich Signora Marina in ihre Dienste und verschaffte dir auf diese Weise ein angenehmes behagliches Leben. — Ist's nicht so?"

„Ja, Herr Graf!"

„Vergiß das nie, sei an deine Gebieterin anhänglich und man wird für dich sorgen."

„Das bin ich gewiß, Herr Graf," sagte Joseph, „wie könnte ich je vergessen, was man an mir gethan, wie könnte ich je undankbar sein gegen die Retterin meines Lebens?" Er versuchte bei diesen Worten einen sanften Gesichtsausdruck anzunehmen, was ihm aber nicht gelingen wollte, ebensowenig als seine beiden Augen in einen anständigen, menschlichen Sehwinkel zu bringen. Das eine blickte angelegentlich nach der Decke, während das andere die Schiffe im Hafen zu betrachten schien. Doch bemerkte er trotz allem dem, daß auf dem Gesichte des Grafen eine seltsame Spannung lag, daß er unruhig hin- und herging, bald ihn fest anblickte, bald wieder zum Fenster hinaussah.

Der junge Herr schien mit sich selbst zu kämpfen, ob es räthlich sei, ihren Diener zu seinem Vertrauten zu machen. Doch blieb ihm keine andere Wahl. Zuerst war derselbe der einzige sichere Weg, um das bewußte Schreiben in ihre Hände gelangen zu lassen, und da sie ihm vertraute, wie sie gesagt, so konnte es nicht

fehlen, daß er auch bald von dem Inhalt dieses Schreibens einige Kenntniß erlangen würde. Ueberhaupt war es ja nicht möglich, die ganze traurige Geschichte geheim zu halten, und dann bedurfte auch der Graf, da Dubelli leider fern war, einer Mittelsperson, um ihre Schritte ferner beobachten zu können, um je öfter je lieber Nachricht von ihr und dem Kinde zu erhalten.

Schon mehrere Male hatte der junge Mann den Mund geöffnet, um zu dem Diener zu sprechen, doch jedes Mal, wenn er in dieses unangenehme Gesicht blickte, so war es ihm nicht möglich, nur ihren Namen auszusprechen. Aber was geschehen sollte, mußte bald geschehen. Der Graf konnte und wollte sich nicht länger in Genua aufhalten, er fürchtete, sie noch einmal zu sehen, es jagte ihn hinweg von dem Platze, wo sie athmete. Unwillkührlich fühlte er sich zu ihrem Hause hingezogen und wußte sicher, daß er bei einer zweiten Unterredung mit ihr unterliegen würde.

Jetzt warf er sich in einen Sessel an dem Fenster, blickte an den Himmel hinauf und sagte: „ich habe dir noch etwas mitzutheilen, Joseph, wodurch ich dir einen Beweis gebe, wie gut deine Gebieterin dich mir empfohlen und wie sehr ich dir vertraue. Höre mich an."

„Verhältnisse nöthigen mich, eine Zeit lang nicht hieher zu kommen, deine Gebieterin nicht zu sehen. Ich habe schon mit ihr darüber gesprochen und das Nähere findet sich in diesem Schreiben, welches du ihr heute Abend übergeben wirst, aber nicht eher, bis der Ferdinando Primo, den du dort unten siehst, den Hafen verlassen hat. Deine Gebieterin wird," — sagte er mit ganz leiser Stimme, — „über den Inhalt dieses Schreibens, trotzdem, daß sie Manches davon weiß, doch ungehalten, verdrießlich, ja traurig sein; trauriger, als nothwendig ist, und wie weit diese Traurigkeit geht, möchte ich in einem Schreiben, das du mir morgen zu senden hast, von dir auf's Genaueste erfahren, um alle Maßregeln treffen zu können, ihre Traurigkeit zu vermindern. — Damit fangen die Dienste an, die du mir zu leisten hast und für welche ich dich fürstlich belohnen will. Wer," fuhr er fort und sah den Diener nach

längerer Zeit wieder an, „wer besorgt das Hauswesen, die Rechnung, wer hat das Amt Dubelli's übernommen?"

„Anfänglich, als ich in ihre Dienste trat, versah es die Signora selbst," sagte der getreueste aller Diener mit gefalteten Händen und lispelnder Stimme, „doch als sie bemerkte, ich sei werth, daß man mir einiges Zutrauen schenke, ungefähr nachdem ich ein Vierteljahr im Hause war, legte sie Alles in meine Hand."

„Gut, gut!" versetzte der Graf, „so soll's denn auch in Zukunft bleiben, du wirst von Zeit zu Zeit an deine Adresse auf der Post Alles finden, was du empfangen und wissen sollst und du versprichst mir, Alles, was man dir aufträgt, getreu und pünktlich zu erfüllen und ebenso von allen Schritten, die hier geschehen, mir augenblicklich Bericht zu geben. Das ist Alles. Jetzt sind wir fertig."

So sagte und dachte der Graf, aber der schlaue Diener dachte anders. Obgleich er Vermuthungen hatte, wo Alles das hinauslief, so war es ihm doch von Interesse, in manchen Dingen klarer zu sehen.

„Und werden der Herr Graf," sagte er, sich tief verbeugend, „längere Zeit, als es bisher geschah, nicht nach Genua kommen, oder vielleicht nur in den nächsten Wochen nicht?"

„Längere Zeit? was fragst du?" entgegnete der junge Herr. „Natürlich längere Zeit nicht! Sei nicht neugierig, Joseph, thu' was man dir sagt und damit genug."

„Verzeihen Sie, Herr Graf," bemerkte der Diener, „es ist ja keine Neugierde, ich frage nur aus Anhänglichkeit an meine Gebieterin, ich frage nur, um Ihnen besser dienen zu können. Doch bescheide ich mich gern," setzte er hinzu, indem er sich ehrerbietig nach der Thüre zog, „es wäre aber gewiß besser, wenn der Herr Graf mir mehr vertrauten, ich kenne die Signora. Sie ist eine Deutsche, Herr Graf."

„Wie so? Was willst du damit sagen?" entgegnete der junge Mann und stand hastig von seinem Stuhle auf. „Wenn ich um deiner Gebieterin willen Alles, was sie wissen soll, in dem Schrei-

den mitgetheilt, was brauche ich dich dann ins Vertrauen zu ziehen? he! mehr als ich schon gethan?"

„Es wär' für alle Fälle," sagte der unerschütterliche Joseph, „und mein Bestreben ist ja, dem Herrn Grafen so gut und getreu zu dienen wie möglich, und ich bin im Stande, dem Herrn Grafen große Dienste zu leisten — aber wie kann ich sicher meinen Weg gehen, wenn man mir die Richtung nach dem Ziel nicht genauer angibt? — — — — Der Herr Graf werden wohl nicht mehr zu uns zurückkehren?"

Dies sagte der Mensch mit einem recht fatalen Lächeln und trat einen Schritt näher auf seinen Gebieter zu.

Dieser blieb auf seinem hastigen Spaziergang durch's Zimmer erstaunt stehen und sah den unberufenen Sprecher mit großen Augen an. „Maledetto!" murmelte er zwischen den Zähnen, „was wagst du mir zu sagen?"

„Wenn ich zu viel gesagt, bitte ich um Verzeihung, aber ich habe mir nur die Frage erlaubt, ob der Herr Graf nicht mehr zu uns zurückkehren würden — ich muß das wahrhaftig wissen, gnädiger Herr, um in Ihrem Interesse richtig wirken zu können. — Glauben Sie, daß Signora Marina mir von dem Inhalt dieses Schreibens mittheilen wird? — Gewiß nicht, Herr Graf. Sie wird Niemanden etwas davon mittheilen, sie wird ihre Entschlüsse allein fassen. Sie wird ihre Pläne nach ihrem eigenen Kopf machen; sie ist eine Deutsche, Herr Graf, und an einem schönen Morgen wird Ihr getreuer Diener nicht mehr in der Lage sein, Ihnen Bericht erstatten zu können. Wenn ich Ihnen gut dienen soll, Herr Graf," setzte er fest und bestimmt hinzu, „so müssen Sie offen gegen mich sein — Sie werden nicht mehr zu uns zurückkehren, Herr Graf!"

Der schwache junge Mann war an das Fenster getreten, zuckte mit den Achseln, seufzte tief auf und sagte endlich mit ganz leiser, unsicherer Stimme: „du hast eigentlich Recht, Joseph, 's ist besser, daß ich offen gegen dich bin, ich brauche Jemand, auf den ich mich ganz verlassen kann. O ich bin entsetzlich bedrängt und unglücklich!"

Er warf sich abermals in den Lehnstuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Ja, ja," sprach er nach einer Pause, „ich kann nicht anders, bei Gott, ich bin gezwungen, aber ich werde nicht mehr hieher zurückkehren. Ich werde sie nicht wieder sehen und das Kind nicht, wenigstens nicht in den nächsten Jahren."

„Das habe ich mir gedacht," sagte ruhig der Diener und jenes fatale Lächeln flog abermals über seine Züge. „Sie folgen den Befehlen Ihres gnädigen Herrn Onkels, Sie lösen Ihr Verhältniß auf, Sie werden sich wieder verheirathen."

„Nie! nie!" rief der junge Mann.

„Ganz recht, Herr Graf. Verzeihen Sie mir, ich dachte, ich wäre zu Haus, in Deutschland, wo man bei uns Protestanten eine Ehe lösen kann, um eine andere einzugehen. Aber das geht ja hier nicht." Er sagte das anscheinend vollkommen überzeugt von seiner eigenen Meinung. Doch hätte ein aufmerksamer Beobachter bemerken können, wie der Sehwinkel seiner Augen sehr scharf wurde und sich seine Blicke auf der Nasenspitze kreuzten. „Ja, ja," fuhr er ruhig fort, „unter den Verhältnissen kann freilich von einer neuen Ehe keine Rede sein."

„Was faselst du? was sprichst du da von Verhältnissen?" entgegnete finster der Graf. „Nun ja, es wird von einer Ehe bei mir keine Rede sein, weil ich sie nie, nie vergessen werde; sonst aber —" setzte er trotzig hinzu.

„Sonst aber?" wiederholte Joseph.

„Nun, sonst," sagte ungeduldig der Graf, „würde mich nichts hindern."

„Ganz richtig," entgegnete schlau der Diener, „ich war ja im Irrthum, verzeihen Sie, Herr Graf, ich wollte nur sagen — in dem Falle nämlich — wenn Sie mit meiner Gebieterin wirklich verheirathet gewesen wären, und das sind Sie ja nicht, ohne allen Zweifel, das sind Sie ja nicht, — wenigstens nicht in den nöthigen Formeln!" —

„Und wer sagt das?" fuhr der Graf heftig auf.

„Meiner Gebieterin dieser Brief," lächelte Joseph, „und mir hat es freilich Niemand gesagt. — — — — Und doch ist es so."

„Du wirst zudringlich, Bursche!" bemerkte der junge Mann, der wieder ans Fenster getreten war. „Du fragst nach Sachen, die dich nichts angehen."

„Um Ihnen desto besser dienen zu können," entgegnete Joseph, sich tief verbeugend und die Hand auf sein Herz legend. „Gewiß nur in dieser Absicht, Herr Graf."

„Es mag dir so hingehen," sagte dieser nach einer Pause, „ich brauche dich, ich muß dich brauchen. Aber diene mir gut, sei getreu, denn im andern Fall, mein guter Freund, sind wir in Italien und ich bin kein Deutscher, der geneigt wäre, dir großmüthig zu vergeben." Bei den letzten Worten nahm er den Brief vom Tische, sowie ein anderes Papier, das darunter lag. „Hier ist das Schreiben," sprach er mit einem Seufzer, „und hier ein Creditbrief auf deinen Namen für eine beträchtliche Summe, lautend auf euren bisherigen Banquier. Da nimm Beides. Adieu, morgen erwarte ich deinen ersten Bericht."

Mit den Papieren erfaßte der Diener die Hand des Grafen, die er mehrere Male inbrünstig küßte. Auch zwinkerte er vergeblich mit den Augen, um eine Thräne herauszudrücken. Dann zog er sich rückwärts nach der Thüre und verschwand mit einem tiefen Seufzer.

Der Graf stützte die Arme gegen das Fenster und drückte das Gesicht an die kalten Scheiben. — —

Er blieb so eine Zeit lang stehen und als er sich endlich umwandte, war die Fensterscheibe feucht. — —

Wir wissen nicht genau, ob von seinen Thränen oder dem Hauch seines Mundes, der unzählige Male Maria! Maria! rief.

— — — — — — — — — — — — — —

Der getreue Diener Joseph war unterdessen die Treppen hinabgeeilt, und als er das Haus verließ, glänzten seine Augen hämisch und boshaft vor Freude. Er drückte die Hand an seine Brusttasche, wo er die beiden Papiere verwahrt, und ging raschen Schrit-

tes durch die Straßen, anfänglich in der Richtung nach Hause, dann aber schlug er eine enge Straße ein, die hinauf in die obere Stadt führte, und nach einer halben Stunde raschen und mühsamen Steigens erreichte er die letzten Häuser und eine kleine Schenkwirthschaft in einem Garten mit einer offenen Laube, welche eine Aussicht auf die ganze Stadt Genua und auf den Hafen gewährte.

In diese Laube ließ er sich eine Foglietta Asti bringen, legte die wichtigen Papiere neben sich auf den Tisch, um sich an deren Anblick zu erfreuen, und versank in tiefes Nachsinnen, während er ein Glas des sprudelnden Weines um das andere leerte. Er machte Pläne für die Zukunft, heitere, angenehme Pläne und da es dem Verlauf unserer Geschichte von Nutzen sein kann, diese Pläne, für deren richtige Ausführung der gute Joseph der Mann war, zu erfahren, so wollen wir uns einen Augenblick an seiner Seite niederlassen.

„Das hat nothwendiger Weise so kommen müssen," sprach er zu sich selber beim sechsten Glase; „aber daß es so schnell käme, hätte ich mir nicht gedacht. So! so! ei! ei! — Also wir wollen unser bisheriges Verhältniß lösen und der gute Joseph, der getreue Joseph ist der Mann, dazu die hülfreiche Hand zu bieten. — Vortrefflich! Und verheirathet in Form Rechtens sind wir auch nicht. Ich habe mir das lange gedacht. Er fährt, so denkt er, heute Abend ruhig nach Neapel, ich übergebe den Brief in dem Augenblick, wo das Schiff zwischen den Leuchtthürmen dahin dampft; sie wird weinen, verzweifeln wollen und morgen schon ruhiger sein. So hofft und so wünscht er, daß mein Bericht lautet.

„Aha! Also wenn das Schiff da unten abfährt, bist du ein freier Mann, edler Graf, so denkst du, und so wird es sein, wenn wir hier oben wollen. Wir sind ein kleines Stück Vorsehung und haben eure Geschicke in der Hand, wollen aber einen Augenblick überlegen, ob es für uns von größerem Nutzen ist, wenn du frei und ledig von dannen ziehst, oder ob es uns mehr ein-

trägt, wenn ich jetzt nach Hause eile, den Brief überreiche und dir vor der Abreise noch eine angenehme Unterredung verschaffe. Schön wär' es allerdings, miserabler Edelmann, schön, aber sehr dumm, Gevatter. Dein schöner Creditbrief wär' beim Teufel; ihr würde es weiter nichts nützen; was heute nicht geschähe, geschähe morgen und der einzige Unterschied wäre, daß ein anderer in's Rohr gesetzt würde, um die Pfeifen zu schneiden, die schon so gut wie in deiner Hand sind. — Ein anderes Bild, Gevatter! Ehrlichkeit! — Treue! Soll ich euch auf meine Fahne malen, soll ich euch, die ihr bestaubt im verborgensten Winkel meines Herzens ruht, an's Licht der Sonne hervorziehen und fürder mit euch wandeln, Hand in Hand auf dem rauhen Pfade der Tugend? — Es wär' ein komisches Bild — hier der Gevatter, links die Ehrlichkeit, rechts die Tugend; und wenn mich der hochselige Steinmann so sehen könnte, er würde Thränen der Rührung weinen, oder sich im Grabe umdrehen. — Pfui! nichts von Steinmann! — Also Ehrlichkeit und Treue! — Ich bleibe meiner Herrin ergebener Diener, sorge für sie, wirthschafte für sie, spare für sie und begnüge mich am Ende mit der Belohnung, die mir der Herr Graf versprochen. — Aber der Herr Graf hat schon Manches versprochen und nicht gehalten, zum Beispiel meiner Gebieterin, wie Figura zeigt, und wo er es anfänglich gewiß ehrlicher gemeint hat, als heute mit mir. — — Weg mit der Ehrlichkeit! Sie ist nicht vortheilhaft! — Und wenn ich das Schicksal meiner Gebieterin in's Auge fasse — der ich allerdings vielleicht einigen Dank schuldig bin — vielleicht — sie schickte mir Geld, als ich krank lag, sie ließ mich heilen; was war das weiter? Die Kosten, die ich ihr verursacht, sind für das, was sie besaß, nicht der Rede werth und wahrhaftig nicht zu theuer erkauft durch das Bewußtsein, eine gute That gethan, einem Menschen das Leben gerettet zu haben, und welchem Menschen? — Parbleu!" — —

Der Gevatter stach die zweite Flasche Asti an.

„Also weg mit der Dankbarkeit! Dann bin ich mir auch selbst der Nächste, und wenn es mir gut geht, so kann es den

Andern schon ein wenig schlechter gehen. Woher hat sie auch ein Recht, die Herrin zu spielen? — Die Tochter einer miserablen Mutter, so zu sagen geboren auf der Straße, aus Mitleid erzogen von einer armen Wäscherin? Was braucht sie in die Welt hinaus, statt im Lande zu bleiben und sich redlich zu nähren? Ihr geschieht schon ihr Recht, ihr vollkommenes und solides Recht! Ha! ich war lange genug der arme Teufel, den man aus Mitleid aufgenommen, das elende Thier, das man aus Gnade beibehielt, und dann — was hab' ich davon, wenn ich von nun an bei ihr bliebe, ihre ewigen Klagen anhörte? — Ein ehrliches, mäßiges Einkommen und ein geachtetes Leben. Hei!" rief er lustig, „das ist besser, frei sein mit dieser honetten, lieben Summe!" Dabei schlug er das Papier auseinander und las mit gierigem Blick und zitternder Hand: „zweitausend Collonati, das sind über fünftausend Gulden! — So was kommt in diesem Leben nicht wieder, den Brief will ich übergeben, auch morgen einen Bericht machen, dazu noch eine tüchtige Summe verlangen für eine Reise nach Deutschland, die wir mit gebrochenem Herzen und tiefem Gram zu unternehmen Willens sind, dann aber, adieu Partie!"

Er trank noch einige Gläser Asti, stützte alsdann den Kopf in die Hände und versank abermals in tiefes Nachsinnen. Er mußte einige unangenehme Gedanken haben, denn er schüttelte zuweilen mit dem Kopfe, stierte auch von Zeit zu Zeit an den Himmel hinauf und strich seine wenigen Haare mit der Hand. „Der Mensch macht zuweilen dumme Streiche," seufzte er alsdann, „und ich kann mir den größten, den ich je gemacht, nicht verzeihen. Das war damals vor vier Jahren, als ich in Mailand in äußerster Noth dem verfluchten Advokaten für das Schandengeld von hundert Thalern jenes Päckchen Papiere übergab, die ich mit wirklicher Kunst und großer Gefahr aus den Händen der alten Kiliane befreite. Sie hatten freilich schon Einiges eingetragen, jene Papiere, und hätten mir noch mehr gebracht, wenn mich der lumpige Steinmann nicht so schmählich übervortheilt! — Ah! es war ein so

schöner Todtenschein dabei von Mutter und Kind, hätte ich nur dem Papa selbst das Päckchen Papiere überbracht; — aber Noth kennt kein Gebot. Auch ist's am Ende besser so. Auf alle Fälle sind geschehene Dinge nicht zu ändern."

Unter diesen Gedanken saß der würdige Mann noch mehrere Stunden bei seinem Asti, und saß da, bis die Sonne sich langsam dem Meere zuzuneigen begann.

Er hätte eigentlich schon früher zu Hause sein sollen, um die Zubereitungen zu dem kleinen Diner zu treffen, welches Maria dem Vater ihres Kindes so freundlich und liebevoll zubereiten ließ.

„Seine Geschäfte halten ihn in der Stadt," dachte sie, „er wird nicht vor sechs Uhr kommen!" — Und doch blickte sie jeden Augenblick über den Platz hin.

Der Gevatter aber dachte ironisch lächelnd: „wozu auch ein Diner, wozu den Tisch besorgen? Wenn ich mit meinem Schreiben komme, wird sie doch keinen Appetit mehr haben, und dann besitze ich auch ein so schwaches Gemüth, könnte mich vielleicht verrathen, wenn ich früher hinginge. Trinken wir noch einige Gläser Asti!"

Und er trank noch verschiedene Gläser Wein, bis die Sonne in der erglühenden See untersank — ein herrlicher Anblick von der Veranda hier oben.

Wie ein schwarzer Wald lagen die Masten der Schiffe da unten, scharf abgezeichnet von der glänzenden See und dem goldenen Horizont. Der Ferdinando Primo, dessen Maschinen schon vor einer Stunde geheizt wurden, schien aus dem schwarzen Schornsteine lange Feuerwellen zu speien, denn so erschien der dichte Rauch, beglänzt von den Strahlen der untergehenden Sonne. Jetzt krachte vom Bord des Dampfers der erste Schuß, — dann der zweite, dann der dritte. Die kleinen Boote, welche Passagiere gebracht und das riesenhafte Schiff umschaukelten, zogen sich eilig zurück, wie kleine Wasservögel vor dem majestätischen Schwan auf stillem Teich, wenn er anfängt, seine Schwingen zu regen. Nun begannen die Räder, sich umzuschwingen, das Schiff verließ den

Hafen und steuerte zwischen den Leuchtthürmen in die ruhige See hinaus. — — — —

An seinem Bord war Einer, der den Kopf in die Hände vergrub, ein schwacher, wankelmüthiger Mensch, der heiße Thränen weinte über eine That, die er jetzt, wo es zu spät war, um Alles in der Welt gern ungeschehen gemacht hätte. —

Der Gevatter schob seine Papiere in die Tasche, trank sein letztes Glas Asti und ging bedächtig nach Hause.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Florenz.

Florenz war in diesem Jahre glänzender und zahlreicher besucht, als seit langer Zeit. Zur Winter- und Hauptsaison der schönen toscanischen Hauptstadt fand man schon zu Anfang des Herbstes keine eleganten Wohnungen mehr. Alles war bereits vermiethet an die vielen Fremden aus allen größern Städten der Welt, die aus alter Gewohnheit hieher kamen, um sich noch einmal recht lustig zu machen, ehe sie die ernstere Zeit in Rom zubrachten.

Die florentinische Saison beginnt zu Anfang Oktobers und dauert bis zum neuen Jahr, wo alsdann die Weltstadt und ihre beginnenden Carnevalsfreuden die Fremden dorthin ziehen.

Es ist etwas Eigenthümliches um die Saison von Florenz. In dieser Zeit geben die großen und reichen Familien der Stadt mit wenig Ausnahmen ihre Herrschaft, was gesellschaftliche Vergnügungen anbelangt, an Fremde ab und ziehen sich in ihre Paläste und Villen zurück, wenig Theil an dem einigermaßen wilden Treiben nehmend, das nun beginnt. Von allen Seiten rollt herbei, was sich zu amusiren gedenkt: Franzosen, Engländer, Deutsche, Russen, Spanier, und ebenso wieder Französinnen, Engländerinnen, Russinnen, Spanierinnen. Man gibt sich hier Rendezvous, man setzt angefangene Liebesintriguen fort, man entschädigt sich für ein

stilles, eingezogenes Leben zu Hause, kurz, man bricht alle menschlichen Fesseln und schwimmt in einem Meer von Freuden jeglicher Art. Hiezu gehören aber Empfehlungen an einige der Hauptton-angeber, um in kleine pikante Salons eingeführt zu werden, ferner gute und gewichtige Creditbriefe, sehr elegante Toiletten und, wer das nicht mitzubringen vermag, wenigstens ein sehr angenehmes Aeußere, und bei den Damen Schönheit und Liebenswürdigkeit.

So trifft nun zu Anfang Septembers schon eine Unzahl von Fremden in Florenz ein. Einzelne Herren und einzelne Damen, in eleganten vierspännigen Coupe's, andere in bescheidenen Equipagen, wieder andere in Eilwagen, ja mit Vetturinen, und es rollt und rasselt durch die Straßen der Stadt. Hier fährt man mit Prätension vor den ersten Hotels an, dort schleicht man, den Lastträger mit gewaltigen Koffern hinter sich, in eine abgelegene Privatwohnung, und man wird ja keinen Garçon, der in guter Toilette auftritt und anständige Häuser besucht, fragen, wo er wohne.

Daß sich hier Abenteurer aller Art einfinden: Spieler, Spekulanten und Spekulantinnen auf anderer Leute Kassen, kann man sich leicht denken. Wenn sich in der Florentiner Gesellschaft auch Elemente genug bewegen, die anderwärts als Leute vom feinsten Ton gelten, so kann man doch durch die zweideutigen Gestalten, die hier herumwandeln, von eben dieser Versammlung nicht sagen, sie sei vollkommen das, was man unter ganz guter Gesellschaft versteht. Man nimmt es hier nicht so genau mit dem früheren Leben einer Dame oder eines Herrn und drückt schon beide Augen zu, wenn man die gesellschaftlichen Formen achtet und namentlich einen bekannten Namen führt.

Was zum Kern der Gesellschaft gehört, sieht man selten im Laufe des Tages, Vormittags nie, und begegnet man im Palazzo degli Uffici ebensowenig, wie in der Gallerie Pitti. Für sie gibt es nur nächtliche Vergnügungen, und die einzigen Stunden des Tages, welche sie benützen und in welchen sie sich der freien Luft und des Sonnenscheins auf ihre Art freuen, sind die nachmittäglichen Spazierfahrten in den Cascinen. Bis zu dieser Zeit, Nachmittags

vier Uhr, währt bei den eleganteren Damen und Herren Nacht und Morgendämmerung. Man erhebt sich gegen Mittag und dejeunirt, nimmt in seinem Boudoir vertraute Besuche an, man erzählt sich da kleine Abenteuer und lustige Geschichten, die gestern Nacht vorgefallen, macht alsdann eine kleine Toilette und fährt nach den Cascinen hinaus.

Diese Cascinen, vor der Porta del Prado gelegen, sind reizende Spaziergänge an den Ufern des Arno für die Fußgänger, dicht bei dem klaren Wasser vorbei, für die Reiter und Fahrenden mit diesen parallel laufend in einer breiten, dicht belaubten Allee.

Es ist ein schöner Herbsttag, an dem tiefblauen Himmel schweben in malerischen Formen weiße, durchsichtige, langgestreckte Wolken, welche die Gegend durch ihre Schatten noch lebendiger und interessanter machen. Der Fußweg für die Spazierenden ist stellenweise mit großen Steineichen besetzt, deren dunkelgrünes Laub, sowie das der Orangen- und Citronengebüsche, auch den Winter über dauert. Dazwischen glänzen in gelb, roth und violett die herbstlich gefärbten Blätter anderer Bäume und Sträuche, und daneben sieht man hohe Stämme Buchen und Kastanien, die ihr Laub verloren haben und dafür mit riesenhaftem Epheu, wie mit grünen, wehenden Schleiern bedeckt sind.

Der breite Fußweg am Arno, auf's Beste unterhalten, mit dem feinsten Sande bedeckt, bietet in eleganten Sesseln und Marmorbänken die angenehmsten Plätze zum Ausruhen. Die Allee für die Wagen öffnet sich an verschiedenen Stellen und bietet breite Plätze, die mit jenen Fußwegen in Verbindung stehen und wodurch es den Spaziergängern möglich ist, ohne ihren Weg zu verlassen, die eleganten Reiter und glänzenden Equipagen bei sich vorüberziehen zu sehen.

Es ist so Sitte in den Cascinen, die Allee einmal hinab zu fahren, dann den Wagen am Eingange stehen zu lassen und den Fußweg zu betreten.

Hier begegnen wir den feinsten Toiletten, fein im Begriff der Jahreszeit, eleganten Männern, schönen Frauen — einem buntfar-

bigen reichen Gewimmel. Was dem Anblick dieser Spaziergänger, ja dem Anblick der ganzen Promenade etwas besonders Reizendes und Liebliches gibt, sind die Tausende von Bouquets der seltensten und schönsten Blumen, die von niedlichen Mädchen auf dem ganzen Wege feil geboten werden und ohne welche eine Dame von gutem Ton nicht die Cascinen betritt. Die Herren tragen eine aufgeblühte Rose, auch wohl ebenfalls ein kleines Bouquet in der Hand, um es irgend einer Dame ihrer Bekanntschaft zu überreichen.

So rauscht nun der Strom der Spaziergänger in zwei langen Reihen an einander vorbei — wirkliche ächte und unächte Elegants; vornehme Damen im einfachen Seidenkleid, in ihren Shawl gewickelt, vor und hinter ihnen in bunter auffallender Robe mit hochrothen Atlasmantillen, neu Angekommene, deren Cavaliere, jetzt um fünf Uhr schon im Frack mit schreiend gelben oder hyacinthfarbenen Handschuhen. Dort wandelt lachend eine Schaar junger Herren von guten Häusern in einfachen dunklen Paletots und lederfarbnen Handschuhen; dort schreiten zwei ältliche Herren mit verwitterten Gesichtern, den Schnurrbart hinaufgedreht, und erregen einige Aufmerksamkeit, weil sie unter dem offenen Ueberrock einen blauen Frack mit Metallknöpfen und an demselben ein rothes Ordensband sehen lassen.

Vor ihnen wandeln zwei Damen in feinster, anständiger Toilette, schöne üppige Gestalten; sie sind ohne männliche Begleitung, und da sie bei den jungen Herren vorbeikommen, sieht man ein paar derselben freundlich lächeln, die Damen drücken ihren Blumenstrauß vor das Gesicht und gehen vorüber.

An den Plätzen, welche die Allee mit dem Fußweg verbinden, hält eine Reihe von Equipagen und eine der schönsten Frauen, nachlässig in die Kissen geschmiegt, empfängt herablassend die Huldigungen einer Schaar gut berittener Herren und eleganter Fußgänger, die sich um ihren Wagen drängen. Ein paar der Bekanntesten und Vertrautesten haben ihre Hand auf den Schlag gestützt und lachen und plaudern mit der Dame, während sich andere nur hie und da eine schüchterne Bemerkung erlauben. Andere minder reiche

Equipagen mit minder schönen Frauen rollen vorüber, weil kein Platz mehr ist, daß auch sie halten können, und manches glänzende Augenpaar verbirgt sich erstaunt und zornig unter dem Fächer, da die Besitzerin desselben bemerkt, wie sie so unbeachtet vorüberfahren muß.

Auf dem Fußwege versammelt sich um eine der gefeiertsten Schönheiten, die an dem Arm ihres ältlichen Gemahls erschienen, ebenfalls eine ganze Schaar bekannter Herren und Damen; Erstere um einiges süße Geplauder anzubringen, Letztere weniger um ihre Huldigungen an den Tag zu legen, als um die Toilette jener Dame im Geheimen zu bekritteln, oder um einige Worte aufzufangen, aus denen sich vielleicht eine kleine niedliche Erzählung verarbeiten ließe. — Hier freut man sich auf ein gemeinschaftliches Diner, auf den Ball dieses Abends, belächelt und bespricht gestern Vorgefallenes und denkt schon an morgen.

Immer neue Gestalten erscheinen, immer neue Toiletten, und je mehr sich die Sonne dem Horizont zuneigt, desto mehr füllt sich die Promenade. Es ist nicht vornehm, so früh zu kommen, und die Helden und Heldinnen des Tages und der Nacht erscheinen so spät als möglich. Complimente und Gespräche in fast allen bekannten Sprachen erfüllen die Luft.

Der Engländer spricht englisch und ungenirt mit seinen Bekannten, der Franzose französisch und behandelt die unbedeutendste Geschichte mit einer wahren Wortverschwendung. Aus dem Munde der Italienerinnen ertönt, erklingt die weiche, liebliche, toscanische Mundart, das reinste und angenehmste Italienisch, das irgendwo gesprochen wird.

Die beiden jungen Deutschen, die sich dort einer eben erst angekommenen Landsmännin vorstellen lassen, unterhalten sich mit derselben in französischer Sprache und alle vier, der Gemahl, die Dame und die beiden Deutschen fangen jetzt wie auf Commando an, englisch zu sprechen, als ein langer, dürrer Britte sich gähnend erkundigt, wie es ihnen geht. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Unsere beiden Freunde, die wir Angesichts der Stadt verlassen, hatten in einem Gasthof am Arno die bestellten Zimmer gefunden und befanden sich als Leute von gutem Ton ebenfalls in den Cascinen. Sie hatten sich auf einer Marmorbank ungefähr in der Mitte des Fußwegs niedergelassen, und die vielen Grüße von Herren und Damen, mancher Blick aus schönen Augen und manche freundliche Handbewegung zeigten deutlich, wie bekannt und wohlgelitten sie sind.

„So schön die Cascinen an und für sich sind," sagte Alfred, „und so gern ich sie besuche an einem schönen Morgen, oder vor der allgemeinen Spazierfahrt, so langweilig wird mir dieses ewige Hin- und Herrennen."

„Wenn man keinen Zweck dabei hat," sagte Alfons, „so gebe ich dir vollkommen Recht. Aber für die Meisten, die du hier hin und her gehen siehst, sind die Cascinen so angenehm, wie ein gutes Diner, so nothwendig, wie der Schlaf. Wo willst du die Zeit herbringen, um mit den vielen Bekannten in Relation zu bleiben, ihnen jeden Tag das so nothwendige Unnöthige zu sagen?"

„Ja, ja, da hast du Recht."

„Und dann die vielen Bestellungen, die hier gemacht werden: die angenehme Fortsetzung eines Gesprächs, das der gestrige Cotillon unterbrochen. Auch muß man gerecht sein und diesen armen geplagten Geschöpfen das Bischen frische Luft gönnen, das sie jetzt wieder für vierundzwanzig Stunden zu sich nehmen. Die Zeit des Spazierengehens fliegt so schnell dahin, es ist wahrhaftig schon halb Sechs und Alles wogt nach der Stadt zurück."

„So laß' uns gehen!" sagte Alfred, „ich freue mich auf unser Diner."

„Noch einen Augenblick!" bat der Graf. „Vielleicht kommt unsere alte dicke Signora mit ihrer liebenswürdigen Tochter hieher."

„Die Alte vielleicht wohl," versetzte Alfred, „aber die Tochter nicht; ich möchte eigentlich doch wissen, weßhalb sie das Mädchen so versteckt bei sich hält. Es scheint mir das für den Zweck, der sie doch wohl hiehergeführt, nicht wohl zu passen."

„Mir auch nicht!“ sagte lachend der Graf, „und in dem Punkt ist mir die Alte ein Räthsel.“

„Oder hat sie es auf eine bestimmte Person abgesehen, die noch nicht angekommen ist.“

„Das hab' ich mir auch schon gedacht!“ meinte der Graf; „du weißt ja, ich habe sie neulich besucht. Ich stellte mich der Alten vor und sie präsentirte mich ihrer soi-disant Tochter, — ein liebenswürdiges Geschöpf, gebildet, fein, sehr anständig, weniger für eine kurze Bekanntschaft gemacht, als um längere Zeit mit ihr in Verbindung zu bleiben. Ich versichere dich, sie ist so angenehm, daß ich mich augenblicklich mit ihr engagiren würde!“

„Ich merke wohl,“ lachte Alfred, „daß ich von hier allein weiter reisen muß.“

„Ich glaube nicht,“ entgegnete der Graf. „Dies Mädchen ist in der That eine ganz eigenthümliche Erscheinung. Mit der Alten würde ich schon fertig werden, aber als ich bei ihr anfing, mich gesprächsweise zu nähern, wurde sie kalt und glatt wie Eis. Sie parirte meine Worte so geschickt, ich konnte nicht das Geringste bei ihr anbringen. — Nein, nein,“ fuhr er fort, als er die lächelnde Miene des Freundes sah, „ich weiß, was du sagen willst, es ist nicht jene Kälte, die herausfordert oder herausfordern soll, es liegt etwas so Starres, Entschlossenes und Anständiges in dem Mädchen, daß ich es nicht wagen würde, ihr einen förmlichen Antrag zu machen.“

„Nun, wenn du es nicht wagst,“ lachte Alfred, „dann haben wir uns doch vielleicht in Mutter und Tochter getäuscht!“

„In der ersteren schwerlich. Doch gebe ich die Geschichte noch nicht auf; Beharrlichkeit führt zum Ziel. Doch laß' uns gehen, sie wird auch heute nicht hieherkommen.“

„Oder kommt sie vielleicht, wenn Alles fort ist.“

„Das wäre schlimm für sie,“ sagte der Graf, „denn sie kann von mir nicht verlangen, daß ich ihrethalben mein Diner aufschiebe. — Gehen wir!“

Wenn der Graf diesmal der vorhabenden Eroberung zu Liebe

sein Diner eine halbe Stunde aufgeschoben hätte, so würde er doch heute Einiges gewonnen haben. Denn kaum hatten mit ihm die Letzten der eleganten Welt die Cascinen verlassen und waren nach allen Enden der Stadt gefahren zu ihren verschiedenen Diners, so kam aus der Porta del Prado ein einfacher Wagen und rollte den Cascinen zu — der einzige um diese Zeit. Am Anfang des Fußwegs hielt er und zwei Damen stiegen aus, zwei Damen, die unsern Lesern nicht unbekannt sind, die wir vor einigen Tagen auf der Landstraße zwischen Ferrara und Bologna gesehen — Madame de St. Auville mit ihrer Tochter.

Die dicke alte Dame hätte, wenn sie eine Stunde früher gekommen wäre, auf alle Fälle die Aufmerksamkeit des ganzen Corso auf sich gezogen. Sie ging in einem seidenen Gewande, hellgrau mit Jamoistreifen, würdevoll, wie es sich geziemte, den hoch erhobenen Kopf mit einem himmelblauen Federhute geschmückt, außerordentlich beachtungswürdig dahin. An Schmuckwerk hatte sie ein Uebriges gethan, und um nicht ganz gegen den guten Ton anzustoßen, welcher um diese Zeit des Tages den Shawl vorschrieb, hatte sie besagtes Kleidungsstück um ihre Schultern gehängt, wo es aber bis auf die Ellbogen herabsank, und sie trug den Shawl in der Art, wie vielleicht eine junge Schöne mit der brillantesten Taille zu Haus eine kleine leichte Seidenmantille ungestraft tragen darf. Ihr ganzer Oberkörper hatte etwas Panzerartiges, und wie an einem solchen klirrten und rasselten Hals- und andere Ketten, Lorgnette, Uhr und Bracelets bei jedem Schritt, den sie machte.

Ihre Tochter ging an ihrer Seite, einen halben Schritt rückwärts, und ihre Kleidung bildete den größten Contrast zu der der Mutter. Ein einfaches, schwarzes Seidenkleid umschloß die schlanke und doch volle Gestalt. Den Shawl trug sie fest anliegend und elegant, und ihr blasses, etwas dunkles Gesicht wurde hervorgehoben, es schien fast weiß unter dem Hut von violetter Seide.

„Es ist kein Mensch mehr da," sagte die Alte, nachdem sie die Mitte des Spaziergangs erreicht hatte, „kein einziger sterblicher

Mensch mehr, als wir Beide auf den ganzen Cascinen. Wozu habe ich denn eigentlich Toilette gemacht, wozu sind wir eigentlich noch hieher gefahren?"

„Nun, ich denke," erwiderte das Mädchen, „um frische Luft zu schöpfen, um den herrlichen Abend zu sehen, um aus der dumpfigen Stadt heraus zu kommen."

„Was geht mich der herrliche Abend und die frische Luft an!" entgegnete mürrisch die Alte, „ich habe elegante Damen sehen wollen und uns sehen lassen von vornehmen Cavalieren. — — Wir können uns sehen lassen."

„O ja, Mama!" sagte das Mädchen, doch nicht ohne einen bitteren, spöttischen Ton in der Stimme.

„Also das ist die schönste Zeit für die Cascinen, jetzt, wo die Sonne am Untergehen ist und man nichts mehr hier sieht als lumpige Blumenverkäuferinnen und miserable Fiaker, das ist die Zeit, die Mademoiselle zu unserer Spazierfahrt sich ausgesucht? — Ich bin erstaunt!"

Dabei blieb sie in der Mitte des Weges stehen und stemmte beide Arme in die Seite.

„Es ist allerdings wahr," sprach die junge Dame, „daß man früher hinausfahren muß, um das Gewühl der eleganten Welt zu sehen. Aber die Cascinen selbst in ihrer Stille und Einsamkeit sind unendlich reizend. Und was kümmert uns das Gewühl der Menschen? — Mich ebensowenig, wie sie der herrliche Abend."

„Was uns das Gewühl der Menschen kümmert?" sagte erzürnt die dicke Frau und wandte sich so schnell wie möglich nach ihrer Begleiterin um, die immer noch etwas zurückgeblieben war. „Ei! es kümmert mich sehr viel, dies Gewühl der Menschen, ich begreife Sie nicht, Mademoiselle. Ich kann es durchaus nicht fassen, was Ihnen durch Ihren Kopf fährt. So wie Sie jetzt sind, habe ich Sie in Paris nicht gekannt."

„Ich habe mich allerdings in den letzten Tagen verändert," versetzte das junge Mädchen bitter lachend, „ich gebe das zu. Aber ich kann nicht anders, und wenn es so bleibt, müssen wir Italien

verlassen." Bei diesen Worten ging sie auf eine Steinbank, ließ sich darauf nieder und blickte in den glühenden Abendhimmel.

„Aber um aller Wunder willen," rief die Alte und warf sich neben die Tochter, wobei der Panzer bedeutungsvoll krachte, „so ist es also nicht blos eine Grille, eine vorübergehende Laune, weßhalb du Zimmer und Haus nicht verlassen, seit wir hier sind? So könnten wir also auf diesem so ergiebigen Feld nichts unternehmen?" setzte sie wehmüthig hinzu, als sie bemerkte, wie ihre Begleiterin den Kopf heftig schüttelte. „Und jener liebenswürdige, charmante Cavalier, Graf Alfons, ein so gutmüthiger, reicher und lieber Herr —"

Die junge Dame schüttelte bei Nennung dieses Namens heftig mit der Hand, als wehre sie etwas Unangenehmes von sich ab.

„Sei doch vernünftig!" fuhr die Alte nach einer Pause fort, „oder sage mir wenigstens, was du vorhast, was dich auf einmal überkommen? So eine Reise von Paris nach Florenz ist doch wahrhaftig keine Kleinigkeit, und wenn man das viele Geld dafür ausgegeben, um gleich wieder abzureisen, da kann man doch fragen, aus welchem Grunde."

„Und mit welchem Recht können Sie so fragen, Madame?" sagte stolz die junge Dame. „Auf wessen Kosten bin ich gereist? Ich auf die Ihrigen oder Sie auf die meinigen?"

„Aber in meinem Wagen, Schätzchen!" sagte die Alte. „Sei nicht eigensinnig, mein liebes, gutes Kind, sei folgsam, laß' uns unser Glück verfolgen. — Der Graf —"

„Schweigt mir davon!" entgegnete heftig das Mädchen. „Lassen Sie Ihre Ueberredungen und Ihre Drohungen! Ich werde mich nicht ändern, bis wir Florenz verlassen, aber sobald wie möglich."

„Wir wollen nach Rom gehen; wozu das viele Geld hier verzehren?"

„Nicht sogleich!" sagte die Andere mit leiser Stimme nach einigem Nachdenken, „ich kann nicht so schnell von hier, ich muß noch eine Weile da bleiben."

„Ein geheimes Geschäft!" versetzte die Alte mit schlauem Lächeln, und, wie es schien, angenehm überrascht.

„Allerdings ein geheimes Geschäft!“ entgegnete das Mädchen und zeichnete mit ihrem Sonnenschirm allerlei Figuren in den feinen Kies zu ihren Füßen.

„Und nach Beendigung dieses gewiß guten Geschäfts,“ fuhr die Alte schmunzelnd fort, „bist du fertig? — Wie, mein Engel?“ —

„Fertig und bereit!“ sagte das Mädchen mit tiefer Betonung, indem es aufstand, um den Fußweg hinabzuschreiten. Die Alte folgte ihr trippelnd, denn nur so war sie im Stande, mit der hohen gebietenden Gestalt an ihrer Seite gleichen Schritt zu halten.

So erreichten sie ihren Wagen, stiegen hinein und fuhren nach der Stadt zurück. — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Die beiden Freunde hatten unterdessen ihr Diner beendigt, ein kleines, feines Diner zu Zweien, und saßen nun vor dem Kamin, worin das Holz alter Olivenbäume prasselte, ein Holz, das wenig Wärme, aber eine dem Auge wohlthuende Flamme gibt.

Beide hatten bei ihrer Zurückkunft Schreiben vorgefunden, Alfred eines von seinem Freunde, dem Baron Karl, worin derselbe seine Freude ausdrückte, daß er ihn in Florenz wisse und bald im Stande sein werde, ihn zu begrüßen. „Leider,“ sagte er in diesem Schreiben, „wird es mir nicht vergönnt sein, dich, wie ich gehofft, in Florenz selbst zu sehen, du weißt, — freilich nur vom Hörensagen, — daß ein Familienvater von allerlei Dingen abhängig ist. Ein Unwohlsein meines jüngsten Kindes rief mich aus Mailand, als ich auf dem Wege zu euch war, nach dem Comersee zurück. Dort fand ich Geschäfte, verdrießliche Briefschaften und dergleichen mehr, die meine Anwesenheit in Genua und Livorno dringend erheischten. Unterdessen hat auch meine Frau sich entschlossen, ebenfalls nach Neapel zu gehen, und jetzt kannst du dir denken, wie sehr sich mein Reisetrain, den ich auf eine einfache Calesche geschätzt, vergrößern wird. Ich habe es denn auch aus diesem Grunde vorgezogen (finde darin keinen Mangel an Freundschaft für euch), von Genua zur See nach Neapel zu gehen. Unser Rendezvous, lieber Alfred, guter Alfons, wird deßhalb, statt dort in Florenz, in Neapel

stattfinden, nur etwa vierzehn Tage später. Offenherzig gestanden, liebe ich auch den längeren Aufenthalt in Florenz zur sogenannten glänzenden Saison nicht. Man kommt so mit allerhand Leuten zusammen, die man gerne vermeiden möchte. Auch dir wird nicht viel daran gelegen sein, Alfred. Aber ich fürchte, Alfons wird es ungern sehen, wenn ihr euren Aufenthalt in Florenz abkürztet."

„Danke schön für die gute Meinung!" sagte der Graf, welchem Alfred den Brief vorlas.

„Solltet ihr jedoch," fuhr dieser zu lesen fort, „unerwarteter, aber für mich angenehmer Weise euren Aufenthalt in Florenz abkürzen wollen, so findet ihr mich heute über acht Tage in Genua und wir gehen alsdann gemeinschaftlich nach Neapel. Freilich wär's für euch ein ziemlicher Umweg, von Florenz über Genua dorthin zu gehen, aber soviel ich mich erinnere, kennst du ebensowenig wie Alfons die herrlichste aller Straßen zwischen den erstgenannten Städten; am Meeresufer vorbei über Pisa, Lucca, Massa — die reizendste Tour in der ganzen Welt. Rede mit dem guten Alfons, sage ihm Einiges über die Lucheserinnen; er wird nicht leicht schönere Gestalten und glühendere Augen zu sehen bekommen. Ueberlegt euch das wohl und denkt vor Allem, daß ich, wo es auch sei, auf euch warte mit freudigem Herzen und weit geöffneten Armen. Tausend Grüße von Pauline." —

Graf Alfons hatte Briefe von Haus, von Amadäus, von seiner Schwester Clara, unbedeutenden Inhalts.

„Was denkst du von dem Vorschlage?" sagte nach einer längeren Pause Alfred, während welcher er sinnend in das Kaminfeuer geblickt.

Der Graf stellte seine beiden Füße auf den Schirm, hinter welchem das Feuer brannte, steckte seine Hände in die Taschen des Rocks und machte lächelnd ein spitzes Maul, gab aber vorderhand keine Antwort.

„Leider Gottes," fuhr Alfred nach einer Pause lachend fort, „bist du hier einigermaßen gefesselt und kannst über den Vorschlag Karl's kein unparteiisches Ja oder Nein abgeben. Ich meinestheils

wäre schon dafür eingenommen. Florenz ist schön, prachtvoll im Frühjahr und Vorherbst, aber wenn es einmal anfängt kühl zu werden, sind diese hohen Zimmer, das Steinpflaster, das Flämmchen da im Herde nicht gemacht, um eine Kälte, wie sie hier zuweilen herrscht, vergessen zu lassen, und was das gesellschaftliche Leben anbelangt, so geht es mir wie Karl — und — ich habe jetzt schon genug. — Nun, was sagst du dazu? — sprich dich aus!" —

„Florenz," sagte der Graf nach einer Weile, „hält mich auch eigentlich nicht zurück, aber — aber — ich versichere dich," fuhr er sehr lebhaft fort, „hättest du jenes Mädchen gesehen und obendrein gesprochen, wie ich, nun, du bliebest gern noch einige Zeit hier." Er stieß mit der Feuerzange an die brennenden Holzstücke, daß Myriaden von Feuerfunken in die Höhe stoben. — „Was geht mich Lucca an?" sagte er laut lachend nach einer Pause, „was kümmern mich die Luccheserinnen?

„Willst du immer weiter schweifen?
Sieh das Schöne liegt so nah."

„Uebrigens werde ich dem Ehemann über verschiedene Stellen seines Briefes bedeutend den Text lesen, und nach Umständen im Beisein seiner Frau."

„Bleiben wir also noch die vierzehn Tage hier, wie wir uns vorgenommen," erwiderte lächelnd Alfred, „aber keine Stunde länger, nicht wahr, das versprichst du mir? Wenn du bis dahin nicht reussirt, so laß das Abenteuer fallen oder überrede deine namenlose Unbekannte, dir nach Neapel zu folgen."

„Mehr Respekt!" sagte mit komischem Ernste der Graf, „die Tochter der hochanständigen und sehr achtbaren Marquisin von St. Auville ist keine namenlose Unbekannte."

Beide Freunde schlugen ein herzliches und lautes Gelächter auf.

„Aber Scherz bei Seite," sprach Alfred, nachdem das Lachen eine Zeit lang gedauert, „nach vierzehn Tagen reisest du mit mir ab — nicht wahr?"

„Allerdings!" versetzte der Graf, indem er aufstand und sich

vor dem Kaminspiegel Halsbinde und Kragen in die Höhe zog, auch unternehmend durch das Haar fuhr. „Selbst, wenn ich bis dahin nicht gesiegt hätte."

„In dem Fall" lachte Alfred, „tröste dich mit jenem Husaren, der zwei Jahre bei einem schönen Mädchen in Quartier lag und zum Ziel gekommen wäre" —

„Wenn er noch vierundzwanzig Stunden hätte bleiben können," setzte der Graf hinzu, indem er sein Bild im Spiegel freundlich und holdselig anlächelte.

Jetzt wurde leise die Thüre geöffnet und der Kammerdiener Alfred's überbrachte einen Brief, der so eben unten abgegeben worden sei. „Es wartet Niemand auf Antwort," sagte er und zog sich zurück. Alfred nahm das Schreiben in die Hand, ein kleines, zierlich couvertirtes Briefchen, überschrieben an ihn, Vor- und Zunamen ganz richtig, gesiegelt mit einem unbekannten Wappen.

„Ei, ei!" sagte Alfons, „trifft man dich auf Nebenwegen, Sittenprediger? Ich muß wahrhaftig gestehen, ich bin besser, als mein Ruf, aber bei dir ist dieser bescheidene Ausspruch der schottischen Königin umgekehrt zu nehmen."

„Du siehst mich überrascht," erwiderte Alfred und betrachtete das Siegel, „'s ist eine Damenhand, aber ich weiß auf Ehre nicht, welches weibliche Wesen hier in Florenz an mich zu schreiben hätte."

„So öffne nun den Brief und laß uns sehen!" sagte der Graf.

Alfred riß das Couvert ab und ging mit dem Briefchen an den Tisch. Es waren nur einige Zeilen auf dem Papier und kaum hatte er sie überlesen, so brach er in ein lautes Lachen aus. „Wie heißt auch," fragte er den Freund, „die hochanständige Mutter deiner Angebeteten?"

„Die Dame, die ich liebe, nenn' ich nicht!" sang der Graf, setzte aber hinzu: „Madame la Baronne de St. Auville hatte die Gnade, mich zu empfangen."

„Richtig, St. Auville!" fuhr Alfred lachend fort. „Lieber Freund, die schreibt so eben an mich."

„Par exemple! an dich?" rief der Graf und trat zum Tische.

— „Da lies!“ —

„Meine Tochter,“ las der Graf, „wünscht Sie, hochverehrter Herr, heute Abend nach eilf Uhr bei sich zu sehen. La Baronne de St. Auville. — Wahrhaftig, und an dich überschrieben, das ist seltsam.“ Er nahm bei diesen Worten das Couvert vom Boden auf und sagte mit einem langen Gesicht: „ein Irrthum ist rein unmöglich, es ist dein Name deutlich und richtig.“

„Und doch ein Irrthum!“ versetzte Alfred lustig, „glücklicher Alfons! der Brief, an dich gerichtet, ist an mich überschrieben. Das ist klar wie der Tag.“

„Wie so?“ —

„Nun, nichts klarer als das,“ fuhr Alfred fort, „die Alte hat deine Karte verlegt, oder hast du am Ende, als du unsere Visiten machtest, statt deiner Karte die meinige dort hinterlassen.“

„Teufel, das wäre möglich!“

„Nun, siehst du? Und im anderen Falle hat sie, wie gesagt, deine Karten verloren, liest unsere Namen in der Fremdenliste und schreibt zufälliger Weise an mich.“

„Meinst du, daß dem so sein könne?“ fragte zweifelnd der Graf.

„Auf alle Fälle, glücklicher Sterblicher! Also nach eilf Uhr, Beneidenswerther!“

„Ich weiß doch nicht recht —“

„Zweifle nicht. Ich habe die Dame nicht gesehen und sie mich ebenso wenig, und sollte sie — was rein unmöglich ist — mit mir in irgend einem Zusammenhange stehen, so übertrage ich auf dich feierlich meine Rechte.“

„Topp! es gilt, ich versuche mein Glück! — Doch da ist ja noch eine Nachschrift auf der anderen Seite. — „So unerwartet Ihnen diese Einladung auch kommen mag, so bittet, beschwört Sie meine Tochter, derselben Folge zu leisten und ich setze hinzu: es wird Sie nicht gereuen! Die Obige.“

„Ich werde also hingehen!“ sagte der Graf und steckte den Brief in die Tasche. „Doch besuchen wir vorher ein paar Soiréen. Nicht wahr?“

„Warum nicht?“ entgegnete Alfred, „meinst du, ich wolle mich hier langweilen, während du dem schönsten Abenteuer entgegenflatterst?“

„So werde ich denn einige Toilette machen,“ sagte der Graf, „ich bin gleich wieder da.“ Damit verließ er das Zimmer.

Alfred setzte sich noch einen Augenblick vor das Kaminfeuer und lächelte über den erhaltenen Brief. Es gab eine Zeit, wo es ihm nicht im Traum eingefallen wäre, daß ein an ihn überschriebener Brief einem Anderen gegolten hätte. — „Aber hier,“ sprach er zu sich selber, „was habe ich mit der würdigen Tochter der Baronin von St. Auville zu schaffen?“

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Florentiniſche Nächte.

Es mochte gegen eilf Uhr an dem Abend ſein, an welchem unſer voriges Kapitel ſchließt, da meldete der Kammerdiener den beiden Freunden, welche wieder vor dem Kamin Platz genommen, daß der Wagen vorgefahren ſei.

Es war ein unangenehmer November-Abend, ein kalter Wind fegte durch die Straßen von Florenz; wenige Fenſter waren zu dieſer Zeit noch erleuchtet, und das Leben auf den Straßen beſchränkte ſich auf einige Kaffeehausgäſte, die aus- und eingingen, oder auf ein altes Weib, das noch ſo ſpät gebratene Kaſtanien an irgend einer Ecke feil hielt.

So ſehr es der Italiener liebt, in warmer Sommerszeit die halbe Nacht auf der Straße zuzubringen, ebenſo ſorgfältig zieht er ſich vor der Kälte des Herbſtes und Winters in ſeine hohen Zimmer mit Steinboden, vor ſein ſchlechtes Kamin, vor ſeinen noch ſchlechteren Ofen und in Ermanglung alles deſſen vor ein einfaches Kohlenbecken zurück, um dort erbärmlich zu frieren. Man ſpürt aber auch in der That in Italien ſechs bis acht Grade Kälte weit mehr und leidet empfindlicher dabei, als wenn es bei uns zwölf bis ſechszehn Grade hat.

Auch die beiden Freunde in ihrem Wagen, die ſich bei einer

gleichen Temperatur in Deutschland mit einem Paletot begnügt hätten, wickelten sich fester in ihre Pelzmäntel, als der Wagen längs des Arno dahinfuhr und über die große Brücke, wohin sie ihr Weg führte, um den Salon der Marquise P. zu erreichen, den sie heute Abend zuerst besuchen wollten.

An dem großen finsteren Gebäude mit den stark vergitterten Fenstern, wo der Wagen nun hielt, war nichts Freundliches und Einladendes zu sehen, als allenfalls das riesenhafte Thor, aus welchem heller Schein in die Nacht hinausdrang.

Die Beiden eilten durch den Thorweg, und wandten sich links zu einer großen Glasthüre, welche bei ihrem Erscheinen von dem Portier ehrerbietigst geöffnet wurde.

Hier sah es freundlicher aus und hier herrschte eine angenehme wohlthuende Atmosphäre. Die elegante marmorne Nebentreppe, welche zu den Gemächern der Marquise führte, endete hier unten auf einem kleinen Vorplatz, glänzend beleuchtet und angenehm erwärmt, wo auf langen Bänken an den Wänden eine Menge reich gallonirter Bedienten saß, der Befehle ihrer Herrschaft gewärtig. Links war die Portierloge, abermals durch eine Glasthüre abgesperrt, auf einem Tische die Lampe mit großem Schirm, daneben der so nothwendige, weich gepolsterte Lehnstuhl.

Die Treppe selbst, die Stufen von weißem carrarischem Marmor, das Geländer vergoldetes Gitterwerk mit dem bunten schmalen Teppichstreifen, reich mit Orangenbäumen und blühenden Blumen besetzt, schlang sich wie eine bunte Guirlande in den ersten Stock hinauf; oben Bediente des Hauses, welche unhörbar herbeischlichen und geräuschlos die Flügelthüren zu dem Vorzimmer öffneten, — ein großes Gemach mit dunklen Seidentapeten, einfachen Möbeln von Palisander, ebenfalls dunkel bezogen, das Ganze durch eine schwache Beleuchtung dem Auge wohlthuend, welchem das blendende Licht des Treppenhauses nach der finsteren Straße einigermaßen weh gethan.

An dieses erste Vorzimmer schloß sich ein zweites, etwas heller gehalten, etwas mehr erleuchtet, mit einem prachtvollen Kamin von

weißem Marmor, in welchem freundliche Flammen spielten und die Vorübergehenden zu bitten schienen, seine Einsamkeit zu verscheuchen und ihm Gesellschaft zu leisten.

Aus diesem führten nun rechts und links halb verhängte Thüren in kleine Plauder-Cabinete, geradeaus aber gelangte man in einen größern Salon, wo eine Menge Gäste in glänzenden eleganten Toiletten versammelt waren. Rechts und links grüßend gingen die beiden Fremde zwischen Bekannten, die ihnen freundliche Worte zuriefen, zwischen Fremden, die ihnen Platz machten, in einen zweiten Salon, wo sich die Dame des Hauses, umgeben von ihren Intimsten und Anbetern, befand.

Die Marquise P., eine Dame von etwas über dreißig Jahren, von der einst alle Welt behauptet, daß sie eine der ausgezeichnetsten Schönheiten von Florenz sei, galt immer noch für eine brillante Erscheinung. Sie hatte eine volle Gestalt, einen auffallend weißen Teint, den man namentlich bei Abend unbedingt bewundern mußte, nicht wissend, wo die Grenzlinie zwischen Natur und Kunst war; dazu dunkle schwärmerische Augen und ein kohlschwarzes Haar, welches ihre Gesichtsfarbe durchsichtig weiß, ja auffallend bleich erscheinen ließ. Doch hätte die Marquise diesem gespensterhaften Teint um Alles in der Welt nicht durch einiges Roth nachgeholfen: sie hatte unglücklich geliebt, dann eine Convenienz-Heirath geschlossen, und die Bleiche ihres Gesichts machte sich durch diese Erinnerungen doppelt interessant — es war ihre Haus-, ihre Herzensfarbe, die Farbe ihres Gemüthes. So sollten Fremde und Uneingeweihte glauben, aber ihre Intimen wußten das schon anders.

Der Salon, in welchem sie sich huldigen ließ, und den sie während der Soirée selten oder nie verließ, war ein herrliches, prächtiges und geschmackvoll eingerichtetes Gemach. Die Möbel von vergoldeter Bronze, bezogen mit weißem, golddurchwirktem Atlas, waren nach Angabe berühmter Künstler gefertigt. Dazwischen befanden sich, eigensinnig ihren unpassenden Platz behauptend, einzelne Prachtstücke: Lehnsessel, kleine Tische, kunstvoll aus schwar-

zem Holz geschnitzt, oder auf Untersätzen mit reichen Sammtdecken, kleine niedliche Truhen von Elfenbein, Schildkrot und rothen und weißen Korallen. Merkwürdige, seltsame Pflanzen mit einer einzigen Blüthe, der Triumph eines Gärtners, der sie vielleicht Jahre lang bis zu diesem Augenblick gehegt und gepflegt, verblühten hier in Einer Nacht, oder wurden während eines Gesprächs von der Herrin gleichgültig abgezupft. Den Boden bedeckten die reichsten Smyrnateppiche, und die bekannten dicken persischen Bodendecken, kleine reizende Stücke mit den sonderbarsten Dessins lagen unter Tischen, Sesseln und Fauteuils, drei- und vierfach übereinander.

Die Marquise begrüßte die beiden Freunde auf eine außerordentlich gnädige und herablassende Art. Sie reichte Jedem die Hand zum Kuß, verabschiedete mit einer Handbewegung ein paar junge Elegants, die sich einige Minuten mit ihr unterhalten hatten und die sich nun ehrerbietig zurückgezogen, ihre Plätze den beiden Fremden überlassend.

„Ich bin wirklich erfreut, Graf Alfons," sagte die Dame, „Sie bei uns zu sehen; ein artiger Repräsentant Ihrer deutschen Landsleute. Sie sprechen unsere liebe Sprache wirklich erträglich; — hoffentlich bleiben Sie den Winter bei uns? die Saison wird brillant werden."

Der Graf verbeugte sich geschmeichelt und entgegnete: „für mich, Frau Marquise, hat die Saison in diesem Augenblick ihren Höhepunkt erreicht. Ich finde mich jetzt in Florenz außerordentlich zufrieden, vollkommen beglückt."

„Graf, Sie lernen gut!" lachte die schöne Frau und dazu belohnte sie ihn durch einen vollen Blick ihres feurigen Auges. „Haben Sie," fragte sie mit bezauberndem Lächeln, „eine Loge in Percola oder werden Sie die meinige mit Ihrem Besuch erfreuen?"

„Ich wollte mich morgen," entgegnete der Graf, „nach einem bescheidenen Winkel in Ihrer Nähe umsehen, doch da Sie so außerordentlich liebenswürdig sind und mir ein Glück in Aussicht stellen, das ich zu hoffen nicht gewagt, so werde ich von Ihrer

gütigen Erlaubniß den umfassendsten Gebrauch machen; an den Abenden dagegen, wo ich nicht kommen darf, werde ich bei mir zu Hause bleiben, um über all das gesehene und erlebte Schöne in der Erinnerung zu schwelgen."

„Lassen Sie der letzteren Abende nicht zu viel werden!" lachte die Marquise, „Sie sind mir in der That sehr willkommen. Apropos," fuhr sie fort, „man sieht Sie ja wenig in den Cascinen, höchstens auf einige Augenblicke, wenn sich schon Alles anschickt, nach der Stadt zurückzukehren. Graf! Graf! Man will sogar bemerkt haben, daß Sie zuweilen emsig etwas suchen, alle Wege aufmerksam mustern, in alle Nebenwege blicken." Sie drohte ihm schalkhaft mit dem Finger.

„Ich hatte noch nicht das Glück, gnädige Frau, Sie in den Cascinen zu finden, ich hoffe, man wird mir morgen nicht mehr nachsagen können, daß ich dort etwas vergeblich gesucht, indem Ihre Gesundheit, wie ich mit Entzücken gehört, Ihnen morgen schon wieder gestatten wird, dort die Huldigungen Ihrer Freunde anzunehmen."

„Wollen Sie da hinaus!" sagte lachend die Dame des Hauses, „schämen Sie sich, Graf Alfons, Sie sind ein unausstehlicher Schmeichler!" Ihr Zorn über diese Schmeicheleien war in der That nicht so außerordentlich groß. Sie schlug freilich die Augen nieder, aber nur, um einen Augenblick darnach das angesammelte Feuer mit einem einzigen Strahl auf den unglücklichen Verbrecher zu entladen. Auch entzog sie ihm ihre Hand nicht, die er, um Vergebung flehend, innigst küßte. „Erlauben Sie jetzt," sprach sie nach einer Pause, „daß ich Sie meiner Cousine, der Gräfin N. vorstelle, einer armen jungen Frau, deren Mann von seinen Geschäften in Neapel nicht wegzubringen ist."

Der Graf erhob sich und ließ sich der armen jungen Frau vorstellen. Eine reizende, blühende Erscheinung. Sie lag neben ihrer Tante in einem weichen, niedrigen Fauteuil und hatte beim Eintritt der beiden Deutschen ihr stolzes Haupt nicht im Geringsten erhoben.

Die arme junge Frau mochte zwanzig Jahre alt sein, und zeigte unter dem straffen Atlaskleide die herrlichsten, üppigsten Formen, dazu weiße Schultern, einen schlanken stolzen Hals mit schön gewölbtem Nacken und eine Büste, wie man sie nur bei Römerinnen findet. Sie war von der heiligen Stadt, die entfernte Verwandte eines Cardinals, der es für gut fand, sie außerordentlich auszusteuern und an einen etwas ältlichen neapolitanischen Nobile zu verheirathen. —

„Graf Alfons — Gräfin N. — ein sehr artiger deutscher Cavalier!" setzte die Marquise lächelnd hinzu, und auf diese Empfehlung hin wurde der Vorgestellte mit einem Blick beehrt; auch machte die junge Dame einen Versuch, ihren Fauteuil ein wenig gegen ihn zu drehen, was ihr aber wohl nicht gelungen wäre, wenn sie bei diesem schwierigen Geschäfte nicht ein französischer Gesandtschaftssecretär unterstützt hätte, der hinter ihr stand und den Stuhl sanft drehte. Sie dankte für diese Hülfe, indem sie den Kopf und Oberkörper rückwärts bog, und leicht ihr Auge öffnete und wieder schloß. Da hiedurch die Hand des jungen Diplomaten von ihrem Haar sanft berührt wurde, so flammte eine Röthe auf seinem Gesicht auf, und er schaute das herrliche Weib eine Sekunde lang mit glühenden Blicken an.

„Es ist mir ein unschätzbares Glück," sagte der Graf, „sogleich bei meiner Ankunft so hoch gewürdigt und Ihnen vorgestellt zu werden. Ich weiß dies Glück zu schätzen."

Die Dame lächelte kaum merklich, doch entgegnete sie mit freundlichem Ausdruck: „Sie waren nie zur Saison in Florenz, überhaupt noch nie in Italien?"

„Sie verzeihen, Gräfin, aber ich habe Ihr herrliches Land mehr als einmal durchreist, das schöne ernste Rom, das göttliche Neapel, habe freilich noch keine Saison in Florenz mitgemacht, doch fühle ich mich dafür jetzt von meinem freundlichen Schicksal glänzend entschädigt."

Der Franzose ärgerte sich sichtlich über die Complimente und Zungengeläufigkeit des Deutschen, die jener für seine Nation als

Monopol betrachten möchte. Doch schien sein Stern für heute Abend hinter diesem Fauteuil untergegangen, er wurde von der Gräfin nicht weiter beachtet, der Graf dagegen von Vielen schon mit neidischen Blicken angesehen.

„Haben Sie den Marquis schon gesehen?“ fragte nun die Dame des Hauses im gleichgültigsten Tone.

„Ich hatte noch nicht das Glück, Ihrem Herrn Gemahl meine Aufwartung machen zu dürfen, doch hoffe ich sogleich“ —

„Lassen Sie's gut sein! Sie werden ihn schon später sehen, er macht draußen eine Partie Whist.“

Alfred, der nicht in der Laune schien, den leichten, glänzenden Ball der Conversation aufzufangen und spielend wieder wegzuschleudern, machte neben dem Sessel der Marquise einem Glücklicheren Platz und zog sich in den ersten Salon zurück, hier einen Bekannten grüßend, dort ein paar Worte wechselnd, dann trat er zu den Spieltischen.

Es war hier, wenn auch eine ebenso vornehme und glänzende, doch weniger blühende und schöne Gesellschaft. Nur die ältere Generation spielte, oder wettete auf die Spielenden, und was zusah, waren uninteressante, schüchterne junge Leute oder ebenfalls ältere Herrn, die zufällig keine Partie gefunden. Es wurde größtentheils Whist gespielt, den Point um einen Napoleon, Wetten nach Belieben.

Da saßen Kammerherren, Großwürdenträger der Höfe kleinerer Nachbarstaaten, alte Generale fremder Nationen und einfache Leute in Civil aus guter Familie, aber ohne eigentlichen Charakter. Viel bleiche und gelbe Gesichter waren hier zu sehen, kohlschwarze Haare, die im Schimmer der Kerzen einen röthlichen Schein gaben, eben solche Augenbrauen, denen man ebenfalls künstliche Nachhülfe ansah, dazwischen graues, festes Haar und ebensolchen starken Schnurrbart, weiße Halsbinden, blaue und schwarze Fräcke, magere Hände mit und ohne Manschetten, und Ordensbänder in allen Farben: ein ganzes Firmament von Sternen. Dann ältliche Damen, welche ebenfalls mitspielten, in der größten Toilette, alte Herzoginnen von

unermeßlichem Vermögen, mit Blumen und hochfrisirten Haaren, andere mit Brillanten, und das rauschte und funkelte, hustete und räusperte durcheinander, und dazu hörte man Worte von fast allen Zungen Europa's. Hier waren Italiener, Russen, Franzosen, Polen, Deutsche vertreten; letzterer waren es nur wenige, auch schauten die meisten derselben zu, fast keiner wettete hoch.

Alfred stellte sich an einen Tisch zu einer Whistpartie, welche mit dem Strohmann arbeitete; ein alter russischer General mit einem breiten rothen Gesicht und kurzen grauen Haaren hielt mit einer verlebten Obersthofmeisterin irgend einer benachbarten Fürstin die Partie gegen einen beweglichen Franzosen, der außerordentlich ruhig, aber eben so unglücklich spielte. Er war so eben groß Schlemm geworden und gab nun, milde lächelnd, die Karten aus. Ihm gegenüber auf dem Platze des Strohmanns saß ein jugendlich aussehender Italiener mit stark gefärbter Perücke, auch hatte er etwas Roth aufgetragen und sah freundlich und zufrieden dem Spiele zu.

„Soll ich die Karten des Strohmanns aufdecken?" fragte er mit leiser Stimme; „was meinen Sie, Vicomte? Vielleicht schlägt Ihnen dadurch das Glück zu."

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, beste Excellenz!" lächelte der Franzose, „rühren Sie meine Karte nicht an, das würde mir entsetzliches Unglück bringen! Ich habe einmal den Aberglauben."

„Ich auch!" sagte der russische General und warf einen zufriedenen Blick in seine Karten, nachdem Pique zu atout gemacht war, von welcher Farbe er die Hand voll hatte.

„Ueberhaupt," sprach freundlich der Franzose, „kosten mich Euer Excellenz eine schöne Summe, denn abgesehen von den Wetten, die ich gegen Sie verloren, bringen Sie mir als Zuschauer die schlechtesten Karten."

Alles lachte.

„Da sehen Sie nur! Kein Trique im Blinden, zwei kleine atout, gar keine Handkarten. — Ich bin ein ruinirter Mann."

Das Spiel begann und der Strohmann entging mit Mühe

einem abermaligen Schlemm. Er zahlte auf die freundlichste und liebenswürdigste Art rechts und links seine Wetten, dann stand er auf, um seinem Nachfolger, dem russischen General, Platz zu machen. Diesen ersetzte ein Anderer.

„Ich sollte Ihnen, General, sagte er lachend, „nicht zu noch größerem Glück behülflich sein, aber ich will es doch thun, indem ich unsere Excellenz da entführe. Der schaut Ihnen das größte Unglück in die Karten hinein. Kommen Sie, Excellenz, ich vergebe Ihnen. Aber thun Sie mir dafür den einzigen Gefallen und sehen Sie mir niemals wieder in meinen Strohmann, ich bin auf Ehre nicht reich genug, Sie als Zuschauer zu bezahlen."

Lachend traten die Beiden, Arm in Arm, an einen andern Spieltisch, wo drei Damen mit einem Herrn eine Partie l'hombre machten.

„Wie geht's Euer Durchlaucht?" fragte der Franzose eine dicke italienische Prinzessin.

„Sehr schlecht den ganzen Abend," war die Antwort, „doch ich glaube, Sie bringen mir Glück, Vicomte. Sehen Sie, das scheint mir keine schlechte Karte, was glauben Sie, ich will ein Schlemm ansagen. Meinen Sie nicht auch?"

Der Vicomte durchflog die Karten. „Das habe ich mit einem ähnlichen Blatt schon hundertmal gethan," sagte er ruhig.

„In der That?"

„Allerdings!"

Ueber die Züge des Vicomte flog ein leichtes, sonderbares Lächeln, dann trat er mit der italienischen Excellenz in das Nebenzimmer, glitt gewandt zwischen den Umherstehenden und den Sesseln bis zur Dame des Hauses — und man sah an der Art, wie ihm Alles Platz machte, daß er der Intime und Begünstigte war — und flüsterte ihr einige Worte in die Ohren.

„Köstlich!" sagte sie und blickte forschend in das Spielzimmer.

Dort hustete und räusperte es wie bisher und zuweilen hörte man eine Karte auf den Tisch fallen. Plötzlich aber wurde die Stimme der Prinzipessa laut. „Das ist ja erschrecklich!" rief sie ärgerlich. „Vicomte! — wo ist der Vicomte?" —

Es wurde draußen ein Stuhl gerückt, und die Marquise sagte lachend zu dem Franzosen: „ich bitte Sie um Gotteswillen, gehen Sie hinaus, sonst macht sie wahrhaftig hier eine Scene!“ Er eilte geräuschlos in das Spielzimmer zurück.

„Aber das sind schöne Geschichten!“ rief ihm die Fürstin entgegen und ihr Gesicht erschien sanft geröthet. „Ich sage meinen Schlemm an, ich wette auf meine Karten ganz entsetzlich und mache keinen Stich. Und das Alles auf Ihren Rath, auf den Rath eines der vorzüglichsten Spieler.“

„Ich wüßte doch nicht!“ entgegnete unbefangen der Vicomte, „daß ich Euer Durchlaucht eigentlich dazu gerathen hätte!“

„Aber habe ich Sie nicht gefragt, Vicomte, ob ich auf diese Karten nicht einen Schlemm ansagen könne?“

„Allerdings!“

„Und haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie das mit ähnlichen Karten hundertmal gethan?“

„Allerdings!“

„Und doch habe ich die ganze Partie verloren, keinen Trique gemacht. O das war ein schlechter Rath!“

„Verzeihen mir Euer Durchlaucht, ich habe mir nur zu sagen erlaubt, daß ich mit ähnlichen Karten schon hundertmal dasselbe Spiel gespielt; aber Spielen und Gewinnen ist zweierlei: auch ich habe es alle hundertmal verloren.“

„Pfui, Vicomte, Sie sind ein Jesuit!“ sagten die andern Damen und die Prinzipessa mischte erzürnt ihre Karten. Aber an allen Tischen wurde über diese Geschichte beifällig gelächelt, denn die Prinzipessa war als ungeheuer geizig bekannt.

An einem dritten Spieltische in demselben Zimmer, in einer heimlichen Ecke des Gemachs, wo ein junger Bachus, ein Meisterwerk Tenerani's, aus carrarischem Marmor, halbversteckt zwischen grünen Gesträuchen stand, spielten zwei interessante jüngere Damen mit zweien Dienern der hohen Kirche: einem eleganten neapolitanischen Abbate, und einem römischen Monsignore eine Partie **à quatre**. Das Spiel war gering, die Wetten dabei die Haupt-

sache. Es stand viel Gold auf dem Tische, welches, wie natürlich in guter Gesellschaft, ohne irgend eine Bewegung zu verursachen, bald auf diese, bald auf jene Seite rollte. Die eine der Spielerinnen, eine Spanierin mit wachsgelbem Teint, pechschwarzen Augen und Haaren sah ziemlich fatigirt aus und spielte und wettete mit großem Glück. Der neapolitanische Abbate verlor gegen sie und schob ihr die größten Gewinnste mit einer außerordentlichen Freundlichkeit zu.

Der Vicomte, der mit Alfred, den er schon von früher kannte, hinter die Spielenden getreten war, flüsterte diesem zu: „sehen Sie nur, wie glücklich es den guten Neapolitaner macht, auf solch' geschickte Weise sein Geld anzubringen. Jetzt hat er wahrhaftig sogar das Doppelte von dem bezahlt, was er schuldete."

„Sie wird es nicht gemerkt haben," entgegnete Alfred.

„Ich glaube wohl!" fuhr der Vicomte fort, „unter andern Verhältnissen könnte man fast glauben, sie spielten aus und in eine gemeinschaftliche Kasse. Le pauvre abbé! — Aber er ist unermeßlich reich."

„Und wer ist die Dame?" fragte Alfred.

Der Vicomte zuckte mit den Achseln. „Aus einem unbekannten spanischen Hause!" sagte er eigenthümlich lachend, „und jene italienische Excellenz, mit der ich vorhin von dem Spieltische wegging, nennt sie seine Gemahlin. — Aber es ist erstaunlich, wie der junge hübsche Mensch da sein Geld wegwirft! — Der gesunde blühende Monsignore da versteht es schon anders. Sein Goldhaufen vermehrt sich zusehends und es ist wahrhaftig zum Lachen, mit welch' freudigem Gesicht ihm die deutsche Baronesse das Geld zuschiebt. — O Welt! o Welt!"

Er trat einen Schritt zurück und zog Alfred mit sich bis hinter die grünen Gesträuche, wo sie, auf einem Sopha Platz nehmend, die Spielgesellschaft im Auge behielten.

„Man könnte von Jedem und von Jeder der Spielenden dort einen nicht uninteressanten Roman schreiben, man brauchte dabei nicht viel zu erfinden, sondern sich ganz einfach an ihr vergangenes

Leben zu halten und es mit seinen kleinen und großen Vorfällen, seinen Intriguen, seiner Freude und seinem Jammer, seinen Hoffnungen und Täuschungen niederschreiben."

Es war aber auch in der That eine äußerst merkwürdige Gruppe interessanter Gesichter dort um den Spieltisch versammelt. Namentlich aber fesselte eine Dame die Aufmerksamkeit Alfred's in hohem Grade. Dieselbe saß auf der anderen Seite des Gebüsches, in welchem der Bachus stand, oder vielmehr lag sie da in einem niederen Fauteuil, fast zu den Füßen des Gottes, eine erhitzte, liebeglühende, ermattete Bachantin.

Ein prachtvolleres Haar, dunkel gefärbt, welches das glühende Gesicht umgab, konnte man nicht sehen. An der Fülle und dichten Masse desselben war alle Kunst vergeblich und der Friseur war nicht im Stande, etwas Zierlicheres daraus zu formen, als einen Kranz von dicken Flechten, welche den Hinterkopf umgaben, und zwei glänzende Bandeaux von übermäßiger Breite, welche die frischen blühenden Wangen in einer sanften Wellenlinie einrahmten. Dichte Augenbrauen wölbten sich über einem herrlich geformten Auge, dessen tiefe Gluth und lodernder Brand glücklich durch auffallend lange Wimpern bedeckt und gemildert wurden. Dazu hatte die Dame frische, etwas trotzig aufgeworfene Lippen, weiße Zähne, und Alles an ihr war Natur — hier eine große Seltenheit. Wie voll und weiß war ihr entblößter Arm, ebenso die Schultern, welche von letzteren durch einen unbedeutenden Theil des Oberkleides getrennt waren. Um ihren Nacken und die Brust lief eine breite Reihe der kostbarsten und zierlichsten Spitzen, die sich bei jedem Luft- und Athemzuge hastig emporhoben und mehr den Blick anzogen, als daß sie ihn abgeleitet hätten.

Sie war sich aber auch ihrer vollen gefährlichen Schönheit wohl bewußt, und ihre Lage in dem Fauteuil eine ausgesucht verführerische.

Hinter demselben lehnte ein junger Mann, der für sich selbst und sie zu spielen schien. Er hielt eine kleine Börse in der Hand, aus welcher er seine und ihre verlorenen Wetten bezahlte, doch

achtete er nicht sehr auf das Spiel, folgte aber mit vielsagendem Blick jeder Bewegung seiner Partnerin. Kaum warf sie den Kopf ein wenig empor, so beugte er den seinigen tief hinab, um ihre Befehle und Wünsche zu vernehmen.

Der junge Mann, welcher auf diese Art mit ihr spielte, mochte an die Dreißig sein; seine Kleidung, sein Benehmen zeigte an, daß er der guten Gesellschaft angehörte.

„Es ist ein Lucchese," sagte der Vicomte, der die fragenden Blicke Alfred's sah, „er hat eine der niedlichsten kleinen Frauen, die man sehen kann, und spielt sich hier um das ganze Glück seines Lebens, ohne etwas davon zu haben."

„Verzeihen Sie mir, Vicomte," erwiderte Alfred, „Letzteres ist mir unwahrscheinlich, denn er scheint mir hier der Begünstigte zu sein."

„Es *scheint* nur so, lieber Baron. Das ist eines der merkwürdigsten Weiber und hat sonderbare Sachen erlebt. — Die Drei da spielen heute aber wieder die eigenthümlichste Komödie, welcher ich zuzuschauen je das Glück hatte."

„Welche drei?"

„Nun, die Dame, der Marquis hinter ihrem Stuhl und jener junge blühende Mensch, ein kleiner östreichischer Husarenoffizier, der dort anscheinend so unbefangen hie und da einen Napoleon gegen die Beiden hält. — Ich versichere Sie: ein kleiner verfluchter Kerl!"

„Aber was hat er mit der Dame zu schaffen?"

„Außerordentlich viel. Doch weiß das so eigentlich Niemand als ich, der ich mir ein Vergnügen daraus mache, zuweilen hier in dieser Gesellschaft den sehr aufmerksamen Beobachter zu machen," entgegnete der Vicomte. „Sie sind ein discreter Mensch und werden das Geheimniß Ihres Landsmanns zu bewahren wissen. Der Husar, ein bildhübscher junger Mensch, von gutem Hause, gewandter Reiter, hat das Herz jener Dame vollkommen eingenommen, und aus dem einfachen Grunde, weil man ihn zuvor vor ihr gewarnt hatte, er sie anfänglich auf's Sorgfältigste mied, und sie deßhalb Alles daran setzte, ihn zu gewinnen. Das gelang ihr

natürlicher Weise und da es ihr gelungen war, schämte sich der junge Deutsche, seine Niederlage einzugestehen, und auch sie findet diese Liebe so en secret deliciös und —"

„Und der Luccheſe?" —

„Hat zu Haus, wie gesagt, eine charmante Frau, der bis jetzt nichts nachzusagen ist. Doch spielt hier eine etwas dunkle Geschichte, die Sie für unglaublich halten, aber dennoch ist sie wahr. Ein früherer Liebhaber, jetzt Freund der schönen Dame da vor uns, hat sich in die Frau des Luccheſen aufs Heftigste verliebt, und weil in dieser Welt die eine Hand die andere wäscht, so spannt hier die Fremdin den Gemahl an ihren Triumphwagen und fesselt ihn, damit der Freund in Lucca freie Hand bei den Bewerbungen um die kleine charmante Frau hat."

„Aber das ist ja unerhört!" sagte Alfred erstaunt.

„Das möchte ich gerade nicht behaupten," bemerkte der Vicomte trocken, „aber wie gesagt, es können für den Luccheſen die unangenehmsten Dinge daraus entstehen."

„Aber man sollte ihn warnen!" meinte Alfred.

„Da sieht man den unbefangenen Deutschen!" lachte der Vicomte. „Als wenn Jeder nicht hier vollkommen genug mit sich selbst zu thun hätte! Ich versichere Sie, bester Baron, wenn man sich einigermaßen in die hiesige Welt hineinlebt, kann man zu häufig gezwungen werden, Degen und Pistolen für eigene Rechnung in die Hand zu nehmen, und man thut wahrhaftig besser, sich nicht in anderer Leute Händel zu mischen."

„Aber wer ist diese schreckliche Frau?" fragte Alfred.

„Diese schöne schreckliche Frau," entgegnete der Vicomte, „ist ein außerordentlich liebenswürdiges und sehr gebildetes Weib — eine Polin. Sie ward durch ein seltsames Unglück, nachdem sie wenige Tage mit ihrem Manne gelebt, eine jungfräuliche Wittwe."

Alfred sah den Vicomte erstaunt und fragend an.

„Von einer habgierigen Mutter gezwungen," fuhr dieser ruhig fort, „wurde sie an einen ältlichen Sarmaten verheirathet, der ein unermeßliches Vermögen besaß und stark gelebt hat. Es müssen da

seltsame, unerhörte Dinge geschehen sein, denn wenige Tage nach der Hochzeit stürzte der Pole eines Nachts aus dem Schlafgemach und — — erschoß sich im Nebenzimmer. Sie war damals ein junges, unerfahrenes, unschuldiges Wesen von vielleicht achtzehn Jahren. — Nach dem Tode ihres Gemahls wurde sie die Erbin seiner immensen Güter und reist seit der Zeit zu ihrem Vergnügen in der Welt umher. — Aber jetzt, bester Baron, achten Sie genau auf das interessante Spiel, das uns die Drei gratis aufführen. Sehen Sie, der junge Husar scheint sich um die ganze Gesellschaft nicht zu bekümmern und nur auf sein Spiel zu achten. Doch bemerken Sie wohl, wie er seinen Napoleon hie und da zu seltsamen Figuren zusammenlegt und dann einen scheinbar gleichgültigen Blick auf seine Gegnerin wirft."

Alfred, so aufmerksam gemacht, bemerkte nun in der That an kleinen Zeichen, Winken mit den Augen und dergleichen Kleinigkeiten, daß hier ein Einverständniß obwalte. Doch schien sich die Dame nur mit dem Lucchesen hinter ihrem Stuhle zu beschäftigen. Jetzt wandte sie das glühende Gesicht freundlich zu ihm empor, und als er sich hastig zu ihr hinabbeugte, flüsterte sie ihm einige Worte zu, die ihn augenscheinlich sehr glücklich machten.

Der junge Husarenoffizier blickte unterdessen unbefangen in die Karten von Monsignore und machte ihm einen scherzhaften Vorwurf, daß er zu sparsam mit atout umgehe, und dadurch das Spiel und seine Wetten verlieren würde. Nachdem er dieß gesagt, legte er einen Napoleon bedeutsam vor sich auf den Tisch.

Der Vicomte sagte mit leiser Stimme: „Ein Uhr!"

Die Polin in ihrem Fauteuil nahm hierauf langsam ihr Blumenbouquet in die Höhe, das an der kleinen goldenen Kette eines Bracelets hing, führte es einmal an ihre Lippen, und als sie zum zweitenmal daran riechen wollte, hielt sie auf halbem Wege inne und ließ die Blumen dann wieder neben sich hinabfallen.

„Ein und ein halb," bemerkte der Vicomte lächelnd, „oder halb Zwei, — glücklicher junger Mensch!"

Unterdessen ging das Spiel seinen Gang fort; der Abbé ver-

lor, Monsignore gewann, und die andern Drei spielten kleine Spiele und Alles schien befriedigt. So eben hatte die Polin eine Kleinigkeit gewonnen, und reichte die Goldstücke mit einem süßen Lächeln ihrem Partner in die Höhe, der sie mit strahlendem Gesichte annahm. Dabei berührte seine Hand die ihrige, er zitterte und faßte die Napoleon etwas ungeschickt. Eines der kleinen Stücke fiel wieder herab auf ihre weiße Schulter, doch da sich das blanke Gold auf der kühlen glatten Fläche nicht zu halten vermochte, so rollte es weiter hinab und verschwand mit Blitzesschnelle zwischen Brillanten, Blumen und Spitzen. Die Dame schreckte durch diese Berührung kaum merklich zusammen, und der Vicomte sowie Alfred blickten aufmerksam auf ihre Mienen. Einen Augenblick nachher, nachdem eine dunkle Röthe, die auf ihrem Gesicht aufflammte, wieder langsam verschwunden war, blickte sie holdselig lächelnd in die Höhe und ihre Blicke trafen die des Lucchesen und verwirrten ihn augenscheinlich dergestalt, daß er beinahe die ganze Börse hätte fallen lassen. Die Dame aber wandte sich ruhig dem Spiel wieder zu und nahm nach einiger Zeit gelassen ihren Blumenstrauß wieder in die Höhe, mit welchem sie dasselbe Manöver wie vorhin machte.

Der junge Offizier sagte lustig lachend: „Monseigneur, dies Spiel so eben mußten wir verlieren, coeur war atout;“ und der Vicomte nahm gelassen eine Prise und bemerkte ruhig lächelnd zu Alfred: „welch süßer Lohn — verlierend zu gewinnen!“ —

Achtundvierzigstes Kapitel.

Florentinische Nächte.

In den andern Theilen des Appartements der Marquise spielten kleine Intriguen ähnlicher Art: doch da wir zu den wenigsten einen Schlüssel besitzen und wir uns vor Allem der Wahrheit und Genauigkeit zu befleißigen die größte Mühe geben, so muß sich der geneigte Leser mit dem begnügen, was wir im Stande sind, ihm mitzutheilen.

Graf Alfons hatte unterdessen bedeutende Fortschritte in der Gunst sowohl der Marquise, als namentlich auch in der der armen jungen Frau aus Neapel gemacht. Obgleich es bereits eilf Uhr vorbei war, so schien er nicht an das ihm gegebene Rendezvous zu denken. Er plauderte und lachte, erzählte lustige Geschichten und ließ sich ähnliche wieder erzählen, wurde allen anwesenden Damen vorgestellt, gefiel außerordentlich, erregte den Neid sämmtlicher Herren und amusirte sich durch alles dieses unbeschreiblich.

Der Vicomte und Alfred machten eine Partie Billard, und obgleich Ersterer ein großer Meister darin war, verlor er doch beständig, denn er schien außerordentlich zerstreut und beobachtete mehr die Aus- und Eingehenden, als den Gang des Spieles. Plötzlich legte er das Queue nieder, faßte Alfred am Arm und sagte mit leiser Stimme, aber hastig: „kommen Sie, bester Baron,

mir scheint, wir erleben zu der Komödie von vorhin einen letzten, aber ernsten Akt. — Die Weiber sind doch ein unbesonnenes Geschlecht und wir Männer entsetzlich leichtsinnig. Es ist traurig, in einer solchen Welt leben zu müssen."

„Aber was haben Sie, bester Vicomte?" fragte Alfred erstaunt, „ich bemerke nichts Außergewöhnliches — Lachen, Flüstern in den Spielzimmern, wie bisher, laute Conversation im Salon; ich glaube wahrhaftig, Sie sehen Gespenster."

„Zuweilen," sagte ernst der Vicomte, „aber mich bekümmert die Geschichte mit dem Luccheseu. Erstens nehme ich Antheil an dem Schicksal seiner Frau, ohne sie zu kennen, und dann bin ich ferner so lange unsichtbarer Zuschauer gewesen, daß mich jede neue Scene außerordentlich interessirt."

„Wie das?" —

„Sie bemerkten im Eifer des Spiels nicht, bester Baron, wie unsere Polin so eben anscheinend ganz absichtslos durch das Billardzimmer dem kleinen Plauder-Cabinete zuschritt, das so reizend versteckt am Ende des Appartements liegt. Aus dem Spielzimmer drüben sah ich den deutschen Offizier ebenfalls dahin eilen, nachdem er sich vorher überzeugt, daß der Luchese mit der alten Principessa dort drüben in ein eifriges Gespräch verwickelt scheint, und sie ist bekannt dafür, Jemand, den sie einmal fest hat, nicht so bald wieder los zu lassen. Aber obschon der Italiener angelegentlich spricht, hat er eben so gut bemerkt, wie ich, wohin die Angebetete ihre Schritte lenkte, und er wird, ahnungslos auf ein süßes Geplauder rechnend, sogleich ebenfalls dorthin eilen. — Kommen Sie, Baron."

„Ei, ei, Vicomte," sprach Alfred lachend, „Sie sagten mir doch vorhin, man solle sich nicht in solche Geschichten einmischen."

„Ma foi!" entgegnete dieser ungeduldig, „das ist was ganz Anderes, so und so, wir wollen kein rencontre zu Stande bringen, aber vielleicht eines verhüten. Treten wir zugleich mit Ihrem unbesonnenen Landsmanne, der noch nicht zu wissen scheint, daß es gefährlich ist, einen verliebten Italiener zu necken, in jenes Cabinet,

so wird er unbefangen mit der Dame plaudern, im andern Falle aber — — doch kommen Sie, der Lucchese scheint gelangweilt und hat schon ein paar Maar Mal um sich geblickt."

Das Plauder-Cabinet in den Appartements der Marquise war in der That zu heimlich gelegen und ein allerliebstes reizendes Gemach. Es war eigentlich ein kleines Glashaus am Ende der Zimmer neben einer Terrasse, die in den Garten hinabführte; ein allerliebster Wintergarten, der den Vortheil hatte, daß man Abends von den finsteren Scheiben nichts bemerkte, indem die Terrasse, welche ihn umgab, dicht mit Orangen und Citronen besetzt war, die sich an das Glashaus lehnten, und vom Nachtwinde bewegt, mit ihren grünen Blättern und gelben Früchten freundlich durch die Scheiben nickten.

In diesem Wintergarten befanden sich die schönsten und reich blühendsten Blumen, aufs Geschmackvollste arrangirt, und kleine Ruheplätze mit schwellenden Divans und niedrigen Fauteuils, abgesonderte Winkelchen bildend, die es möglich machten, daß sich mehrere Parteien hier ungesehen aufhalten konnten. In der Mitte plätscherte ein aus einem weißen Marmorbecken springendes Wasser und murmelte und koste so laut mit den hereinnickenden Blumen, daß die Plauderer ihre Stimme ziemlich laut erheben konnten, ohne sich den Nebensitzenden zu verrathen.

Diese Einrichtung war außerordentlich sinnreich, ebenso die Beleuchtung: kein aufdringlich flammendes Licht zerstreute hier die Phantasie, die Helle fiel von außen oben herab durch die Glasscheiben und durch ein Netz von Schlingpflanzen gedämpft so anmuthig, ja heimlich herein, daß man glaubte, in einer dichten Laube zu sitzen, die vom sanften Strahl des Mondes erhellt, der das Schöne nur ahnen, aber nicht deutlich sehen läßt.

Die Polin betrat dieses Gemach und stützte ihre Hand auf den Marmorbrunnen, gedankenvoll in das klare sprühende Wasser niederblickend. Der junge Offizier, der ihr rasch gefolgt war, trat zu ihr hin, legte seine Hand auf ihren vollen Arm und sagte leise und hastig: „Eleonore, ich bin zu glücklich, mein Herz ist zu voll,

ich vermag es nicht, länger so kalt an dir vorüberzugehen, mit dir zu sprechen im gewöhnlichen Tone; sage mir ein einziges, liebendes, ein einziges freundliches Wort, nur ein einziges aus deiner vollen blühenden Seele, gib' mir nur einen Blick, ich will daran zehren, bis —"

„Entsetzliche Ungeduld!" lachte das schöne Weib, und ein unendlich inniger und verlangender Blick brach aus ihren Augen, doch setzte sie hinzu, indem sie forschend um sich blickte: „mein süßer Arthur, du bist wieder einmal sehr unbesonnen, man braucht in diesen Appartements nicht gerade in ein Glashaus zu treten, wie hier, um von der ganzen Welt beobachtet und gesehen zu werden. — Sei ruhig, mein Herz."

„Nun, ich muß doch gestehen," entgegnete lustig der junge Offizier, „daß ich es an Ruhe heute Abend nicht fehlen ließ. Dir, meine geliebte Eleonore, so stundenlang gegenüber zu sitzen, deinen entsetzlichen Tändeleien zuzuschauen, und dabei vollkommen ruhig und gleichgültig zu erscheinen, sich mit keinem Blick zu verrathen, das kann nur —"

„Ein Deutscher!" lachte die Polin, „allerdings! — Und wie liebe ich dich dafür! Aber noch einmal: sei vorsichtig, lasse meine Hand. — — Aber was thust du, mein kleines Herz?"

„Nun, deinen Arm will ich küssen, hier einmal in der mißgünstigen neidischen Welt, vor aller Augen und doch heimlich, nur einen einzigen, innigen, warmen Kuß!"

Er beugte sich schnell auf ihren Arm nieder, und als sie seiner Tändelei zusah, berührten ihre rothen frischen Lippen schnell wie der Blitz sein blondes Haar, und sie sagte leise flüsternd: „laß' gut sein, Arthur, ich kenne deine Küsse. Sie lassen flammende Spuren zurück. Spare sie auf, mein Kind, man beobachtet uns hier." — — — —

„So ist's, Signora!" sagte eine tiefe Stimme mit zitterndem Tone und als die Donna erschrocken aufblickte, sah sie den Lucchesen vor sich stehen, der hinter einem Gebüsch aufgetaucht war und sie mit einem entsetzlichen Blick anstarrte.

Ihre erste Bewegung war, mit ihrem einen Arme das Haupt des jungen Offiziers zu decken, als drohe demselben etwas Fürchterliches. —

„So ist's, Madame!" wiederholte der Italiener, „man beobachtet Sie in der That und man hat ein Recht dazu."

„Ein Recht?" sagte die Dame, und der junge Offizier, der sich rasch emporrichtete und auf den Luccheſen zutrat, sprach ebenfalls mit heftigem Tone: „ein Recht, mein Herr?"

„Entweder habe ich ein Recht, Signora, und dann ist dieser junge Herr ein Unbescheidener, ein Zudringlicher, den ich werde zu bestrafen wissen, — oder," setzte er hinzu, mit den Zähnen knirschend, „habe ich kein Recht, und dann sollen Sie mir Rede stehen, Madame, für das — Spiel, das Sie mit mir getrieben und Jener soll es auch, bei Gott! —"

Die Dame wollte antworten, doch der junge Offizier winkte ihr mit der Hand und sagte, indem er noch einen Schritt vortrat: „ich bitte Sie, Madame, sprechen Sie kein Wort, es ist dies eine Sache, die mich allein angeht, die ich herbeigeführt, die ich allein und mit Freuden ausfechten will."

„Vorderhand, Signor," entgegnete der Italiener, wünschte ich von der Dame selbst eine Antwort, und dann erst werde ich mich an Sie wenden. — Hat dieser Herr," fuhr er mit einer leisen, aber fürchterlich erregten Stimme fort, „ein Recht, das Recht — sich zu Ihrem Vertheidiger aufzuwerfen? Ich beschwöre Sie, antworten Sie mir!" — — — —

„Ja!" sagte die Dame nach einer Pause.

Das Gesicht des Luccheſen nahm bei diesem einzigen Worte einen fürchterlichen Ausdruck an. Die gelbe Farbe desſelben spielte in's Aschgraue, und seine Augen, roth unterlaufen, vergrößerten sich auf eine entsetzliche Art und nahmen einen wilden Ausdruck an. „Ah maledetto!" brach er nach einer kurzen, peinlichen Pause los und mit einem so schrillen Tone, daß man es in dem anstoßenden Zimmer hören mußte. Er ballte die Faust, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht in diesem Augenblicke der

Vicomte mit Alfred in das Glas-Cabinet getreten wären und sich Ersterer, als besonnener, kluger Mann, rasch zwischen die Streitenden geworfen hätte. „Meine Herren," sagte er mit leiser, eindringlicher Stimme, „Sie sind beide Männer von Ehre, von gutem Ton. Ich bitte, ich beschwöre Sie, keinen Scandal, kein öffentliches Aergerniß! Geben Sie sich nicht fremden Augen und Ohren Preis!"

„Ah, Vicomte!" hauchte der Lucchese hervor, und man sah ihm an, daß er ein gewaltiges Weh kräftig niederzudrücken versuchte; „ah, Vicomte, mir ist Entsetzliches geschehen!" Er faßte krampfhaft die Hand des ihm nicht unbekannten Franzosen, und zwei Thränen flossen über sein eingefallenes Gesicht herab.

Alfred hatte sich unterdessen mit dem jungen Offizier beschäftigt und bat die Dame in dem ehrerbietigsten und höflichsten Tone, für einen Augenblick das Cabinet zu verlassen. Er begleitete sie bis an die Thüre desselben, und sie entfernte sich, obgleich widerstrebend.

Glücklicher Weise hatten sich die Spieler in den inneren Salon zurückgezogen und deßhalb nichts von dem Wortwechsel vernommen.

„Sie erlauben mir, sagte in dem Glas-Cabinet der Vicomte, „Ihnen, meine Herren, hier meinen genauen Bekannten, den Baron Alfred von C., vorzustellen, der sich ein Vergnügen daraus machen wird, seinem Landsmanne zur Seite zu stehen, während ich mit Ihnen," — er wandte sich an den Luchesen — „darüber sprechen will, wie sich diese unangenehme Geschichte vielleicht ausgleichen läßt."

Bei dem Worte „ausgleichen" schüttelte der Italiener heftig die Hand gegen den deutschen Offizier, ließ sich aber von dem Franzosen in eine Ecke des Cabinets führen, wo sie lang und eifrig mit einander sprachen. Doch schien alle Ueberredungskunst des Vicomte nicht das gewünschte günstige Resultat zu erzielen. Er stand nach einer Viertelstunde auf, näherte sich dem jungen Offizier und bat ihn, auf Morgen mit Tagesanbruch Zeit und Ort

zu bestimmen, sowie die Waffen zu wählen. Der Deutsche aber versicherte, dies nicht thun zu können, sondern sämmtliche Arrangements seinem Gegner überlassen zu müssen.

Nach einer kurzen Unterredung war dies der Lucchese zufrieden und willigte sogar in den Vorschlag des Vicomte, den Sekundanten seines Gegners, Alfred von C. mit sich nach Hause zu nehmen. Der vorsichtige Franzose, ein vollkommener Ehrenmann, fühlte, da er namentlich die Verhältnisse kannte, das große Unrecht, das dem Italiener geschehen, und hatte sich vorgenommen, während der Zeit, welche sein Gegensekundant bei demselben zubrachte, den jungen Offizier über Manches aufzuklären, was dieser nicht gewußt.

Der Lucchese, der in einem Zustande vollkommener Abspannung war, blieb mit gefalteten Händen in seinem Winkel sitzen, und indessen eilte Alfred in den Salon hinaus, um den Grafen Alfons mit wenig Worten von der vorgefallenen unangenehmen Geschichte in Kenntniß zu setzen.

Glücklicher Weise kam ihm dieser schon unter der Thüre des Spielzimmers eilfertig entgegen: er hatte gerade seine Uhr eingesteckt und sagte lachend: „ich habe mich leichtsinniger und unverantwortlicher Weise über die Zeit verspätet, es ist schon halb Zwölf. Was wird die schöne Tochter der sehr nobeln Marquise von St. Auville von mir denken! — Aber du machst ja ein merkwürdiges Gesicht, Alfred — was ist dir begegnet? — Bereutest du vielleicht, daß ich unter deiner Firma zu dem Rendezvous gehe? — In dem Falle trete ich dir zu Liebe gerne zurück.“ —

Der Graf war nicht wenig überrascht, als er von der Geschichte erfuhr, worein sein Freund so unvermuthet verwickelt worden. — „Eine Nacht reich an Vorfällen,“ sagte er nachdenkend, „ich möchte wohl lieber nicht dahin gehen.“

„Warum?“ entgegnete Alfred; „du kannst mir und der Sache nichts nützen, und es ist wahrhaftig besser, daß ich vielleicht morgen beim Austausch unserer Erlebnisse etwas Fröhliches, Heiteres erfahre.“

„Eigentlich hast du Recht,“ sagte der Graf. „Allons! kann ich den Wagen nehmen, oder brauchst du ihn selber?“

„Nimm' ihn auf alle Fälle," antwortete Alfred, „ich muß ja doch mit dem Lucchesen fahren. — Also auf Wiedersehen morgen früh!"

Der Graf warf im Vorzimmer, ein Liedchen summend, seinen Mantel um und eilte die glänzende Marmortreppe hinab, während Alfred in den Salon trat, um noch hie und da unbedeutende Worte zu sprechen und sich alsdann unbefangener und ohne Aufsehen zu erregen, entfernen zu können.

Die Polin saß da, im vollen Glanze ihrer Schönheit, neben der armen jungen Frau aus Neapel, lachte und plauderte mit einigen jungen Herren, und man sah es ihr durchaus nicht an, daß sie noch vor Kurzem Ursache geworden, daß ein paar hier sehr wohlbekannte Männer nach ein paar Stunden im Begriff waren, ihr Blut vielleicht gegenseitig für sie zu vergießen. —

Alfred bestieg mit dem Lucchesen dessen Wagen und Beide fuhren nach einem entfernten Stadttheile, wo Letzterer seine Wohnung hatte, ein mächtiges, finsteres Gebäude mit fünf Stockwerken, die nach der Straße zu öde und todt erschienen; nur im Hofe bemerkte man in den verschiedenen Etagen hie und da noch ein Licht.

Der Lucchese wohnte im zweiten Stock; ein alter Diener öffnete schweigend die Vorthüre und geleitete nach einem tiefen Bücklinge den Herrn und seinen Gast nach einem großen Zimmer, schwach erhellt und durch ein kleines Feuer im Kamin mäßig erwärmt. Die Einrichtung dieses Gemachs war nicht ärmlich, aber auch nichts weniger als comfortable. Es war den bescheidenen Ansprüchen gemäß, welche ein Italiener im Winter an sein Zimmer, namentlich an ein Zimmer in der Fremde, das er für kurze Zeit bewohnt, zu machen pflegt. Den Steinboden bedeckte vor dem Sopha und dem Tische ein nicht sehr großes und dünnes Stückchen Teppich, die Vorhänge, welche sonst an den Fenstern waren, hatte man hinweggenommen, denn es war in dieser Jahreszeit ja nicht nothwendig, der Sonne den Eintritt zu verwehren. Daß Einen dagegen die schwarzen Scheiben bei Nacht unfreundlich und unheimlich anblicken, solche Kleinigkeiten fühlen die Italiener im Allgemeinen nicht.

Der alte Diener stellte ein paar Kerzen auf den Tisch, welche das große Zimmer nur spärlich beleuchteten; von Erleuchtung war keine Rede und die Finsterniß, aus der Nähe des Tisches vertrieben, schmiegte sich in die fernen Ecken des großen Gemaches, breitete sich am Boden aus und fuhr hoch an die dunkle holzgetäfelte Decke empor.

Der Luccheſe hatte sich in einen Stuhl neben dem Sopha geworfen, auf welchem Alfred Platz genommen. —

„Briefe, Signor!“ sagte der alte Diener und legte zwei Schreiben auf den Tisch. „Das eine scheint mir ein Geschäftsbrief; — das andere ist von Haus,“ setzte er leiser hinzu.

„Gut!“ entgegnete der Luccheſe und spielte mit dem letzten Schreiben; „du kannst gehen.“ —

„Ich bin so neugierig!“ sprach der alte Mann, „verzeihen Sie mir, aber ich wäre gewiß wahrhaftig nicht so frei, ich möchte ja nur fragen, wie es zu Hause steht.“

Der Italiener warf seinem Diener einen sonderbaren Blick zu, dann riß er das Couvert ab und reichte den Inhalt desſelben seinem Diener hin, der das Blatt seufzend entfaltete. Der Luccheſe stützte den Kopf auf beide Arme und versank in tiefes Nachsinnen, das noch fortdauerte, nachdem der Diener den Brief schon lange gelesen und erst aufhörte, als er das Blatt auf den Tisch niederlegte, wodurch ein kleines Geräusch entstand. Der Italiener fuhr empor und blickte fragend in die Höhe.

„Alles wohl!“ sagte der alte Mann. — „Sonst aber —“

„Die alten Geschichten!“ fiel ihm der Luccheſe finster in's Wort, „ich soll zurückkommen, ein gehorsamer, fügsamer Gatte, ein superber Schwiegersohn sein.“

„Die Schwiegermama sind nach Nizza abgereist,“ sagte leise der alte Diener.

„So? — Ei das wäre? — — Pah! — Mir gleich viel! — leider gleich viel! — Hätte sie das vor vier Wochen gethan, — so wäre ich vielleicht — aber geschehene Dinge sind nicht zu ändern! — — Ja, ja, vor vier Wochen, vor vierzehn Tagen, vor acht

Tagen, ja vor zwei Stunden fühlte ich noch anders — träumte ich süß und angenehm; aber es war eigentlich ein wüster wilder Traum. — — Giuseppe, leuchte mir in's Schlafzimmer, ich bin entsetzlich abgespannt." —

Bei diesen Worten richtete er sich in die Höhe und sah erstaunt auf seinen Gast. Er hatte ihn vollkommen vergessen.

Alfred war da gesessen in unangenehmer Spannung und erinnerte jetzt den Italiener, gezwungen lächelnd, an ihre Bekanntschaft von heute Abend und an einige ernste Geschäfte, die sie abzumachen hätten.

Der alte Diener sah ihn bestürzt und fragend an.

„Verzeihen Sie mir, Herr Baron, ich war einigermaßen geistesabwesend; Sie verstehen wohl, Briefe aus der Heimath, die Einem manches Neue sagen, — Briefe von meiner Frau."

„Briefe von Ihrer Frau?" wiederholte Alfred absichtlich und gedehnt, und der alte Diener nickte heftig und hastig mit dem Kopfe.

Der Luccheſe blickte in dem weiten Gemach umher und sagte, anscheinend ruhig lächelnd: ja, ja, Sie haben das hier für eine Junggesellen-Wirthschaft gehalten und nicht mit Unrecht; ein unheimliches, kaltes Gemach. — Friert Sie's auch? — Aber, um wieder auf den Brief zu kommen, eigentlich bin ich verheirathet, in Lucca verheirathet, meine Frau ist eine sehr brave Frau."

„Schön und liebenswürdig!" setzte der alte Mann hinzu.

„Kinder habe ich keine," fuhr der Italiener fort, „es ist immer schade, wenn man keine Kinder hat, die kleinen Wesen sind eine so liebenswürdige Kette, die einen an das Haus, an den eigenen Herd fesseln; — ja, es ist sehr schade, wenn man keine Kinder hat."

Der alte Diener schob bei diesen Worten den Brief vor seinen Gebieter hin, und seine Hand zitterte so, daß es diesem auffiel. Er blickte, wie fragend in die Höhe und bemerkte kopfschüttelnd daß über die Wangen des alten Mannes dicke Thränen herabliefen. Er nahm den Brief in die Hand und entfaltete ihn langsam.

„Es ist schade," sagte er während dessen verbindlich zu Alfred, „daß ich Ihnen nicht zu Lucca, und besser, die Honneurs meines

Hauses machen kann, daß ich jetzt nicht im Stande bin, Sie meiner Frau vorzustellen."

Der alte Mann hustete bedeutsam, und als sein Herr aufblickte, sagte er: „bitte, geben Sie mir den kleinen Schlüssel!"

„Wozu das?"

„O der gnädige Herr wollen mir freundlichst erlauben, das Bildchen herauszunehmen, vielleicht es dem Herrn Freunde dort zu zeigen, dann möchte ich auch einmal nachsehen, ob Alles in Ordnung ist. — Bitte, geben Sie mir den Schlüssel!"

Der Lucchese zuckte die Achsel, warf einen Schlüssel auf den Tisch und sagte lächelnd zu Alfred: „sehen Sie, Baron, so sind die alten Diener. Es tritt ein umgekehrtes Verhältniß ein, man muß ihnen gehorchen."

Unterdessen hatte Giuseppe eilfertig ein Kästchen herbeigetragen, es geöffnet, ein kleines Maroquin-Etui herausgenommen, welches er feierlich aufstellte, vermittelst einer Stütze, die hinten angebracht war. Dann öffnete er das Etui langsam, wie einen kleinen Schrank, wie ein Altarblatt, rückte die Kerzen davor und Alfred erblickte das schön ausgeführte und reizende Bild einer jungen Frau, die mit unendlicher Sanftmuth im Auge freundlich und gutmüthig herausblickte. Es war ein liebes Gesichtchen, heiter und ohne Falsch, die ehrlichste und zutraulichste Physiognomie, die man nur sehen konnte. Freilich hatte es nichts von der krankhaften, aber interessanten Blässe der Marquise, noch viel weniger von der wilden Schönheit der Polin, aber es war ohne allen Vergleich weit wohlthuender, weit angenehmer.

Alfred drückte seine Bewunderung, seine aufrichtige Freude über den Anblick des Bildes aus; auch der Lucchese, der es lange und schweigend angesehen, schien über den freundlichen Anblick desselben tief gerührt und ergriffen.

„Lesen Sie den Brief!" bat der alte Diener, und Alfred, der wohl fühlte, daß er in diesem Augenblick an dem Tische ein überflüssiger Zuschauer sei, stand leise auf und trat an's Fenster.

Da lag die Straße, öde und leer, nur wenige späte Wandler

gingen vorbei, je nach ihrer Laune stumm und eilfertig oder langsam und schlendernd, eine Arie laut vor sich hinträllernd.

In der Nähe des Hauses hielt eine Kutsche, die augenscheinlich schon eine geraume Zeit wartete. Die Pferde standen unter einer wollenen Decke mit gesenkten Köpfen, und der Kutscher lag auf dem Bocke, mit dem Kopfe auf dem Verdeck des Wagens und war sanft entschlummert. Es mußte spät in der Nacht oder vielmehr früh am Tage sein; die Sterne fingen an zu verbleichen, und der Himmel nahm gegen Osten, freilich kaum merklich, aber doch schon sichtbar, eine hellere Färbung an.

Es war kalt, ebensowohl im Freien, wie auch hier im Zimmer; das Kaminfeuer war erloschen. Alfred zog seinen Mantel fester um sich, indem er bemerkte, wie der Kutscher draußen auf dem Wagen jetzt aufzuwachen schien, zusammenschauerte und alsdann eine wollene Decke, die auf seinen Füßen lag, fester um den Leib zog.

Jetzt mochte der Luccheſe mit dem Lesen seines Briefes fertig sein; Alfred sah sich um, und wie er bemerkte, daß er mit dem Kopfe auf dem Tische lag, und daß der alte Mann mit tiefbekümmertem Gesichte neben ihm stand, trat er an den Tisch zurück, und der Italiener, als er die Schritte hörte, fuhr in die Höhe. Sein Gesicht war mit tiefer Blässe überzogen und seine Augen hatten einen trostlosen Ausdruck.

„Sie waren am heutigen Abend der Zeuge einer Scene, die für mich sehr peinlich, ja erniedrigend war und nur das einzige Gute hatte, daß sie mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft verschaffte. Ich halte Sie für einen vollkommenen Ehrenmann, für einen Mann von Takt und Gefühl, — lesen Sie" — er reichte ihm den Brief, den er in der Hand hielt, — „was ich im Begriff war, jenem Weib Alles zu opfern, — lesen Sie, ich bitte darum!"

Alfred nahm das Schreiben und las es. Es war von der Frau des Luccheſen und die Worte so lieb, so freundlich, so ergreifend, wie der Ausdruck des Gesichts auf dem kleinen Bilde. Sie beschwor ihn, zurückzukommen, sie versprach, es solle von ihrer Seite Alles geschehen, damit der Friede ihres Hauses nie wieder

gestört würde, sie habe freilich in Manchem Unrecht, — das war gewiß die einzige Unwahrheit, die in dem Briefe stand, — ihre Mutter, so sagte sie, habe eingesehen, daß es besser sei, wenn sie ihren Aufenthalt für einige Zeit anderswo nehme, und sei nach Nizza gegangen. — — Zum Schlusse, und das las Alfred mit einem leisen Schauer, vertraute sie ihrem Manne ein rührendes Geheimniß, ein inniges, seliges Geheimniß an, und man bemerkte an den zitternden Schriftzügen, wie ihre Hand, während sie das niederschrieb, vor unaussprechlicher Freude und Wonne gezittert. „Komm' zurück!" sagte sie schließlich, „komm' bald zurück. Du siehst, die Madonna ist uns gnädig und will uns das Schönste bewilligen, was es für ein Weib auf Erden gibt, will uns ganz glückselig machen!" — —

Alfred legte den Brief tief erschüttert auf den Tisch, und war nicht im Stande, ein Gespräch zu eröffnen.

„Jetzt zu Geschäftssachen!" sprach der Lucchese gefaßt und mit ruhiger Stimme. „Ich stehe vollkommen zu Befehl und bin bereit, mit Ihnen zu unterhandeln über das, was heute früh geschehen soll. Der Vicomte ist in mich gedrungen, Zeit, Ort und Waffen zu bestimmen. Ich denke, wir machen die Sache ab, sobald der neue Tag uns so viel Licht gibt, als nothwendig. „Hier," sagte er zu dem alten Diener, indem er einen anderen Schlüssel auf den Tisch warf und bitter lachte, „hol' ein anderes Kästchen!"

„Die Pistolen, Signor?" rief der Alte erschrocken und sah bald seinen Herrn, bald den Fremden wie um Auskunft bittend an.

Alfred nickte schweigend mit dem Kopfe und der Lucchese sagte: „natürlich die Pistolen, Giuseppe, ich habe eine kleine Sache abzumachen; nicht mit diesem Herrn da, Gott bewahre! sondern mit einem Anderen, eine Ehrensache, die keinen Aufschub leidet." — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Neunundvierzigstes Kapitel.

Florentinische Nächte.

In dem Augenblicke tönte aus dem untern Stock ein Wehe-ruf, zwar gedämpft durch die Entfernung, aber immer noch so schneidend und entsetzlich, daß der Lucchese von seinem Sitz in die Höhe sprang und Alfred und der alte Diener erschrocken lausch-ten. Aber es folgte diesem ernsten unbeschreiblichen Rufe, in wel-chem Jammer, Wuth, geistiger und körperlicher Schmerz, kurz, eine Hölle lag, kein zweiter; nur eine Thüre hörte man unten heftig aufreißen und zuwerfen, dann einige Schritte auf der Treppe nach dem Hausthore zu. Alfred eilte an's Fenster, das auf die Straße ging, er sah bei der schwachen Morgendämmerung einen Mann dem Hause enteilen, dessen Aeusseres ihm bekannt schien; doch war es noch zu dunkel, um ihn zu erkennen. — — — — Gott im Himmel! war es sein Freund, Graf Alfons? Er glaubte es fast, ehe er aber in einer unbegreiflichen, gewaltigen Angst das Fenster aufreißen und hinausrufen konnte, hatte der da unten bereits den Wagen erreicht, sich hineingeworfen, und dieser verschwand so eben um die Straßenecke.

„Wer wohnt unten im Hause?" fragte er hastig den Italiener.

Dieser zuckte mit den Achseln, doch der alte Diener entgegnete: „so viel ich weiß, sind im untern Stock zwei Damen, Fremde, die

vor vielleicht acht Tagen hier eingezogen; ihre Namen aber weiß ich nicht, mir scheint, Mutter und Tochter."

„Das ist eine unheimliche Nacht!" sagte Alfred zu sich selber und strengte sich an, etwas aus dem unteren Stocke zu vernehmen. Doch, obgleich er einige Male ein tiefes Seufzen zu hören glaubte, so war doch der Ton zu unbestimmt und schwach, so daß er sich leicht überredete, sein Ohr habe ihn getäuscht. Aber jetzt vernahm er einen anderen Ton, den Schall von Tritten auf der Treppe, die sich von dem untern Stock her nach oben näherten. Jetzt wurde an der äußeren Thüre geläutet, und der alte Diener, der hinaus eilte, ließ den Vicomte eintreten.

„Charmant, daß ich Sie noch finde," sagte er zu Alfred, „ich hatte in der That gefürchtet, Sie hätten sich nach Hause begeben um noch einige Stunden Schlaf zu genießen. — Ich komme so eben von Ihrem Gegner," wandte er sich an den Lucchesen, „doch wie die Sache vorliegt, scheint mir durchaus kein hinreichender Grund, um auf Leben und Tod übereinander herzufallen. Meinen Sie nicht auch, Baron?"

Der Italiener machte eine ungeduldige Bewegung.

„Ah!" sagte der Vicomte lächelnd, „ich sehe, Sie verlangen nach dem Blute Ihres Feindes, Ihr Herz dürstet nach Rache. Ja, das ist was Anderes, Sie sind der angegriffene, beleidigte Theil, wenn auch nicht beleidigt nach unseren Gesetzen der Ehre, so doch in den heiligsten Gefühlen, und diese Beleidigung wollen Sie nicht vergeben."

Der Italiener schüttelte mit dem Kopfe und sagte nach einer Pause: „wir wollen uns nicht mißverstehen; ich verlange wahrhaftig nicht nach dem Blute meines Gegners, eines jungen, liebenswürdigen, und, wie ich überzeugt bin, sehr ehrenhaften Cavaliers. Er hat am Ende nicht mehr und nicht weniger gethan, als Jeder von uns an seiner Stelle. Wenn er auch meine schmachvollen Bewerbungen mit ansah, ja, wenn er auch wußte, wie es die Signora mit mir gemeint, so ist es am Ende für Jeden süß, im Geheimen über einen scheinbar vor der Welt begünstigten Neben-

buhler zu triumphiren. Lassen wir deßhalb die Sache, wie sie ist, bester Vicomte. Stellen wir uns heute früh einander gegenüber, — es soll eine Art Gottesgericht sein," sagte er mit düsterer Stimme, „und wenn ich falle, nun gut, so habe ich meine Schulden abgebüßt, bleibe ich dagegen am Leben, so sehe ich das als ein Zeichen an, daß man mir Zeit geben will, ein anderes und besseres Leben anzufangen, als bisher."

„Amen!" sprach der alte Diener, und der Vicomte der lange in die lieblichen Züge des Bildes geblickt, welches auf dem Tische stand, drückte dem Lucchesen innig die Hand. — — — — —

Und abermals ließ sich von unten herauf jener Angstruf vernehmen, der die drei Männer vorhin zitternd gemacht. Auch der Vicomte stand erstarrt, und über seine gleichmüthigen, ruhigen Züge flog der Ausdruck eines unwillkürlichen Schauders. „Wer ist da unten?" fragte er nach einer kleinen Pause, „das ist die Stimme eines Weibes, einer Leidenden, ja, ich sollte meinen, einer Sterbenden. Wär' vielleicht unsere Hülfe da willkommen?"

„Es sind zwei Damen," wiederholte der alte Diener, „wie ich schon vorhin sagte, Mutter und Tochter, so denke ich. Etwas Aehnliches habe ich nie da unten gehört, doch glaube ich, wenn sie unserer Hülfe bedürften, so würde die Mutter schon heraufkommen; schon öfters war ich in dem Fall, ihr kleine Gefälligkeiten zu erzeigen."

„Seltsam!" sagte der Vicomte, „es war nur ein einziger Schrei, jetzt scheint Alles wieder stille geworden zu sein. "

„Gerade so war es vorhin," entgegnete Alfred, der in horchender Stellung dastand und jetzt auf einmal zur Thüre eilte, die er weit öffnete. „So viel ich höre," sagte er nach einer Weile, „kommt Jemand eilig die Treppen herauf."

Jetzt wurde an der äußern Thüre des Appartements, die auf den Corridor führte, heftig geklingelt, der alte Diener eilte hinaus, um zu öffnen, und kaum hatte er die Riegel weggeschoben, so stürzte die Marquise von St. Auville mit verstörtem Gesicht, Todesblässe auf den Wangen und verwirrtem, herabfallendem Haar herein.

Das war nicht mehr dieselbe Frau, wie wir sie vor einigen Tagen gesehen, das runde, behagliche, blühende Gesicht mit glänzenden Augen: es war, als habe man ihre Lebenskraft zerrissen, den Faden zerstört, der Seele und Körper zusammenhält und verbindet. Ihre aschgrauen Wangen hingen schlotternd herab, das Auge war tief in seine Höhle zurückgesunken, und ihr Körper machte allerlei zuckende und seltsame Bewegungen. „Ah!“ sagte sie, — „ich sterbe!“ und obgleich Giuseppe und der Baron hinzueilten, um sie zu unterstützen, so glitt sie doch, halt- und kraftlos, zwischen ihren Armen durch und sank in die Kniee. Mit Mühe brachten Beide sie in's Zimmer, setzten sie in einen Lehnstuhl und warteten, bis die Frau im Stande sein würde, zu sprechen. Sie war durchaus nicht ohnmächtig, aber die Zunge versagte ihr den Dienst, sie konnte keine Worte finden; doch während sie so stumm dasaß, belebten sich ihre Augen wieder und versuchten, hin- und herfahrend, blitzend und rollend, sich verständlich zu machen.

Alle standen in gespannter Erwartung um sie herum, am meisten aber Alfred, der mit einer ertödtenden Ungeduld diesem Kampfe zusah und überzeugt war, er vernehme etwas Entsetzliches, das auf den zitternden Lippen der Frau ruhte, die für etwas Fürchterliches, was da unten geschehen, nicht im Stande war, Worte zu finden. — Hatte nicht Graf Alfons, sein Freund, da unten die Zimmer vor Kurzem verlassen, und hatten nicht die Drei hier oben kaum vorher zum Erstenmal jenen fürchterlichen Schrei gehört? — Was konnte da geschehen sein? Welches Wort würde die Frau in der nächsten Sekunde aussprechen? — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

„Gift!!!“ rief sie nach der für sie und die Umstehenden so qualvollen Pause. — „Gift! — Gift! — Sie hat sich vergiftet!“

„Sie?“ wiederholte Alfred sichtlich erleichtert, obgleich wie die Uebrigen tief schaudernd bei diesem entsetzlichen Worte. — „Sie? — Sie? — Und was ist mit dem Grafen?“ fuhr er hastig fort, „wo ist Graf Alfons?“

Dieser Name hier oben von scheinbar fremden Menschen aus-

gesprochen, schien der Marquise plötzlich die verlorene Kraft wieder zu geben. Sie riß ihre Augen weit auf, faßte krampfhaft die Lehne des Sessels und wiederholte ebenso hastig: „der Graf Alfons? — Sie — Sie kennen ihn?"

„Sprechen Sie um Gotteswillen!" rief Alfred, „hat er Theil an jenem schrecklichen Vorfalle da unten? — hat er? — O gewiß nicht! — So sprechen Sie doch!" —

„Sie — Sie kennen ihn? — Sie wußten, daß er hier im Hause war?" sagte die Frau mit steigerndem Tone, indem sie ihn mit fürchterlicher Aufmerksamkeit ansah; „Sie wußten darum? — Sie sind Alfred von C.?"

„Ja!" antwortete der Baron und trat unwillkürlich einen Schritt zurück, „so heiße ich!"

Convulsivisch flog die Marquise bei diesem Worte von ihrem Sessel in die Höhe, griff nach seinem Arm, den sie krampfhaft festhielt und schrie: „um aller Heiligen und Gottes Barmherzigkeit willen, so kommen Sie mit mir! — Auf der Stelle kommen Sie mit! — Ich bitte, ich beschwöre Sie! ich flehe Sie an! — Ich will es! — Kommen Sie! kommen Sie!"

„Aber wohin?" fragte Alfred.

„Wohin?" rief die Frau, — „zu ihr! nur zu einer Sterbenden! mein kostbarer Herr, 's ist nichts zu befürchten, sie wünscht Sie zu sehen. Sie werden ihr und mir doch nicht wieder diese Bitte abschlagen, wie Sie es heute Abend gethan?"

„So war jener Brief an mich?" fragte der Baron tief erschüttert.

„Wenn Sie Alfred von C. sind," sagte die Frau mit gellender Stimme, „so war der Brief für Sie, und so kommen Sie jetzt hinab, es ist keine Minute zu verlieren. — O die Unglückliche!"

Sie ließ seinen Arm nicht los und zog ihn mit sich nach der Thüre, die Treppen hinab; doch so eilig sie anfangs ging, so sehr zögerte sie nach den ersten Schritten und schlich Stufe um Stufe hinab, angstvoll lauschend.

In den Zimmern unten war es todtenstill, nur zuweilen hörte

man ein leises Schluchzen und ein Gelispel von Stimmen, die sich durch die inneren Zimmer dem Corridor zu nähern schienen. Es war eine männliche und eine weibliche Stimme.

Alfred, dessen Erwartung auf's Höchste gespannt war, drängte jetzt seinerseits, rascher hinab zu kommen, doch die alte Frau hielt ihn kräftigst zurück und sagte mit leiser zitternder Stimme: „bst! bst! mir scheint, der Arzt ist gekommen, er spricht mit meiner Kammerfrau; lassen Sie uns hören, was er sagt. Ich habe vorher nicht den Muth, in das Zimmer zu ihr zurück zu kehren; so oder so, nur Gewißheit, Herr Gott im Himmel, nur Gewißheit!" Sie sank auf der Treppe in die Kniee und betete leise.

Die Stimmen unten näherten sich der Treppe, die des Arztes sagte: „wenn ihr mich auch früher gerufen hättet, so wär' doch keine Hülfe möglich gewesen, wer die Pillen gemacht hat, von welchen die unglückliche Frau verschluckt, weiß ich nicht, das geht mich auch nichts an, aber eine davon war genug, um zehn Leben auszulöschen, ich bin wirklich froh, daß sie todt ist."

„Todt!" wiederholte die alte Frau mit tonloser Stimme und blickte in die Höhe, und dies einfache Wort schmetterte trotz den dunkeln Räthseln, die es umgaben, den Baron so darnieder, daß es ihm dunkel vor den Augen schwamm und er sich an der Treppenlehne halten mußte, um auf seinen Füßen zu bleiben.

„Todt!" wiederholte die Frau nochmals, „todt also! Gott sei ihrer Seele gnädig und mir auch! Auch Sie," sagte sie mit fester Stimme, indem sie sich an Alfred wandte, „bedürfen vielleicht seiner Gnade. Kommen Sie!"

Wunderbar gefaßt erhob sie sich alsdann und ging mit festem Schritt die Treppen vollends hinab. Laut weinend warf sich ihr die Kammerfrau in den Weg, doch drückte ihr die Marquise, ohne ein Wort zu sprechen, einfach die Hand und sagte: „schließe das innere Zimmer, Susanne!"

Dem Baron, der ihr wie betäubt folgte, öffnete sie ein kleines Cabinet und bat ihn einzutreten. Sie winkte ihm, in einem Fauteuil Platz zu nehmen und ließ sich in einem anderen ihm gegen-

über nieder. Er wollte sprechen, er wollte sie beschwören, ihm wo möglich mit einem einzigen Worte dies dunkle Räthsel zu lösen, doch bat sie ihn mit einer Handbewegung, ihr zuzuhören, und sagte:

„Ich bin eine Französin, eine Pariserin. Mein früheres vergangenes Leben kann Sie nicht interessiren, und Sie werden aus dem, was ich Ihnen mitzutheilen habe, schon genugsam erfahren, worin meine Vergangenheit bestand. Vor acht Jahren ungefähr lernte ich durch Zufall jene Unglückliche kennen, die soeben geendigt. Sie war eine Landsmännin und kam in den dürftigsten Umständen aus England —"

„Ah! vor acht Jahren!" —

„Ich hatte damals ein Geschäft, einen Handel mit künstlichen Blumen und verkehrte viel mit vornehmen Damen und vornehmen Herren. Sie bat mich um Arbeit; sie vertraute mir einen Theil ihrer Geschichte, aus welchem ich ersah, daß sie vor einem Manne floh, der sie emsig suchen würde, einem Manne, den sie liebte, dem sie aber niemals angehören könne, weil irgend eine Schmach auf ihrem Namen ruhe. Umsonst stellte ich ihr das Thörichte dieses Benehmens vor, umsonst bat ich sie, dem Manne zu schreiben, ihm ihren Aufenthalt anzuzeigen, sich mit ihm zu vereinigen — ja, das that ich — Gott ist mein Zeuge. — Umsonst! Alles Andere wollte sie thun, sie wollte arbeiten, sie wollte entbehren, um sich zu erhalten, sich und, wohl verstanden, ihren Vater, der sich ebenfalls im Elende herumtrieb. Aber, mein Gott, wie ist es möglich, daß eine junge Dame, die bisher gewohnt war, eine Menge Hände für sich in Bewegung zu setzen, nun im Stande sein sollte, mit ihren eigenen Händen für sich eine Existenz zu verschaffen, eine junge Dame," setzte sie höhnisch und grimmig lachend hinzu, „die schön, elegant, fein, gebildet in mein Haus kam?" —

Alfred schauerte.

„Sie war fleißig," fuhr die Frau fort, „aber was nützte mich ihr Fleiß? Ich dachte natürlich zuerst an mich und mein Geschäft; was nützten mich die paar Franken, die ich durch ihrer Hände

Arbeit gewonnen? In welchem Verhältniß standen sie zu dem Kapital, das mir die junge Dame selbst war und das ich auszubeuten verstand."

„Ah, Madame! — Schändlich! — infam!" —

„Ja, schändlich und infam, mein Herr! Das sind die bezeichnenden Worte für meine Handlungsweise. O ich fühle das sehr gut, namentlich in diesem Falle, der für mich schwieriger war, als je ein anderer." — —

Hatte je ein Mann entsetzliche Seelenleiden ausgehalten, so war es der Baron in diesem Augenblick. Unbeschreiblich war der Schmerz, die Qual, die sein Herz durchwühlten. Wie lange hatte er nach ihr geforscht, nach dem Mädchen, das er geliebt mit der ersten Kraft seiner Jugend, das er einzig geliebt, das er nie vergessen! Und jetzt riß so plötzlich der Schleier, der ihm ihr vergangenes Leben bisher bedeckt, so auf einmal, so schonungslos, und eine ganze Hölle zuckte darunter hervor und zeigte ihm ihr zerrissenes Herz, ihre fürchterlichen Leiden in einem Abgrund von Schlechtigkeit! — Er sprang von seinem Fauteuil in die Höhe; — was konnte er einer Frau gegenüber thun, wie konnte er sie bestrafen für ein Verbrechen an ihm, das er, hätte es ein Mann gegen ihn begangen, mit Wollust durch dessen Tod gerächt haben würde?"

„Sie müssen weiter hören," sagte die Frau gelassen, „und dann erst häufen Sie die ganze Wucht Ihrer Vorwürfe, Ihrer Flüche, Ihrer Verwünschungen auf mein schuldiges Haupt."

Er ließ sich abermals auf seinen Sessel nieder.

„Nach einigen Jahren," fuhr die Frau fort, „hatte das arme Weib nur noch einen Gedanken, den sie sich glühend ausmalte und dem sie beständig nachhing, — den Mann, — Sie, Herr Baron, — den sie früher geflohen, nur noch ein einziges Mal wieder zu sehen. — „Unsere Wege haben sich ja unwiderruflich getrennt, eine tiefe Kluft liegt zwischen mir und ihm," so sagte sie schmerzlich lächelnd; „jetzt kann ich ihn wiedersehen, und wenn er mich freudig empfangen würde, und alles Frühere vergessen, alle

Schmach, die in früheren glücklichen Tagen auf unserem Namen ruhte, so brauchte ich ihm nur ein einziges Wort zu sagen und er würde vor mir zurückschaudern, aber ich hätte ihn doch wieder gesehen, einen einzigen, kurzen, aber seligen Augenblick, einen Moment der mich bezahlt machen würde für mein ganzes vergangenes, verlorenes Leben, — — und dann — sterben!" — Sie war eine Schwärmerin, Herr Baron, sie wollte Sie wiedersehen, Ihnen zuerst unbekannt und dann Ihnen sagen: „ich bin es gewesen, die an deiner Brust geruht, die sich dies einzige, unnennbare Glück gestohlen, die, nachdem sie so viel gethan, an dir zur Diebin geworden, und die du, mit so viel Schmach beladen, schaudernd wirst dahinziehen lassen, ihren dunklen Weg, — um zu sterben." Das Letztere aber hat sie mir nicht anvertraut, denn sie war mir werth, die Unglückliche, ich liebte sie wie meine Tochter. O mein Herr," setzte sie unter ausbrechenden Thränen hinzu, „sagen Sie mir, was Sie wollen, machen Sie mir die entsetzlichsten Vorwürfe. Ihre Worte werden mir matt und gelinde erscheinen gegen das, was laut in meinem Herzen spricht."

Alfred gab ihr keine Antwort, sein Kopf war tief auf die Brust herabgesunken, er athmete schwer und mühsam.

„Wir kamen nach Italien," fuhr die Frau fort, „wir sahen Sie in Bologna, wir erfuhren durch Ihren Freund, den Grafen, der uns in Florenz besuchte, daß Sie in den nächsten Tagen nach Genua und Neapel gehen würden. Da schrieb ich Ihnen im Namen der Unglücklichen, da bat ich Sie um eine Zusammenkunft. Sie sagten zu und zum ersten Male seit langen Jahren verlebte sie einen glücklichen Abend voll angenehmer Erwartung. Sie mußte lange warten. — — — — Endlich kamen Sie."

„Ich?" rief Alfred wild.

„Endlich kamen Sie," sagte die Frau ruhig, „und das Mädchen empfing Sie schweigend, dort, wo sie jetzt liegt, im verdunkelten Zimmer."

„Mich?" schrie der Baron und fuhr wie wahnsinnig in die Höhe, „mich? — entsetzliches Blendwerk!"

„Nein, nicht Sie!“ antwortete laut weinend die Frau, „nicht Sie, der Andere kam an Ihrer Stelle, und als das Mädchen das schaudernd bemerkte — war es zu spät!“

„Zu spät! — zu spät!“ rief Alfred, „ja, zu spät!“ — und die Hand, mit welcher er seine Augen bedeckte, zitterte heftig.

„Das Uebrige wissen Sie,“ schloß die Frau mit matter Stimme und erhob sich mühsam von ihrem Stuhle. Auch Alfred stand auf, und als sei das zwischen den Beiden so verabredet, gingen sie langsam nach der Thüre des Nebenzimmers, die von der weinenden Kammerfrau geräuschlos geöffnet wurde.

Es war ein großes Gemach mit einem Bett im Hintergrunde, auf welchem unter einem weißen Tuche etwas lag, in den bekannten schauerlichen Formen, und unter dem herabwallenden weißen Zeuge doch wieder so entsetzlich formlos. Der heranbrechende Tag blickte trüb durch die niedergelassenen Vorhänge und stritt sich mit den herabgebrannten roth flackernden Kerzen, und mit dunklen, gespensterartigen Schatten, welche das ersterbende Licht in seltsamen Formen auf die Wände warf, um die Herrschaft in diesem Zimmer des Todes.

Alfred trat mit festem Schritte an das Lager, hob mit sicherer Hand die Decke von dem Gesichte der Todten, welches wachsbleich, aber unverzerrt so schöne, bekannte, geliebte, unvergeßliche Züge trug. Er sank vor dem Bett auf die Kniee, und nachdem er ihre kalte herabhängende Hand unzählige Male geküßt, löste sich sein wilder Schmerz in sanftes Weinen auf, aus welchem hervor man nichts hörte als ihren Namen: „Mathilde! meine Mathilde!“ —

— — — — — — — — — — — — — —

Das Duell am heutigen Morgen zwischen dem Lucchesen und dem deutschen Offizier fand wirklich statt. Alfred hatte die Kraft, dabei zu secundiren, doch lief dieser Zweikampf außerordentlich glücklich ab: der Lucchese, welcher den ersten Schuß hatte, schoß seine Pistole in die Luft ab, und der junge Offizier machte es gerade so, dann reichten sich Beide die Hände und der Italiener sagte: „wenn Sie einmal nach Lucca kommen, so sind Sie mir willkom-

men!“ und der Deutsche versicherte: er hoffe seinem Gegner einst in Wien die Honneurs der Vaterstadt machen zu können.

Auf dem Kampfplatz befanden sich zwei bespannte Reisewagen, um bei einem unglücklichen Ausgang des Kampfes sogleich benützt werden zu können. Doch auch jetzt bei dem glücklichen Ende desselben machten die Betreffenden Gebrauch davon, denn Beiden, sowohl dem Italiener als dem Deutschen, war der Aufenthalt in Florenz äußerst unangenehm geworden. Ersterer eilte nach Lucca zurück, der Andere, dem der Vicomte in vergangener Nacht merkwürdige Aufklärungen gegeben, beschloß, die schöne Polin nicht wieder zu sehen, und wandte sich mit dem Franzosen, der ihn lieb gewonnen, gegen Rom.

Mit welchen Gefühlen Alfred nach dieser Nacht in sein Hotel zurückkehrte, und seinen Freund, den Grafen wieder sah, ist schwer zu beschreiben. Nur die wirklich innige und lang bestandene Freundschaft zwischen Beiden vermochte sie nach längerer Ueberlegung dazu, ihre Reise gemeinschaftlich fortzusetzen. Natürlich wurde der vergangenen Nacht und was in derselben geschehen, nie in ihrem ganzen künftigen Leben mit einer Silbe erwähnt.

Die beiden Freunde blieben noch ein paar Tage in Florenz. Alfred hatte heilige Pflichten zu erfüllen, welchen er auf das Umfassendste und Edelste nachkam.

Den einzigen reellen Nutzen von all' dem Schrecklichen dieser Nacht hatte die Kammerfrau jener polnischen Dame, denn als sie am Mittag darauf ihrer Gebieterin das Peignoir darreichte, fand sie auf dem Teppich vor dem Bette einen Napoleon, den die Dame hastig und verächtlich mit dem Fuße von sich stieß.

Fünfzigstes Kapitel.

Genua.

In den Straßen von Genua schlenderten zwei Männer umher, denen man es auf den ersten Blick ansah, daß sie fremde Reisende waren. Sie gafften angelegentlich die großen Paläste an, blieben bewundernd vor den riesenhaften Thorwegen stehen, befühlten gelegentlich die großen Marmor-Quadern an den Gebäuden, um sich zu überzeugen, ob es wirklich Stein sei, so wie die künstlich verschlungenen, zierlichen Eisengitter vor den Fenstern und an den Geländern, zweifelnd, ob die Dinge wirklich von Metall seien. Auch baten sie hie und da einen Vorübergehenden in einem barbarischen Gemengsel von Deutsch, Italienisch und Französisch, um einige sehr nothwendige Aufklärungen und machten während allem dem beständig Vergleiche zwischen diesem und jenem Platz, dieser und jener Straße, die sie besucht, und der Eine meinte, die Strada Balbi in Genua habe eine große Aehnlichkeit mit der Königsstraße in Stuttgart.

Der eine dieser Fremden, eine große Gestalt mit starkem pechschwarzem Bart, war Niemand anders als unser Freund, der Jäger Lukas, der andere der Kammerdiener des Baron Karl. Sie gingen langsamen Schrittes die Strada Balbi hinab.

„Es ist doch schade," sagte der Kammerdiener, „daß keiner von

uns Beiden gründlich Italienisch versteht, es geht einem so Manches verloren, man muß viel Angenehmes entbehren, wenn man sich nicht recht verständlich machen kann. Ah! ich versichere Sie, Herr Lukas, ich habe auf die schönsten Liebeshändel verzichten müssen, weil ich nicht im Stande war, mich auf feine und eindringliche Weise verständlich zu machen.

Lukas lächelte und erwiderte: „was das anbelangt, da sollte man einen Mangel an Sprachkenntniß nicht vermissen, denn die Liebe hat eine allgemeine Sprache, eine Zeichensprache, die überall gleichbedeutend ist. Ein Händedruck besagt hier das Gleiche, wie in Deutschland, und ein Blinzeln mit dem Auge wird in Italien ebenso gut verstanden, wie dort."

„Aber ehe man zu Beidem kommt, Herr Lukas! Die Vorbereitungen sind entsetzlich schwierig, das erste Anbandeln fast unmöglich, wenn man nur weiß, daß Brod, Kaffee, Zucker, Wein so und so heißt. Aber ich weiß," setzte er schlau lächelnd hinzu, „Ihnen macht das nichts aus, Sie wollen nichts von der Liebe wissen und halten sich fern von den Italienerinnen."

„Allerdings!" sagte der Jäger, „doch fühle ich nicht weniger, wie sehr mir abgeht, daß ich der Landessprache nicht mächtig bin. Diese schönen Straßen, die weiten Plätze, die prächtigen Paläste stehen für uns da, stumm und unverständlich. Ah! und wenn man sich dagegen kann erzählen lassen, was hier Alles geschehen ist, so erfährt man wundersame und schauerliche Historien, daß Einem das Herz aufgeht. Wenn ich auch leider kein Italienisch kann, so finde ich doch immer noch einiges Französisch und erinnere mich verschiedener Brocken Latein, die mir gute Dienste leisten."

„Jägerlatein!" lachte der Kammerdiener.

„Freilich Jägerlatein," sagte Lukas, „doch ist es bei manchen Gelegenheiten schon besser, als gar keines."

„Ja, 's ist recht betrübt," antwortete der Kammerdiener, „sehen Sie, da geht wieder so ein prachtvolles Exemplar von einer Genueserin in der schönen dunklen Tracht, mit dem schwarzen Schleier

über dem Kopf. — Gott! welche Augen! — Gestern ist mir ein lächerlicher Streich passirt; ich schlendere so hin und her, über den Aquä Solo —"

„Aqua Sola!" verbesserte der Jäger.

„Dann über die große Brücke dahinten, komme in sehr steile Bergstraßen und klettere immer höher. Ich war müde, hungrig und durstig geworden, da sah ich endlich vor mir ein großes Gebäude mit der Aufschrift: „Albergo di Poveri", und denke bei mir: Albergo, das heißt Wirthshaus, di Poveri ist der Name des Wirths, und trete kühn hinein, um mir einen Schoppen Wein geben zu lassen. Doch kaum bin ich durch das Hofthor getreten und wende mich an einen alten Kerl, der dort in einer verblichenen Uniform herumschlendert, so sehe ich schon meinen Irrthum ein: ich war in's Armenhaus gerathen und der Spaß kostete mich nach unserem Gelde vierundzwanzig Kreuzer, denn als ich mich sogleich wieder entfernen wollte, kam die alte Uniform auf mich zu und zwang mich fast mit Gewalt, in das Haus zu folgen. Je mehr ich ihm auf Deutsch auseinandersetzte, ich habe gemeint: Albergo — Wirthshaus, um einen Schoppino Vino zu trinken, um so mehr schwatzte er mir auf Italienisch allerlei unverständliches Zeug vor, Poveri und immer Poveri, und wieder Poveri, und schien mir sagen zu wollen, daß sich die Poveri außerordentlich nach meiner persönlichen Bekanntschaft sehnten."

„Oder nach denen Ihrer vierundzwanzig Kreuzer!" sagte lachend der Jäger.

„Die haben sie," versetzte der Andere, „und ich war wirklich froh, daß ich die düstern Mauern endlich hinter mir hatte."

So kamen die Beiden auf den großen Platz am Ende der Strada Balbi, wo das Haus des Columbus steht, welches Lukas seinem Begleiter auf's Gründlichste erklärte. „Ich hatte immer geglaubt," sagte der Letztere, nachdem er das Haus aufmerksam von allen Seiten betrachtet, „daß hier außen irgendwo die Ketten aufgehängt, die man dem Columbus angezogen, nachdem er Amerika entdeckt."

„Ich habe auch davon gehört," sagte der Jäger, „doch glaube ich, hat man sie auf sein Grab gelegt. Sie verwechseln das mit der großen Kette, die am Wiener Zeughaus hängt."

„Das kann schon sein!" antwortete der Kammerdiener. „Aber das ist hier in der That ein merkwürdig schöner Platz, die hübschen Häuser rings herum und die weite Aussicht auf's Meer — ganz prächtig!"

„Hier muß auch weit angenehmer zu wohnen sein," meinte Lukas; „ich hasse die unangenehmen engen Straßen mit dem ewigen ecklen Fettgeruch, wo man nichts sieht als zwei unendlich hohe Mauern und nur ein schmales Streifchen blauen Himmels."

„Ja, ja, hier möchte ich auch wohnen. Sehen Sie dort das kleine nette Haus, das gerade gegen uns sieht, mit dem breiten Fenster im ersten Stock, das muß eine wirklich angenehme Aussicht haben."

„Es scheint unbewohnt," sagte der Jäger, „die Läden sind rings herum verschlossen und ebenso die Hausthüre."

„Ja, ja, man bemerkt auch, daß hier vor Kurzem ein Auszug stattfand; sehen Sie das Stroh, das sich aus dem Thorweg in die Straße hinaus verweht hat, zerstückelte Brettchen, Reste von Kisten, und da liegt ein Zeitungspapier, das man wahrscheinlich zum Einwickeln gebraucht."

Er hob ein Stückchen davon in die Höhe und reichte es dem Jäger dar.

„Merkwürdig!" rief dieser erstaunt aus und schüttelte den Kopf mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Das ist ein Zeitungsblatt aus der Heimath, ein sehr altes, fast vor zehn Jahren gedruckt. Wir müssen das durchstudiren. Gott! ich habe in der Stadt, wo das herkommt — es mögen auch jetzt zehn Jahre sein — merkwürdige Dinge erlebt. — Das interessirt mich gewaltig. So eine alte Zeitung ist wie ein Brief von damals, und für mich ist nichts so im Stande, mir Gestalten, Gesichter, Ereignisse lebendiger zu vergegenwärtigen, als wenn ich wieder aus den alten Anzeigen lese, was die Leute, die ich gekannt, damals getrieben, was

sie ankündigten, was sie versprochen, worüber sie klagten. — — Hier ist mein alter Tabakshändler, J. H. Steinbrecher & Comp., „direct importirte Cigarren, treffliche Blätter, feinsten Varinas." Ich habe manches Pfund bei ihm gekauft. — Da ist ein Wachtelhund verloren gegangen; ich erinnere mich der Dame, die ihn verlor, hier steht ihr Name, — dort ist ein Geldbeutel gefunden worden, und hier — und hier, — o das ist wirklich komisch! — armer Doktor Stechmaier! Neues Journal, „die Laterne"; sie hat nicht lange gebrannt, deine Laterne, und Gott mag wissen, welch' trübseliges Licht jetzt an deinem, wahrscheinlich ärmlichen, Lager brennt? — — Wie sehne ich mich, wieder einmal die alten grauen Thürme zu sehen, hineinzufahren in den grünen Thalgrund, wo die kleine Residenz liegt, in der ich wahrlich manche angenehme Stunde, aber auch manche traurige verlebt!" — —

„Ich lese auch gern in den alten Zeitungen, sagte der Kammerdiener, „aber namentlich, wenn es wieder nach Hause zu geht, um zu sehen, wer noch lebt, wer noch durch die Zeitung mit mir spricht, wer verstorben und wer verdorben ist. — Aber hier in dem Häuschen müssen offenbar Deutsche gewohnt haben."

„Möglich!" versetzte der Jäger und schaute zu dem Fenster empor, „doch können auch durchreisende Fremde dies Zeitungspapier aus der Heimath mitgenommen haben. Die Deutschen reisen nicht so viel, man findet nicht so häufig ihre Fußstapfen, namentlich hier in Genua sind fast gar keine unserer Landsleute; ich will nicht von Bekannten sprechen," setzte er traurig hinzu, „die zu verfehlen ich ein eigenes Unglück habe. — Wie hatte ich mich auf Genua gefreut, seit drei Jahren gefreut! Sie müssen wissen, Freund, daß ich hier in Genua eine Bekannte zu finden hoffte, freilich jetzt eine reiche, vornehme Dame, aber die mir am Herzen liegt, als sei sie mein eigenes Kind; denn ich habe sie gekannt seit den ersten Tagen ihrer Jugend, wo sie arm und hülflos von einer unbekannten Frau aufgenommen und erzogen wurde. O es schlug ein gutes, liebes Herz in dem kleinen Mädchen."

„Die Tänzerin, von der Sie mir oft erzählt?"

„Dieselbe. Sie lebte in den letzten Jahren hier, weßhalb, habe ich nie recht erfahren können, sie schrieb mir nie genau, wie es ihr gehe, und zuweilen — ja zuweilen, ich habe es wohl bemerkt, — sprach eine tiefe Traurigkeit aus den fröhlich sein sollenden Geschichten, die sie mir in ihrem Briefe erzählte. Der Baron, der sich ebenfalls sehr für sie interessirte, ließ sich durch seinen Banquier oftmals nach ihr erkundigen, ohne je eine genügende Antwort zu erhalten. Einigemal hieß es, sie sei da, man habe Gelder an sie bezahlt oder von ihr erhalten, ein andermal war sie abgereist und was das Seltsamste an der Geschichte ist, Briefe, die wir direkt an sie schrieben, schien sie nie erhalten zu haben, denn sie erwähnte derselben trotz unserer Anfragen nie auch nur mit einer Silbe."

„Das ist ganz sonderbar," meinte der Kammerdiener, „wer weiß, ob sie nicht gerade in dem Hause gewohnt hat, vor dem wir soeben stehen? Hier ist vor einiger Zeit augenscheinlich Jemand ausgezogen, und das Zeitungsblatt aus Ihrer Stadt spricht wohl für meine Vermuthung."

Der Jäger zuckte mit den Achseln und sagte: „allerdings können wir uns erkundigen, doch was hilft's, wenn wir im glücklichsten Falle wirklich erführen, daß sie, die ich suche, hier gewohnt? Sie ist abgereist, wer weiß, wohin?"

„Aber fragen wollen wir doch," sagte der eifrige Kammerdiener. „Das Haus ist leider ringsum verschlossen und steht vollkommen vereinzelt da; sonst könnte man die Nachbarn fragen. Oder wissen Sie was, da Sie etwas Italienisch sprechen, so gehen Sie in das erste Haus auf der anderen Seite und erkundigen Sie sich da, ich warte hier auf Sie."

Während Lukas dem Rathe seines Begleiters folgte, zog dieser eine Cigarrendose aus der Tasche, nahm eine Cigarre heraus, bemerkte aber, daß er sein Feuerzeug zu Hause gelassen. Vergeblich sah er sich nach einem freundlichen Raucher um, der ihm hätte aushelfen können: der Platz lag öde und leer, wie gewöhnlich. Doch jetzt stieg die Straße, welche hinter dem bezeichneten Hause

hervorkam, ein elegant gekleideter Herr herab, die brennende Cigarre im Munde, und an diesen wandte sich der Kammerdiener, ihn in gutem Deutsch um einiges Feuer bittend.

Der Fremde reichte ihm die Cigarre bereitwillig dar. Nachdem sich der Kammerdiener versehen, gab er sie mit den Worten zurück: „ich danke recht schön!“ worauf der Fremde erwiderte: „gar keine Ursache!“

„Sieh' da! sieh' da!“ rief der Kammerdiener freudig aus, „ein Landsmann, ein Deutscher! Ich bin außerordentlich erfreut!“

Der Angeredete schien aber nicht in gleichem Maaße erfreut zu sein. Wenigstens drückte sich auf seinem Gesichte nichts dergleichen aus. Dies Gesicht war überhaupt kein angenehmes zu nennen. Er brummte etwas in den Bart, griff an seinen Hut und wollte sich entfernen. Doch so leicht ließ der Kammerdiener den Fremden, den ersten seit längerer Zeit, mit dem er Deutsch plaudern konnte, nicht fahren.

„Sie werden doch für einen Landsmann eine Minute Zeit übrig haben?“ sagte er. „Zum Teufel! ich bin wirklich erfreut, wieder einmal von einem fremden Gesichte Deutsch reden zu hören.“

„Was geht Sie mein Gesicht an? Lassen Sie mich, ich habe Eile!“

„Ihr Gesicht nichts, Freundchen, aber Ihre Zunge. Ich lasse Sie wahrhaftig nicht eher los, Freundchen, bis Sie mir einige Auskunft gegeben.“

„Es sind sonderbare Manieren, fremde Leute so auf der Straße anzuhalten.“

„Allerdings; aber hundert Meilen von der Heimath kann man sich dergleichen von einem Landsmann schon gefallen lassen.“

„Nun, was wollen Sie denn eigentlich?“

„Kennen Sie dieses Haus, das verschlossene da, mit den großen Fenstern im ersten Stock?“

„Nein, ich kenne es nicht.“

„Daß wir uns recht verstehen; dieses da, wo Heu, Stroh, Papier umherliegt. Es müssen da kürzlich Leute ausgezogen sein.“

„Kann wohl sein, aber ich weiß nichts davon."

„Auch nichts von den Leuten, die dort gewohnt haben?"

„Ebensowenig."

„Schade, da müssen wir uns anderswo erkundigen; dann bedaure ich sehr, Sie aufgehalten zu haben, mein Herr Landsmann. Nehmen Sie es mir nur nicht übel." Er lüpfte seinen Hut und machte dem Fremden eine Verbeugung.

Dieser aber ging nicht davon, sondern blieb jetzt seinerseits freiwillig stehen, bald das Haus, bald den Kammerdiener eifrig betrachtend.

Man konnte eigentlich nicht bestimmen, was er genau betrachtete, denn er schielte ganz entsetzlich.

„Haben Sie, sagte er nach einer Pause, irgend einen Zweck dabei, sich nach den Leuten, die in jenem Hause gewohnt, zu erkundigen?"

„Ja und nein," entgegnete der Kammerdiener. „Wir vermuthen nach einer deutschen Zeitung, die wir am Boden fanden, daß die dort Ausgezogenen Landsleute gewesen seien."

„Deutsche?"

„Allerdings Deutsche."

„Darüber kann ich Sie aufklären," sagte zuversichtlich der Fremde, „Deutsche sind's nicht gewesen. Es haben hier auf dem ganzen Platz seit mehreren Jahren keine Deutsche gewohnt. Die Wohnungen hier sind sehr theuer und die deutschen Reisenden haben gewöhnlich nicht viel Geld. Auch erinnere ich mich, vor einiger Zeit zufällig gehört zu haben — eben fällt mir's ein — daß dort in dem bezeichneten Hause ein alter Franzose mit seinem erwachsenen Sohn gewohnt, die sich vordem längere Zeit in Deutschland aufgehalten."

„Ah so?"

„Und dann habe ich das Vergnügen, Ihnen einen guten Tag zu wünschen."

„Nehmen Sie meinen besten Dank!" entgegnete der höfliche Kammerdiener; „aber würden Sie nicht vielleicht noch einen Augen-

blick warten, dort kommt eben mein Freund, der sich vielleicht eben so wie ich eine Ehre daraus machen wird, die Bekanntschaft eines Landsmannes zu machen. Vielleicht trinken wir eine Foglietta zusammen."

Der Fremde schielte über den Platz hin und zuckte fast unmerklich zusammen, als er die hohe Gestalt des Jägers Lukas auf sich zuschreiten sah. „Unmöglich!" sagte er und setzte hastig hinzu: „ich habe sehr dringende Geschäfte, wünsche guten Tag und glückliche Reise!"

Damit eilte er gegen die Strada Balbi und hielt sich sehr nahe auf der linken Seite des Platzes, wie es schien in der Absicht, um nicht zu dicht bei dem Herrn Lukas vorbei zu kommen.

Dieser hatte den Fremden mit dem Kammerdiener sprechen sehen und zog höflich seinen Hut, um ihn zu begrüßen. Der Andere that mit halb abgewandtem Gesicht ein Gleiches, und man bemerkte in diesem Augenblick, wie der Jäger dem schnell Enteilenden mit einer Mischung von Ueberraschung, ja Erstaunen in den Zügen nachblickte. Ja, er schien einen Augenblick Willens zu sein, ihm zu folgen, doch er besann sich eines Anderen, fuhr mit der Hand über die Augen und trat zu dem Kammerdiener.

„Haben Sie etwas erfahren, Lukas?" fragte dieser.

„Man sagte mir da drüben," entgegnete der Jäger, „es habe hier in dem Hause eine deutsche Signora mit ihrem Kinde gewohnt."

„Eine deutsche Signora?"

„Die früher Tänzerin gewesen sei."

„Also doch? — So hat mich unser Landsmann, der dort eben von uns ging, ein wenig angelogen, indem er mir sagte, in dem Hause habe ein alter Franzose mit seinem Sohne gewohnt."

„Ah, Canaille!" sagte der Jäger grimmig, indem er die Faust ballte, „mich sollte nicht wundern, wenn er es war, daß der Kerl hier wieder eine Büberei ausgeführt hätte! — Wissen Sie, mit wem Sie soeben gesprochen?"

„Nein, Lukas, Sie erschrecken mich."

„Nun," fuhr der Jäger bestimmt fort, „ich will nicht selig

werden, wenn das nicht der berüchtigte Gevatter war. Sie haben bei uns von dem Gevatter gehört?"

„Na, ob —?" sagte erstaunt der Kammerdiener. „Den sie in Deutschland mehrmals einfingen und der immer wieder ausbrach."

„Derselbe. Doch gehen wir nach Hause, ich muß dem Baron mittheilen, was wir hier gesehen und erfahren, vielleicht, daß sich etwas auffinden ließe.

Sie gingen mit einander fort, die Strada Balbi hinab und bogen unten in die schmalen Gassen ein, die nach dem Hafen führten, wo ihr Hotel, Croce di Malta, lag. Unterwegs kamen sie an einem Trödlerladen vorbei, vor welchem der Jäger einen Augenblick stehen blieb, durch die Fensterscheiben etwas genau ansah und dann schnell hineineilte. Der Kammerdiener folgte ihm.

Da stand altes Möbelwerk, Krüge, Gläser, Hellebarden, rostige Schwerter, und auf einem schwarzen Schrank zwischen den schlechten Copien eines alten Genueser Nobili und eines graubärtigen Heiligen ein kleines Bild, einen Mann im schwarzen Frack vorstellend.

Der Jäger nahm das Bild hastig herunter und betrachtete es lange. Der Kammerdiener sah es ebenfalls erstaunt an. „Ist das nicht Dubelli, der Tänzer?" rief er aus, „den wir in Paris gesehen."

Der Jäger nickte mit dem Kopfe.

„Wie mag das hieher kommen? Fragt doch den alten Kerl da. He! bonus amica!"

„Laßt's gut sein!" sagte der Jäger, „ich will versuchen, mich ihm verständlich zu machen. Woher ist dieses Bild?" fragte er den Händler, ebenfalls in schlechtem Italienisch. Doch verstand ihn der pfiffige Genueser vollkommen.

„Dieses Bild?" entgegnete er, „von einem außerordentlich guten deutschen Maler, ein vorzügliches Stück — es stellt, wie ich glaube, einen deutschen Prinzen vor —"

„Aber woher habt Ihr das Bild?"

„Dies Bild — nun laßt mich nachdenken — richtig! richtig!

bei der Auktion, wo die Sachen der Signora Marina, der großen Tänzerin, verkauft wurden." —

„Sie war eine Deutsche?"

„Man sagte so," entgegnete wegwerfend lächelnd der Genueser, „aber ich glaube es nicht, denn sie tanzte viel zu gut, viel zu graziös für eine Deutsche."

„Und weßhalb wurden ihre Sachen verkauft? — War sie dabei zugegen?"

„O nein, sie war schon längere Zeit fort, so sagte man. Einige meinten, sie sei gestorben, Andere wollten wissen, sie wäre nach Deutschland zurückgekehrt.

„Und wann war die Auktion?"

„Vor ungefähr vier Wochen."

„Wer besorgte dieselbe?"

„Ihr Geschäftsmann."

„Kennen Sie ihn?"

„Nur dem Aeußern nach," sagte der Italiener.

„Und dieses Aeußere ist nicht schön," fuhr der Jäger fort, „ein häßlicher Mann?"

„Ein schlechtes Gesicht!"

„Er ist's!" sagte der Jäger zu dem Kammerdiener, und schüttelte traurig den Kopf. „Wie sie an den Menschen gekommen, ist mir ein Räthsel. — Was soll dies Bild kosten?"

„Es ist von einem ausgezeichneten Meister, Herr," versetzte der Italiener, und betrachtete das Portrait angelegentlichst mit Kennerblicken. „Man hat mir auch schon zehn Scudi dafür geboten, blos weil es aus der Sammlung der Signora Marina ist."

„Ich geb' Euch fünfzehn dafür."

„Nun meinetwegen" versetzte der Italiener pfiffig lächelnd und sehr freudig über den guten Verkauf, denn es hatte ihn vielleicht ein paar Franken gekostet.

Als die Beiden mit dem Portrait in den Hof des Croce di Malta kamen, war dort eben ein Reisewagen angefahren, — ein elegantes Coupé; der Postillon schob zufrieden lächelnd sein Trink-

geld in die Tasche und spannte die dampfenden Pferde aus. Zwei Bediente in dunkeln Reiselivreen waren beschäftigt, die schweren Koffer loszuschrauben und die Bache herabzunehmen. Lukas und der Kammerdiener fanden alte Bekannte. Sie schüttelten ihren Collegen freundlich die Hände und gingen ihnen mit Rath und That beim Unterbringen der Effekten und ihrer werthen Personen an die Hand. —

Oben in dem Salon des ersten Stockes, den wir vor einiger Zeit besuchten, mit der reizenden Aussicht über den Hafen und das Meer, war ein eleganter Frühstücktisch servirt. Eine hohe schöne Frau mit edlen Gesichtszügen, aber etwas bleich, die Baronesse von C., bereitete den Thee.

Sie hatte sich nicht viel verändert, unsere liebenswürdige Bekannte, nur so viel, wie ein obgleich glücklicher und sorgenfreier Ehestand von zehn Jahren bedingt. Sie war schlank und graziös, wie damals; ein braunseidener Morgenüberrock zeigte ihre eleganten angenehmen Formen, und die edle Stirn wurde hervorgehoben durch ein schwarzes Schleiertuch, unter welchem sie ihr dichtes, braunes Haar versteckt hatte.

Ihr Gemahl, der Baron Karl, hatte sich ebenfalls wenig verändert, nur war er etwas stärker geworden. Er stand an dem Fenster mit seinen beiden Freunden, dem Grafen Alfons und Alfred, die eben von Florenz angekommen.

„Ihr seht mich einigermaßen überrascht," sagte er, „das heißt, freudig überrascht, euch so schnell hier in Genua zu sehen. Nicht wahr, Pauline, wir hatten sie so bald nicht erwartet?"

Die Baronesse lächelte.

„Ich muß mich gegen deine Voraussetzung ernstlich verwahren," sagte Alfons lachend. „Ich versichere Sie, Madame, ich begreife nicht, aus welchem Grunde Karl zu den sonderbaren Vermuthungen über mich kommt, ich habe ihm wahrhaftig nie Anlaß dazu gegeben."

„O, erinnern Sie sich, Graf Alfons," entgegnete die Dame, „das Wahre an der Sache ist, daß er sich auf seiner einsamen

Campagne am Comersee gewaltig nach seinen Freunden und auch wohl ein wenig nach der unvergeßlichen Florentiner Saison gesehnt."

„Aber, Pauline, du mußt nicht aus der Schule sprechen!"

„Und ich," sagte Alfons, „bin der gnädigen Frau sehr verbunden, daß sie Partei für uns nimmt. Der Baron ist ein entsetzlicher Sittenprediger geworden."

„Für mich ist das Wahre an der Sache," sprach der Baron lustig, „daß ich außerordentlich erfreut bin, euch endlich hier zu haben. Wie wollen wir von alten Zeiten sprechen! die damalige Gesellschaft meines kleinen Hauses vor der Stadt durchhecheln, kurz uns amusiren, so gut es geht! — Aber, Alfred, du bist entsetzlich ernst geworden, eigentlich sollte ich sagen, nicht munterer; denn ich erinnere mich ganz wohl, du warst damals gerade so, als du uns in Brüssel in den Wagen hobst. Erinnerst du dich noch, Pauline?"

„O ja!" lachte die junge Frau, „es war meine erste, meine glücklichste Reise. Doch kommen Sie her zu mir, Alfred," sagte sie plötzlich ernst werdend, „setzen Sie sich hier neben mich, Sie müssen mir erzählen, wie es Ihnen in den letzten zehn Jahren ergangen."

„Recht gern!" sagte Alfred mit freundlichem Ausdruck in Ton und Stimme, „und es wird mich unendlich glücklich machen, Ihrem fühlenden Herzen von meinen kleinen Erlebnissen mittheilen zu können."

„Nur nicht sentimental, Alfred!" rief der Baron lachend, „wirf die Vergangenheit hinter dich, schau' der Zukunft froh und heiter entgegen. — — Mama," fuhr er fort, indem er durch's Fenster blickte, „dort kommen die Kinder; dürfen sie einen Augenblick herein?"

„Allerdings!" entgegnete die Baronin mit außerordentlich altkluger Miene; „wir müssen sie doch unsern Gästen vorstellen!"

Einen Augenblick darauf öffnete der Baron die Thüre und drei allerliebste kleine Wesen kamen in verschiedenen Gangarten in's Zimmer. Das Aelteste, ein Mädchen, ging mit zierlichen Schritten auf den Papa los, gab ihm einen Kuß und den beiden Freunden die Hand, worauf es sich zur Mutter an den Sopha begab. Das Zweite, ein Knabe, der während des Eintretens im Begriff war,

eine sehr laute Rede zu halten, verstummte plötzlich beim Anblick der Fremden und flüchtete sich schüchtern an die Hand des Papa's. Das Kleinste, ebenfalls ein Knabe, wankte mit sehr unsicheren Schritten durch das Zimmer und eilte, ohne sich um Jemand zu bekümmern, nach einer Ecke desselben, wo der Spazierstock des Vaters lehnte, sein willkommenstes Spielzeug.

Jetzt war die Familie beisammen, der Baron strahlte als Vater, und die Baronin war nicht unempfänglich für die anerkennenden Worte, die ihren wirklich allerliebsten Kindern von den beiden Freunden gespendet wurden.

Doch jeder der beiden Freunde benahm sich auf eine andere Art: Alfred zog die Kinder an sich mit einer unendlichen Liebe, einer rührenden Herzlichkeit, wie ein Glück, das man gern mit Anderen genießt und theilt, um das man sie aber nicht beneidet, weil man weiß, daß man selbst darauf verzichtet, das Gleiche zu erringen. Der Graf dagegen sah die Kinder freundlich und gütig an, wie etwas, das er ebenfalls haben würde, sobald es ihm nur beliebte. Dabei blickte er in den Spiegel, fuhr mit der Hand durch das Haar und bemerkte mit Vergnügen, daß er sich in den letzten zehn Jahren auffallend gut conservirt habe.

In Genua nun verlebte der Baron mit seiner Familie und den beiden Freunden einige recht heitere und glückliche Tage.

Lukas hatte das Bild des Signor Dubelli noch am selben Tage vorgestellt und das Erfahrene mitgetheilt. Doch so sehr sich der Baron Karl und Alfons bemühten, eine Spur von der Verschwundenen aufzufinden, so waren doch alle Schritte, die sie gethan, vergeblich, und eben so wenig gelang es Lukas, trotzdem daß er die Hülfe der Polizei in Anspruch nahm, den Aufenthalt des Gevatters zu entdecken, oder denselben wieder zu sehen. —

Es war gegen Ende Dezembers, als sie sammt und sonders die Stadt verließen und auf dem Ferdinando Primo nach Neapel abreisten.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Der Graf von St. Alban.

Wer war in Neapel und erinnerte sich nicht mit Vergnügen der herrlichen Strada Toledo, jener Pulsader der gewaltigen Stadt, die sie ihrer ganzen Länge nach durchströmt? wer erinnerte sich nicht des herrlichen Anblicks dieser Straße, ihrer Freuden bei Tag und bei Nacht?

In der heißen Zeit des Tages berührt kaum ein Sonnenstrahl ihr breites Lava-Pflaster, welches, vom Nachtthau benetzt, erquickende Kühle aushaucht.

Dicht an den gewaltigen Palästen, aus welchen der größte Theil von Toledo besteht, unter den Vorsprüngen riesenhafter Balkons und Thore haben sich Obstverkäufer und Blumenhändlerinnen eingenistet; in den glänzendsten, mannigfaltigsten Farben liegen die lockenden Früchte aller Zonen dort beisamen; feuchte Blätter, mit denen sie bedeckt werden, erhalten sie in der angenehmsten Frische. Man kann nichts Reizenderes sehen als solch' einen wohlgeordneten Fruchtstand: prächtige Melonen, Trauben, Orangen, Citronen und Granatäpfel zwischen dem grünen Laub, die so fein versteckt und halb verhüllt sind, um den Vorüberwandelnden noch stärker zu reizen. Dazu spendet der Blumenstand auf der andern Seite in seiner noch mannigfaltigeren Pracht den feinsten Duft, und

das glüht und schillert, blendet und duftet durch einander so entzückend und bezaubernd, daß man nicht weiß, wohin man sich zuerst wenden soll.

Aber noch andere Genüsse winken dem Umherstreifenden. Dort ist die große Eisbude geöffnet und die Karte, welche davorhängt, zeigt eine ziemliche Auswahl. Der Limonaden-Verkäufer schwingt sein Faß; vor dem Cigarrenladen werden die feinsten Sorten ausgepackt, die Conditoreien mit allen möglichen Süßigkeiten sind ebenfalls geöffnet, wo Tausende der verschiedenartigsten Augen, worunter recht schwarze und glühende, die Blicke kreuzen und an den Herrlichkeiten rings umher mit dem gleichen Entzücken, wie du, hängen bleiben, wo die Träger dieser verschiedenen Augen wieder ebenso verschieden in Tracht und Alter bei dir vorbeigehen, eilen, laufen, plaudern, lachen und singen, dich hierhindrückend, dich dorthinstoßend; da bald die breite Straße obendrein noch mit Karren und eleganten Equipagen angefüllt und vollgepropft ist; da namentlich die Letzteren in dem entsetzlich schnellen Tempo, womit sie dahineilen, nur durch die wunderbare Geschicklichkeit ihrer Kutscher vor unangenehmen Zusammenstößen mit anderen Equipagen bewahrt werden können; da Alles so um dich herum immer- und immerfort, ohne einen Augenblick Ruhe zu geben, rauscht, rasselt, dröhnt, plaudert, lacht, glänzt, so tritt bei Zeiten an den oben erwähnten Blumenstand, laß' dir für wenig Geld den prachtvollsten Strauß geben und drück' dein Gesicht da hinein, um das brausende Getümmel um dich her einen Augenblick zu vergessen: dasselbe ist wahrhaftig nicht lange zu ertragen.

Einen solchen Anblick, wie wir ihn mit unsern schwachen Kräften wiederzugeben versuchten, bietet die Strada Toledo in Neapel an allen schönen Tagen jeder Jahreszeit. Und dergleichen schöne Tage hat die glückliche Stadt, gering gezählt, jährlich über dreihundert. Es gibt aber dagegen auch Zeiten, wo der Anblick von Toledo ein ganz anderer, ein minder erfreulicher ist, zum Beispiel zur Wintersaison an einem neblichten und regnerischen Tage, im Monat Januar. Den Italiener, welcher die Kälte außer-

ordentlich fürchtet und scheut, obgleich er sie sehr gut ertragen kann, treibt ein unfreundlicher Seewind, der von Santa Lucia zuweilen in die offene Straße hineinpfeift, gleich von derselben hinweg in seine Wohnung oder in das Kaffeehaus. An solchen Tagen eilt er, in seinen Mantel gehüllt, so daß man vom Gesicht fast gar nichts mehr sieht, im Geschwindschritt vorüber und man hört nur das Wort: freddo! freddo! das Einer dem Andern zähneklappernd zuruft.

Die breite gewaltige Straße liegt dann, namentlich Abends, wie ausgestorben, öde und leer da. Die Beleuchtung auf derselben reicht kaum hin, um einen schwachen Begriff von der colossalen Front der Paläste zu geben, oder ein paar riesenhafte Cariatiden zu beleuchten, die ihren schweren Balkon mißmuthig zu tragen scheinen.

Da die meisten dieser großen Paläste noch wie in der guten alten Zeit von einer einzigen edlen Familie bewohnt werden, diese Familie aber nicht mehr, wie es in jener alten guten Zeit Mode war, das Haus mit Gefolge und Dienerschaft vollständig ausfüllt, sondern jetzt nur noch eine Reihe Zimmer im ersten Stock zum eigenen Gebrauche benützt, und diese nicht einmal mehr gastlich jeden Abend den Verwandten und Freunden des Hauses öffnet, so gewährt an solchen Abenden, wo der Menschen- und Lebensstrom in Toledo ausgeflossen ist und nichts zurückgeblieben, als die schwarzen hohen Häusermassen mit ihren todten Fensterreihen, die Straße ein ödes, erstorbenes Ansehen.

Hie und da rollt vielleicht eine Equipage, hie und da huschen einige Personen von einer Nebengasse in eine andere hinein, als fürchteten sie sich vor der langen Toledo, die heute Morgen noch so jugendlich frisch erschien, heute Abend aber so grau und todt daliegt. Ein seltener Limonaden-Verkäufer schwingt vielleicht in irgend einer Ecke wie zum Hohne sein Eiswasser, dasselbe vergeblich dem stillen Abend empfehlend, und neben ihm sitzt ein altes Mütterchen, und erhält ihr kleines loderndes Feuer im Brand, theils um sich gegen die Kälte zu schützen, theils aber, um immer die Kastanien warm zu halten. So sieht man auch in weiter Ent-

fernung vielleicht ein paar ähnliche rothe Feuerchen brennen, kleine Punkte — das einzig übrig gebliebene Leben.

Geliebter Leser, wir befinden uns gerade vor einem der größten Paläste in Toledo, einem Gebäude, wie eine kleine Festung; es hat auch vielleicht schon zu dergleichen Zwecken gedient. Der untere Stock, in rustico aus rauh behauenen Quadern aufgeführt, als hätten ihn die Cyclopen zusammengetragen, befleißigt sich allein an den Fenstern und dem Thore einer einigermaßen freundlichen Idee, dies starre Mauerwerk dem Auge angenehm unterbrechend. Die schweren, reichen Gitter an den Fenstern passen zu dem wilden Felsenartigen des ganzen Stockes, als sei dort eisernes Gesträuch herausgewachsen, und die beiden Giganten, die an dem Thore stehen, vielleich übrig gebliebene Trümmer der alten Riesengeschlechter, die bei dem Baue halfen, dann nicht abgelöst wurden und langsam erstarrten, und deren Blicke sich vor demselben kreuzen, scheinen fragen zu wollen: „wird sich wohl Jemand dort hineinwagen?"

Die oberen Partieen des Hauses wachsen schon etwas schlanker und anmuthiger in die Höhe, die Wände sind mit passenden Verzierungen versehen, die Fenster hoch und breit, und die Balkons zierlich und geschmackvoll.

Das vordere Thor ist weit geöffnet, wir treten unter den Bogen — ein starkes eisernes Gitter hemmt unsern Schritt. Die Schnur, welche das Schloß an demselben aufzieht, ruht in der Hand jenes alten und feisten Portiers, der mit goldbordirtem Rocke und Pelzüberwurf, mit geschlossenen Augen in einem mit Glas bedeckten Verschlag an der Treppe sitzt, wie eine ausgestopfte Seltenheit, hier allerdings eine solche, denn nur wenige der großen Familien treiben in ihren Palästen noch den Luxus eines so wohlgenährten und gut costümirten Portiers. Aber was wir von dem Hause sehen, in welches wir nun eintreten, — denn die Gitterthüre öffnet sich unserer Zaubermacht von selbst — zeigt uns an, daß wir uns bei einer jener alten Familien befinden, die einen Stolz darin suchen, ihren Palast, wenn er auch für Feste und Lustbarkeiten nicht mehr geöffnet ist, so im Stande zu erhalten, daß es nichts braucht, als

einige Lichter mehr anzuzünden und die Flügelthüren aufzureißen, um eine ganze Gesellschaft der elegantesten und vornehmsten Leute auf's Beste zu empfangen und zu bewirthen.

In dem großen Hofe, den wir vor uns sehen, plätschert ein einsamer Springbrunnen zwischen alten hochstämmigen Orangebäumen; ein Koch mit weißer Jacke und Mütze spricht zum Fenster der Küche hinaus mit dem Kutscher eines sehr niedrigen Broughams, der, mit einem starken englischen Pferde bespannt, dort hält und dessen beide glänzende Laternen das Grün der Bäume sanft beleuchten.

Im Hause aber ist es todtenstill. —

Die breite Marmortreppe, mit Teppichen bedeckt und sanft erleuchtet, ist öde und leer, auf den langen Corridors hört man kein Geräusch, keinen Fußtritt, und nachdem wir drei bis vier hohe gewölbte Zimmer durschritten, alle reich möblirt, alle mit einigen Wachskerzen erhellt, deren Licht die Einsamkeit und Oede ringsum recht deutlich zeigt, hören wir hinter einer fünften hohen und weiten Flügelthüre ein leises Husten.

In diesem Zimmer ist der Boden mit Teppichen bedeckt, dasselbe ist besser erleuchtet, im großen Kamin lodert ein Feuer, und zwei alte Bediente spielen an einem kleinen Tische eine Partie Schach, während ein Dritter sich hustend und gähnend auf einem Lehnstuhle dehnt.

Die Thüre zum Nebenzimmer ist nur angelehnt; wieder Teppiche, Kaminfeuer, Lichter, aber keine menschliche Seele; in dem darauffolgenden ebenso, dann aber öffnet sich die Thüre eines kleineren Kabinets und ein Kammerdiener in schwarzem Frack öffnet einem anderen, ebenfalls schwarz gekleideten alten Manne, der einen Stoß Papier unter dem Arme trägt, die Thüre. Beide machen sich eine freundliche Verbeugung, der Mann mit dem Papier, eine kleine Gerichtsperson, mehr unterthänig, der Kammerdiener des großen Hauses mehr herablassend, dann schließen sich die Thüren wieder, und wir wagen es, durch das Kabinet in das dahinterliegende Zimmer einzutreten.

Ein hohes, gewölbtes Gemach; dicke persische Teppiche bedecken den Boden, die Wände, mit dunkelbraunen, gepreßten Sammttapeten bedeckt, zeigen kleine schimmernde Goldstreifen, ein Kronleuchter hängt von der Decke herab und beleuchtet eine Menge reichgeschnitzter eleganter Möbel, ein paar kostbare alte Bilder, einige kleine Marmorfiguren, Waffen und seltsame Gefässe auf kleinen Ecktischen, in der Mitte auf einem großen, runden Tisch ein Haufen Bücher, unordentlich durcheinander geworfen, vor welchen ein Lehnstuhl steht. Aus dem Kamin von außerordentlicher Höhe und Breite strahlt eine lustige, behagliche Gluth, und die bronzenen Feuerhunde, welche dieselbe tragen, zeigen ganz erhitzte rothglühende Gesichter.

In dem Gemach befinden sich zwei Leute: ein älterer und ein jüngerer Mann. Der Aeltere, vielleicht an den Fünfzigen, mit stark ergrautem Haar, sitzt vor dem Kamin in einem Lehnsessel; er trägt einen braunen Ueberrock unter dem Kinn zugeknöpft, und hat seine Füße auf die messingne Kaminstange gestellt. Der junge Mann steht an der anderen Seite vor dem Kamin und hat die Stirne gegen das marmorne Gesims gedrückt.

Der alte Herr hält ein Papier in der Hand und schaut über dasselbe hinweg in die Gluth des Feuers. Sein Kopf hat einen edlen, ruhigen Ausdruck, und die breite, hervorragende Stirne und die blitzenden Augen zeigen ein lebhaftes Temperament und einen festen Willen.

„Eh bien, Eugen," sprach der alte Herr und wiegte das Papier in seiner Hand, „hier habe ich das wichtige Dokument, nach dem ich mich so lange gesehnt, welches zu erhalten mir so viele Schwierigkeit gemacht und das ich jetzt — ich kann es nicht läugnen — wohlbehaglich in meiner Hand fühle. Wir sind geschieden, Madame la Duchesse und ich."

„Es hat Sie aber Opfer genug gekostet," entgegnete der junge Mann, ohne seine Stellung zu verändern.

„Bah!" sagte der Andere, „sehr kleine in Betreff meiner Freiheit, meiner häuslichen Ruhe, die ich nun wieder gewonnen. —

Ach, wenn ich diese Freiheit und häusliche Ruhe auch nur recht benützen, recht genießen könnte! Wenn du mir endlich dazu verhelfen wolltest, Eugen!" —

Es erfolgte keine Antwort.

„Sei ein Mann! Du hast die Vergangenheit hinter dich geworfen, lösche sie aus, alle Erinnerungen daran! — — Vorwärts! — — In's Leben hinein!"

Der junge Mann machte eine ungeduldige Bewegung.

„Seit du von Genua zurück bist, finde ich dich insupportable; du hast meinen Willen erfüllt, du hast reine Bank gemacht, aber jetzt laß' die Schutthaufen deines sogenannten früheren Glücks nicht zwischen deinen Füßen umherliegen, mach Platz für ein neues Fundament, und laß' uns einen neuen, tüchtigen, soliden Bau aufführen, mon garçon; dein Onkel wird dir getreulich helfen. — Allons! Courage!"

„Ich kann nicht!"

„Ah, du kannst nicht?! — Immer dasselbe Wort! — Der Mensch kann Alles, was er will, das heißt, wenn er etwas Vernünftiges ernstlich will; aber du, mein Freund, willst nichts ernstlich, weil du keinen eigenen Willen hast."

„Leider habe ich gegen Sie bewiesen, mein Onkel, daß Sie Recht haben, ich habe meinen Willen unter den Ihrigen gebeugt, leider! leider! — O das arme Weib!"

„Mille tonneres!" rief der alte Herr heftig, „mach mich nicht toll! Ich habe in deinem Interesse gerathen, du hast in deinem Interesse gehandelt, und wenn du das bereust, so zeigst du darin eine unverantwortliche Charakterschwäche; ich würde heute gerade wieder so rathen, und über ein Jahr so und über zehn Jahre so und in alle Ewigkeit so."

„Weil Sie sie nie gesehen haben, Onkel, sie nicht und das Kind."

„Kann sie mir ganz genau vorstellen, brauche sie nicht zu sehen! — Aber meiner Treu, was soll die ganze Unterredung wie-

der? Bist du ein Knabe oder bist du ein erwachsener Mensch? Hast du nicht mit freiem Willen jene Verbindung abgebrochen?"

„Leider."

„Ja leider, weil du — —"

„Nun, Onkel, weil ich —?" entgegnete der junge Mann und wandte dem alten Herrn hastig das Gesicht zu.

„Weil du ein schwacher Mensch bist, schwach von der Fußsohle bis zum Scheitel, weil du kein eigenes Ja und Nein hast, weil du —"

„O halten Sie ein! Gerade weil Ihre Vorwürfe so gerecht sind, treffen sie mich fürchterlich, gerade weil ich mir meiner Schwäche bewußt bin, muß ich mich selbst verachten und bin bestraft genug. O hätte ich damals Ihre Ungnade vorgezogen, mein Onkel, und hätte dagegen behalten die Ruhe meines Lebens, mein Weib und mein Kind."

„Dein Weib?"

„Ja, mein Weib, Onkel! und wenn Sie auch wegen einiger mangelnder Formalitäten die Ehe für nichtig erklären lassen, wenn man das Ihnen, dem reichen und mächtigen Herrn, zu Gefallen thut, deßhalb ist sie vor Gott doch nicht gelöst, vor Gott nicht und nicht vor meinem Gewissen, das kann ich Sie versichern."

Es entstand eine längere Pause, während welcher der junge Mann einigemal heftig in dem Gemach auf und ab schritt, der Andere aber mit dem polirten Eisen in die Kohlen hineinstieß, daß die Funken umher flogen.

„Eugen," sagte er alsdann und wandte sich in's Zimmer hinein, „Eugen," wiederholte er, „sei verständig, laß' uns, die beiden einzigen und letzten Glieder dieser großen und mächtigen Familie, friedlich bei einander wohnen. Geschehene Dinge sind nicht zu ändern, und wenn diese gewissen Dinge zu ändern wären, könnte ich doch nimmer zugeben, daß sie geändert würden. — Du hast A gesagt: sei so vernünftig und buchstabire durch bis zum Z."

„Nein, Herr Onkel, ich komme über Ihr B wahrhaftig nicht hinaus!"

„Schon über mein B nicht? Darin liegt doch durchaus nichts Verfängliches, vielmehr etwas sehr Reizendes und Lockendes für jeden jungen Cavalier von Verstand und Lebenslust."

„Ich habe ja Beides nicht!" murmelte zähneknirschend der Neffe.

„Zum Teufel auch!" fuhr der Onkel spöttisch lachend fort, ohne jene Antwort gehört zu haben, „dies mein erstes Verlangen ist natürlicher Weise sehr schwer zu erfüllen! Du sollst dieses Haus öffnen, meinetwegen in der ersten Zeit als garçon, sollst dir und deinen Bekannten kleine Feste arrangiren, Diner's geben, den alten Steinhaufen lebendig machen, und mir erlauben, mich bei euren Festivitäten meiner Jugend zu erinnern und mit froh und vergnügt zu sein! — O mein Sohn," fuhr er weicher fort, „es ist dies gewiß ein billiges Verlangen. Sieh' mich an, wie ich hier sitze, von meinem bittersten Feinde, der Gicht, Monate lang in diesen Stuhl geschmiedet, und in diesem weiten, öden Zimmer, in diesem ungeheuren Palast allein, ganz allein. Du weißt nicht, wie die Stunden schleichen, du hast keine Idee davon, wie lang die jetzigen Abende dauern; welche Ewigkeit es ist von dem Moment, wo man die Lichter hier in diesem Zimmer anzündet, bis zu jenem, wo ich mich entkleiden lasse, um einer noch zehnmal längeren schlaflosen Nacht entgegen zu sehen."

Der junge Mann hatte sich an den Lehnstuhl gestellt, und schaute mitleidig auf seinen Onkel hinab. „Ja," sprach er alsdann mit leiser Stimme, „wie schön wäre es für uns, wenn sich die Flügelthüren dort öffneten, und sie hereinträte mit dem kleinen Kinde an der Hand und wir Alle mit ihr plauderten und das kleine Kind mit uns lachte!"

Der alte Herr sah gedankenvoll in die Kohlen und nickte mit dem Kopfe.

„O warum war das nicht möglich, mein Onkel?" sagte der junge Mann so leise, daß man seine Worte kaum verstehen konnte.

Doch der alte Herr verstand sie und erwiderte fest und be-

ſtimmt: „unmöglich! Glaubſt du," fuhr er nach einer Pauſe fort, „wir hätten mit unſerem Stande keine Pflichten übernommen, die wir erfüllen müſſen? glaubſt du, die hohen Schranken, welche uns von der übrigen Welt trennen, beſtänden nur ſo lange, als es uns convenirte, und wir brauchten ſie nicht mehr zu reſpektiren, ſobald es uns amüſanter und beſſer dünkte, über ſie hinweg zu ſetzen? — Nein, mein Freund! Jene Schranken, die dich abgeſondert dahinſtellen, die Gränzen deines Standes ſollen dir heilig ſein, auch wenn ſie dich beengen, auch wenn ſie dich drücken. Willſt du ein Cavalier ſein, ſo ſei es ganz, willſt du das nicht, eh bien! ſo zerbrech' deine Grafenkrone, nenne dich Monsieur tel et tel, und du biſt unſtreitig etwas ganz Anderes — — vielleicht ebenſo gut, wie früher, — — wenn du alsdann das Neue ganz biſt."

„Aber mein Sohn, —" entgegnete der junge Mann, „ſoll er büßen, was ich begangen?"

„Nein, gewiß nicht!" verſetzte der alte Herr mit leuchtenden Augen, „nimm' ihn hieher, wenn du kannſt, er ſoll ſeinem Stande gemäß erzogen werden."

„Seinem Stande gemäß? — Alſo ihm erkennen Sie einen Stand zu?"

„Allerdings, wenn er dein Sohn iſt."

„Und ſie?"

Der Alte wehrte mit der Hand von ſich ab, und ſagte nach einer längeren Pauſe mit unſicherer Stimme: „jeder glaubt, auch du, mein Freund, daß das Unglück, welches ihn ſelbſt betrifft, mit ſolcher Kraft noch nie auf einen andern Menſchen niedergefallen ſei, und doch iſt Alles ſchon da geweſen. Was du heute erlebſt, iſt mir vor ſo und ſo viel Jahren ebenfalls widerfahren, vielleicht nicht ganz im ſelben Verhältniß, aber auch ich mußte ein Herz, das mich ſehr geliebt, von mir ſtoßen, auch ich mußte ein Kind, mein eigenes Kind, zurücklaſſen, und der Unterſchied zwiſchen mir und dir war, daß ich jenes Kind allen meinen Anſtrengungen zum Trotz nicht wieder ſehen konnte, nicht wieder ſehen kann, weil es

— — — — wie seine Mutter — — in Kummer und Elend verstorben." —

„Dein Bube aber," fuhr der alte Herr nach einer langen Pause mit einem tiefen Seufzer fort, „lebt gesund und munter in Genua."

„So schreibt man mir wenigstens," entgegnete der Neffe.

„Gott erhalte ihn!" —

In diesem Augenblicke öffnete sich langsam die Flügelthüre und der Kammerdiener trat herein und übergab dem alten Grafen ein Schreiben. Dieser riß das Couvert ab, durchflog den Brief, und nickte freundlich mit dem Kopfe. „Da lies," sagte er zu dem Neffen, und reichte ihm das Blatt in die Höhe. „Soeben kommt mein alter Freund, mein alter lustiger Vicomte von Florenz hier an und wird mich gleich besuchen. Ich freue mich außerordentlich. Man bringe den Herrn, der gleich anfahren wird, augenblicklich zu mir herein!"

Der Kammerdiener verbeugte sich tief und ging hinaus.

„Eh bien, Eugen, du bleibst noch einige Augenblicke hier, oder hast du was Dringendes vor?"

„Durchaus nichts, Onkel, ich wollte später ein paar Besuche machen, mein Wagen kann unten warten."

„Bon. — Ich freue mich sehr, den alten Knaben wieder zu sehen. So eben rollt eine Equipage unter das Thor; er wird es sein."

Es war wirklich der Vicomte, derselbe, den wir in Florenz gesehen und der jetzt durch die langen Gänge dahinschritt. Jedes Zimmer betrachtete er sich im Vorbeigehen aufmerksam und sah nirgends etwas verändert, ebensowenig an dem alten Kammerdiener, den er schon vor langen Jahren gekannt. Jetzt öffneten die Lakaien die Flügelthüren und er trat eilig in das Gemach.

Der Graf war aufgestanden, kam ihm an der Thüre entgegen und umarmte ihn auf's Herzlichste. Eugen schüttelte ihm die Hand.

„Da sind wir!“ rief lustig der Vicomte, „kaum vor dem Hôtel angefahren, etwas umgekleidet und schon hier. Du siehst, daß wir den Dienst nicht verlernt. Ich sage den Dienst,“ wandte er sich zu dem jungen Grafen, „weil Ihr Oheim schon damals Sekretär der Legation war, als ich, ein blutjunger Attaché, dort eintrat. — Wie geht es ihr?“

Der Graf zuckte mit den Achseln, als er seinen Freund an den Kaminwinkel führte und auf seinen Lehnstuhl zeigte.

„Also immer noch im Kampf mit dem alten Feind?“ sprach der Vicomte, „das ist schlimm, mein Freund. Es ist aber auch wahrhaftig heute ein Wetter dazu draußen, beim heiligen Ludwig, auch gar nichts Neapolitanisches, man könnte in Rußland sein!“

„Und du kommst direkt von Florenz?“ fragte der Graf.

„Allerdings, und bin sogar durch Rom ohne Aufenthalt gefahren; es war trostlos in Rom, ebenso schlechtes Wetter. Apropos, Monsieur Eugen, Sie hätten nach Florenz kommen sollen! Wir haben ein merkwürdiges Stück Saison erlebt, ich muß das gelegentlich ausführlicher erzählen, eine ganz verfluchte Episode, in deren Folge ein Duell und deßwegen bin ich eigentlich abgereist.“

„Du hast dich geschlagen, alter Roué?“

„Ich mich eigentlich nicht, nur sekundirt gegen einen jungen charmanten deutschen Offizier, den ich mit hieher geschleppt. Es war eine ganz fabelhafte Geschichte. Doch das ein andermal. — Ich hätte euch den jungen Deutschen gleich hieher gebracht, aber ich wußte nicht, ob die Allergnädigste — verzeih' mir, lieber Freund daß ich mich nicht nach dem Befinden deiner hochadeligen Duchesse erkundige.“

Der Graf lächelte sarkastisch gegen die Gluth. „Ich hoffe,“ versetzte er nach einer Weile, „daß sie sich wohl befindet, genau aber kann ich's wahrhaftig nicht sagen.“

„Also immer noch dieselbe Geschichte?“

„Nicht ganz — wir sind seit heute geschieden.“

„Ah, da gratulir' ich!“ sagte lachend der Vicomte. „Diese Ehe war für dich keine Rosenkette, und ich bin überzeugt, du wirst

im Ganzen genug haben und zu keiner anderen eine Dispensation nachsuchen. — Aber was geschieht heute Abend bei euch? — Gar nichts? — Du bleibst zu Hause und Eugen —?"

„Ich kann mich bei dem nassen Wetter nicht auf die Straße wagen," entgegnete der Graf. „Und du unsteter Geist, willst du mit einem kleinen Souper à trois vorlieb nehmen, oder vielmehr à deux? Denn Eugen hat noch einige Besuche zu machen."

„Versteht sich von selbst!" lachte der Vicomte, „ich mach' heute Abend den Krankenwärter, und wenn Eugen später, vielleicht um eilf Uhr, so freundlich ist, mir im Café de l'Europe ein Rendezvous zu geben, bin ich ihm sehr dankbar dafür, denn ich kann unmöglich so früh zu Bette gehen. — Sie werden da auch," fuhr er zu dem Sohne des Grafen gewendet fort, „meinen jungen Offizier kennen lernen, und zwei andere Deutsche, die ich ebenfalls in Florenz sah, ein Graf Alfons von B., und ein Baron von C., angenehme, charmante Leute. Der Eine war mein Gegensekundant."

„Abgemacht!" sagte der junge Graf, „es bleibt dabei. Lieber Oheim, ich wünsche Ihnen eine gute Nacht!"

„Adieu, mein Sohn!"

Der Graf Eugen verließ leise das Gemach, schritt die Treppen hinab und warf sich in seinen Wagen, der noch immer unter den Orangenbäumen hielt. Droben hörten die zwei alten Herren das Fortrollen desselben.

Da die Beiden nun allein waren, so sprachen sie von vergangenen Zeiten und tauschten, was sie in den letzten Jahren erlebt, gegenseitig aus. Sie hatten sich vielleicht in acht Jahren nicht gesehen und in der Zeit war schon Manches vorgefallen, was den Einen und den Andern auf's Höchste interessirte.

Sie hatten ein kleines, feines Souper eingenommen und saßen nun vor dem Kamin, alte Tage, alte Leiden und Freuden recht vergnüglich in's Gedächtniß zurückführend.

„Wie war es doch mit der bewußten Geschichte?" fragte der Vicomte, „du weißt, jener Geschichte, die dir so viel zu schaffen gemacht, mit jener Deutschen und ihrer Tochter?"

„Meiner Tochter?“ sagte gedankenvoll der Graf, „ja das ist eine traurige Geschichte.“

„Du hast etwas darüber erfahren?“

„Genug, mehr als genug! Sie sind Beide todt — Mutter und Kind!“

„Ah!“

„Ich hatte in der That so schöne Hoffnungen auf das kleine Mädchen gesetzt, je mehr sich die lindernde Zeit zwischen jene Tage schob, je mehr schwanden meine Skrupel, je größer wurde meine Sehnsucht nach dem Kinde. O, hätte ich früher bestimmtere Schritte gethan! aber wie ich anfing, mich gern meiner eigenen Sache anzunehmen, war es zu spät. Jetzt ist alle Hoffnung hin: ich habe einen Todtenschein in Händen von Mutter und Kind, und sie sind im Elend gestorben!“ Der alte Graf beugte sich bei diesen Worten über das Kamin hin, und ein paar dicke Thränen rollten über seine eingefallenen Wangen. „Vicomte,“ sagte er mit zitternder Stimme, „das sind die Sünden unserer Jugend!“

Der Vicomte nickte schweigend mit dem Kopfe und versetzte nach einer langen, langen Pause:

„Aber, lieber Freund, nimm' die Sache, wie sie ist; traurig, höchst traurig bleibt es immer, aber es ist doch vielleicht etwas Gutes daran. Wie hättest du das arme Mädchen, die Kleine nämlich, selbst wenn sie auf's Beste erzogen wäre, in der Gesellschaft placiren können? Bedenke das auch.“

„Ich habe das wohl bedacht,“ sagte der Graf mit fester Stimme; „ich hätte ihr die ihr zukommende Stellung als meine Tochter gegeben.“

„Nun ja, mein Bester, aber als —“

„Gräfin von St. Alban!“

„Ah, das ist was Anderes! Freilich, du bist unabhängig, die Mutter des Kindes war todt. —“

„Jetzt das Kind auch, und so stehe ich ganz allein. Denk' dir diesen Palast, diesen finsteren Steinhaufen belebt mit lustiger, heiterer Gesellschaft, ich gehegt und gepflegt von ihr, die mich auf

den Händen tragen würde; einen Schwiegersohn würde ich schon finden. Ah! das wäre ein anderes Leben! Es hat wohl vielleicht Niemand so empfunden, wie ich, wie wohlthuend der freundliche Gruß eines weiblichen Wesens ist, das dich liebt, wie wohlthuend der Druck ihrer Hand ist, wenn sie dich fragt, wie es dir geht. — Doch genug dieser traurigen Geschichten! Es ist meine Bestimmung, obgleich Gatte und Vater, doch allein auf der Welt zu bleiben, allein zu sterben. Komm es, wie es will!"

Noch eine kurze Weile blieben die beiden Freunde beisammen, dann empfahl sich der Vicomte bis auf Morgen und der Graf blieb in dem Zimmer allein zurück.

Nachdem er eine Zeit lang heftig auf und ab geschritten war, blieb er vor einem Marmortische stehen, auf welchem ein kleines schwarzes Kästchen stand. Er öffnete den Deckel, indem er auf eine geheime Feder drückte, und nahm einen Pack alter vergilbter Papiere heraus.

Lieber Leser, auch wir kennen diese Papiere, und obgleich wir es im Allgemeinen für unvortheilhaft halten, dem Laufe der Geschichte voranzueilen, so dürfen wir in diesem Fall nicht verschweigen, daß es dieselben Papiere sind, welche in jener denkwürdigen Nacht aus dem Zimmer der guten seligen Kiliane entwendet wurden. — — — —

Der Graf wickelte das rothe Band, welches die Papiere umschlang, bedeutsam ab und betrachtete mit eigenthümlichem Lächeln bald diesen, bald jenen Brief. Unten auf dem Grunde des Kästchens befand sich ein kleines Portrait, das er ebenfalls lang und aufmerksam anschaute, dann verschloß er Alles wieder; durch einen Zug an der Glocke rief er den Kammerdiener herbei und ließ sich ins Schlafzimmer leuchten.

Dieses Schlafzimmer lag am Ende des Palastes nach dem Hofe zu, und man sah von den Fenstern desselben auf ein großes, unregelmäßiges Hintergebäude, das in früheren Zeiten ebenfalls zu dem Palaste gehört, dann aber wegen seiner finsteren Lage zwischen den Häusermassen verkauft und jetzt von armen Leuten bewohnt wurde.

Von all' den Fenstern an demselben, wo fast ebenso viele arme Familien wohnten, war nur ein einziges erleuchtet, und auf dieses einzige, mit dürftigen Vorhängen bedeckt, schaute der alte Graf, der noch einen Augenblick an's Fenster getreten war.

War es diese einzige Helle an der ungeheuren Wand, welche seine Blicke auf sich zog und festhielt? — er wußte es nicht; genug! er blieb lange, lange stehen und schaute in den dämmernden Schein hinüber. Endlich wandte er sich seufzend ab. Der Kammerdiener zog die schweren damastenen Vorhänge dicht zusammen, zündete die silberne Nachtlampe an und verließ mit leisen Schritten das Zimmer, nachdem der Gebieter in seinem breiten prächtigen Bette lag. Ein großer Neufoundländer Hund streckte sich darauf an die Thüre auf ein gewaltiges Bärenfell, die Diener löschten in den Zimmern die Lichter aus, und nach und nach wurde es still in dem Palast von St. Alban. — —

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Vedi Napoli, pui muori.

Sieh' Neapel und ſtirb.

(Italieniſches Sprichwort.)

Das Fenſter, welches wir von dem Schlafzimmer des Grafen von St. Alban matt erleuchtet mit dürftigem Schein durch die Nacht glänzen ſahen, gehörte zu einem kleinen Zimmerchen, in dem ein hellerer Glanz, als der von der einzigen verdeckten Talgkerze ausſtrahlende, noch troſtloſer die nackte Armuth der Wände und, wie es ſchien, auch der Bewohner gezeigt hätte.

Dieſes Zimmer hatte eine ſchräge, in das Dach hineingebaute Decke, vier weiße Wände, das einzige Fenſter, von dem wir vorhin ſprachen, und eine Thüre auf den Gang. Das Mobiliar war hiezu paſſend: ein einziges, obgleich ſehr breites Bett, wie es in Italien überall gebräuchlich iſt, enthielt eine ſchlechte Matratze, grobes Leinezeug, eine dünne Decke. Ein paar Stühle ſtanden in den Ecken des Zimmers und daneben in merkwürdigem Contraſt mit allem Uebrigen ein ſehr eleganter Reiſekoffer.

Aber er war leer. —

Wenn es möglich wäre, würden wir es vermeiden, einen Blick auf die Bewohner dieſes Zimmers zu werfen; aber es iſt unumgänglich nothwendig, der Faden unſerer Erzählung verlangt dies

ebenso gebieterisch, als er von uns fordert, das Elend und den Kummer Derer, die wir im Glücke gesehen, nicht zu verläugnen. In dem Bette lag ein kleines Kind, ein Bübchen, und auf einem Stuhle vor demselben saß die Mutter dieses Kindes und beugte sich ängstlich über das Gesicht desselben. —

Das kleine Kind war sehr krank. Ein wildes Fieber tobte durch sein Gehirn, sein Puls flog, seine Schläfe brannten und eine dunkle Gluth, die sich bald noch mehr anfachte, bald einer tiefen Blässe Platz machte, bedeckte seine Wangen. Jetzt schlug das Kind die Augen auf und der halbgebrochene Blick irrte zitternd gleich dem Flattern eines schattenhaften Schmetterlings an der Wand hinauf, an der Zimmerdecke vorbei, blieb alsdann eine Sekunde auf dem Gesichte der Mutter haften, ehe sich dieses kleine, liebe Auge wieder schloß.

O es ist etwas Jammervolles, so ein armes kleines Kind leiden zu sehen, jammervoll für jeden Anderen, entsetzlich, herzzerreißend für eine Mutter; ja entsetzlich, herzzerreißend für jede Mutter, auch wenn ein geschickter Arzt neben dem Bette steht, auch wenn theilnehmende Verwandte im Vorzimmer sich erkundigen und gern ihre Hülfe spenden, auch wenn es an keinem Bedürfnisse fehlt, auch wenn Alles vorhanden ist, was die Natur zu Linderung einer solchen Krankheit in allen ihren Reichen barmherzig gespendet.

Aber man denke sich dagegen die Gefühle einer armen Mutter, die allein bei ihrem Kinde ist, allein den ganzen Tag, die lange Nacht; denn sie hat keine Verwandte in der Stadt, ja nicht in dem ganzen weiten Lande, eine Mutter, die von keines Anderen Munde einen liebevollen Trost erfährt, die zu Niemand sagen kann: „sieh' mein Kind an, ich glaube, es schläft ruhiger, befühle auch du seine Händchen, mir scheint, sie sind nicht mehr so brennend heiß!" — eine arme, arme Mutter, die, während sie am Lager ihres Kindes sitzt, in ihren Gedanken gierig an die Heilmittel denkt, die es für ihr Kind wohl geben könnte, wenn sie im Stande wäre, sie anzuschaffen, eine Mutter, — kurz, eine Unglückliche, wie sie in der kleinen Dachstube vor unseren Blicken sitzt.

Jetzt erhebt sie sich von dem Stuhle, auf welchem sie gesessen, eine schöne, schlanke Gestalt, ein junges Weib, und wie sie aufsteht, durchschauert sie die Kälte, die in dem Zimmer herrscht. — Ob das Kind auch wohl friert? — Es zuckt mit seinen Füßchen. Sie nimmt von ihrem Hals ein Tuch und legt es über die Füße des Kleinen, dann streicht sie das dunkle Haar aus dem Gesicht, und tritt einen Augenblick an's Fenster.

Auf den Treppen des großen Hauses ist Alles todtenstill, hier oben hört man keinen Fußtritt. — Wenn nur der Arzt bald käme, nach dem sie gesendet!

Der Himmel ist schwarz, kein Sternlein blinkt hernieder und die Wolken sind so dunkel, daß man sie von dem großen Palaste, der vor ihrem Blicke liegt, kaum zu unterscheiden vermag. Auch in diesem Palaste ist fast kein Licht, nur aus einem einzigen Fenster dringt durch schwere Vorhänge ein leichter Schimmer hindurch, der Schein bleibt sich immer gleich. Sie hat ihn schon oft gesehen, wenn sie während mancher Nacht ruhelos durch das Zimmer schritt, sich bald über das schlafende Kind beugte, jetzt wieder an das Fenster trat. Sie hat ihn oftmals seufzend betrachtet, diesen Schein; aus einem hohen breiten Fenster drang er hervor und hie und da war ein Mann an dieses Fenster getreten und hatte die schweren Vorhänge auseinandergethan und ihr dadurch einen Blick in das Innere des Zimmers vergönnt.

Da bemerkte sie wohl, wie prachtvoll es eingerichtet sei, prächtige Teppiche auf dem Boden und die spielende Flamme des Kamins, wie sie so freundlich Wände und Fenster vergoldete. Und in solchen Momenten hatte sie ihren Kopf an die kalten Scheiben gelegt und aus tiefem Herzensgrunde geseufzt, wenn sie bedacht, daß auch sie noch vor Kurzem solche Zimmer bewohnt. Nicht als ob sie es bereute, daß sie dieselben nimmer bewohne, für ihre Person war sie nicht unglücklich darüber, daß sie sie verlassen, aber wohl für das arme Kind hier in dem kalten Zimmer, in dem elenden Bette. „O hätte das Bübchen," dachte sie, „nur für die Dauer seiner Krankheit ein solches Zimmer, es würde gewiß bald gesund werden!" —

„Und kann es hier nicht wieder gesund werden?“ fragte sie sich plötzlich, drückte die Hand an die Stirne und schaute wild um sich. „Wäre es denn möglich, daß das Kind hier sterben könnte, weil es ihm an einem Arzte fehlt, an nothwendiger Pflege, an Allem? — O nein! Gott im hohen Himmel, das kannst du nicht zugeben! Mein Kind, mein einziges, geliebtes, kleines Kind!“

Und sie warf sich wieder über das Bett hin und weinte lang und bitterlich. —

Gehen wir für einen Augenblick in unserer Geschichte um einige Zeit zurück, bis zu jenem Tage, wo in Genua der Gevatter den Auftrag erhielt, den bewußten Brief seiner Herrin, der Signora Marina, zu übergeben.

Er that es auch pflichtschuldigst und wunderte sich nur, daß der Inhalt desselben keinen größeren Eindruck auf sie zu machen schien. Aber konnte er in ihr Herz sehen, konnte er es fühlen, wie wenig ihre äußere Ruhe die fürchterlichen Kämpfe in ihrem Innern kund werden ließ? Auch traf sie der Schlag nicht ganz unvorbereitet. Sie hatte mit dem richtigen Gefühl des Weibes lange geahnt, daß es so kommen müsse, und die letzte Unterredung mit dem Vater ihres Kindes hatte sie von der Richtigkeit dieser Ahnung überzeugt.

Was sollte sie thun? Nach Deutschland zurückkehren und dort mit dem leben, was sie sich erübrigt? — Ja, das wollte sie. Aber zuerst zog es sie nach Neapel, nicht, um ihn wieder zu sehen, um ihn zu einer Aenderung zu vermögen, nein, sie wollte blos zu erfahren suchen, ob er im Stande sei, die eheliche Verbindung mit ihr nicht blos zu lösen, nein, für ungültig erklären zu lassen (so etwas hatte ihr der Gevatter zugeflüstert) — und dadurch ihrem Kinde sein Recht, seinen ehrlichen Namen zu nehmen, und sie auf dieselbe Art in die Klasse tausend anderer unglücklicher Weiber zu werfen.

Sie schrieb an Dubelli, sie bat ihn, Briefe für sie nach Genua zu schicken, sie übergab ihrem getreuen Diener, dem Gevatter, die

ausgedehntesten Vollmachten über ihre Wohnung, über ihr Vermögen. Sie nahm wenig Geld mit sich nach Neapel, und beauftragte ihn, ihr die und die Summe nach Neapel zu schicken.

Somit reiste sie ab, kam dort an und um in dieser Stadt, wo sie so unerhörten Triumphs genossen, wo sie so viele Freunde, Verehrer besaß, nicht erkannt zu werden, miethete sie sich bei Santa Lucia ein kleines anständiges Quartier.

Da blieben aber gleich zum erstenmale die Gelder aus, die sie von Genua erwartete. Sie schrieb augenblicklich dorthin und bekam keine Antwort. Sie schrieb an ihren Banquier, auch der ließ nichts von sich hören. Da gerieth sie in große Verlegenheit. Zum Erstenmale so recht allein in der Welt stehend, wußte sie sich nicht zu helfen. Sie bezahlte mit dem Wenigen, was ihr geblieben, ihr Quartier und bezog das kleine Zimmer in dem Hinterhause des Palazzo Albano.

Ihre Erkundigungen hatten auch bisher kein Resultat geliefert, denn der Name des Grafen war unbekannt: sie wußte nicht, daß er den seines Onkels angenommen.

Sie schrieb auf's Neue an Dubelli und stellte ihm ihre Lage vor, mittlerweile aber mußte sie von ihren wenigen Sachen verkaufen, um ihr Leben und das ihres Kindes fristen zu können.

Da wurde das Bübchen krank, anfänglich unbedeutend: die Kälte des Winters hatte es angegriffen, die veränderte Lebensweise ihm geschadet. Anfänglich spielte es noch mühsam lächelnd im Zimmer umher, wurde blaß und schwach, taumelte an den Stühlen, mochte nicht mehr spielen, und dann erfaßte es auf einmal jenes fürchterliche Fieber, welches das Kind auf das Bett hinwarf, vor dem jetzt die Mutter saß, es mit ihren Thränen benetzend. — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Horch! waren das nicht Fußtritte auf der Treppe; sollte es vielleicht der Armenarzt sein, den die mitleidige Frau, welche unten wohnt, versprochen, hinaufzuschicken? — Nein, sie hatte sich geirrt, diesmal war es Jemand anders, denn die Tritte verhallten auf der unteren Treppe. — Aber jetzt wieder, ja, jetzt tappte es höher hin-

auf, jetzt war es schon auf dem Gange, jetzt versuchte es in der Dunkelheit draußen den Schlüssel zu finden, und die arme Mutter sprang an die Thüre hin, um zu öffnen.

Es war der Arzt, ein alter freundlicher Italiener, — der Armenarzt; man sah ihm an, daß seine Praxis gering und schlecht war. Er trat an das Bett des Kindes, fühlte seinen Puls, seinen Kopf, seine brennenden Schläfe und blickte die Mutter nachdenklich an.

Mit namenloser Spannung hingen ihre Augen an den Lippen des Arztes.

„Das arme Kind ist sehr krank!" sagte er. „Es hat ein heftiges Gehirnfieber." —

„Ist das sehr gefährlich?" hauchte die Mutter kaum hörbar hervor.

„Allerdings, Signora, sehr gefährlich, aber es sterben nicht alle Kinder daran."

„Nicht alle?" — —

Der Arzt sah die junge Frau theilnehmend an, dann blickte er in dem Zimmer umher, sah auf den eleganten Reisekoffer und fragte: „Sie sind eine Fremde? Sie haben keine Verwandte, keine Bekannte in der Stadt?"

„Niemand!"

Der Doktor schüttelte den Kopf. — „Und Ihr Vermögen, — Sie verzeihen mir, ich frage nicht aus Unbescheidenheit, — erlaubt Ihnen keine andere Wohnung? Es ist nämlich etwas kalt hier, Signora, ein Kaminfeuer könnte nichts schaden."

Sie schüttelte mit dem Kopfe.

„Es wäre auch für das Kind besser," fuhr er fort und betrachtete das Bübchen theilnehmend, „ich will morgen Schritte für Sie thun, Madame; — Sie sind eine Deutsche? das Beste wäre, wenn ich mich an Ihre Gesandtschaft wendete, Sie haben doch Ihre Papiere?"

„Ja, ich habe meine Papiere!" sagte sie mit tonloser Stimme, „aber ich will sie nicht aus meinen Händen geben, ich will, ich kann bei der Gesandtschaft nicht genannt werden."

„Das ist schlimm!" entgegnete der Arzt, „aber ich will wenig-

stens versuchen, ob ich auch ohne Ihre Papiere morgen etwas für Sie thun kann."

„Morgen!" sagte sie ziemlich erleichtert und blickte auf das Kind, „also ist es, Gott sei gelobt! nicht so gefährlich, daß man heute noch etwas thun müßte?"

Der Doktor sah sie verwundert an. „Ei Madame, sagte er, „ich sprach nur von morgen wegen einer möglichen Wohnungsveränderung für Sie, das Kind aber ist sehr gefährlich krank, für dasselbe muß schleunig etwas geschehen."

„Ah!" — —

„Sie haben wohl einiges Geld? Sonst würde ich Ihnen mit einer Kleinigkeit aushelfen, eine Arznei, die ich selbst machen kann, will ich Ihnen schicken, jetzt aber müssen wir sogleich dem Kinde Eisumschläge machen!"

„Ah, Eisumschläge!"

„Haben Sie Jemand, den Sie in ein benachbartes Café schicken können, um dergleichen zu holen?"

„Die Frau, die mir hie und da Einiges hilft, kommt erst morgen früh."

„Aber es muß sogleich sein! — Es ist wahrhaftig nichts Anderes zu thun, gehen Sie die paar Schritte selbst, Sie wissen vielleicht, gleich unter der Ecke von Toledo ist das Café de l'Europe. Gehen Sie dahin und treten Sie dort zu der ersten kleinen Thüre herein, es sind immer da viel weniger Leute als in den großen Zimmern."

„Aber das Kind? Ich kann doch mein Kind nicht allein lassen!"

„Seien Sie unbesorgt, Madame, ich bleibe so lange bei dem Kinde; ein Arzt ist in solchem Falle fast ebenso gut wie eine Mutter."

„Nun denn in Gottes Namen! — Gott lohne es Ihnen!"

Eilig suchte sie im Zimmer nach einem großen Shawl, den sie umwarf, nicht ohne bei jedem Schritt und Tritt den Kopf rückwärts nach dem Bette zu wenden. Auch als die unglückliche Mutter

endlich zur Thüre hinaus ging, blieb sie noch unter derselben stehen und schaute ihr Kind mit innigstem, zärtlichstem Blicke an. Der freundliche Arzt mußte ihr mehreremal mit der Hand winken, sie solle jetzt endlich gehen. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Der Vicomte mit dem deutschen Husaren-Offizier, sowie Alfons und Alfred, auch Baron Karl und die beiden Grafen von St. Alban hatten sich in kurzer Zeit an einander gewöhnt, und man fand sie fast immer in derselben Gesellschaft.

Da die herrschende Saison zu weiten Ausflügen in die prachtvollen Umgebungen Neapels nicht geeignet war, so beschränkte man sich mehr auf das, was die Stadt selbst bot. Man besuchte gemeinschaftlich die Museen, man dinirte zusammen, häufig im Palazzo Albano, man traf sich in Gesellschaften, kurz, man amusirte sich außerordentlich gut.

Der alte Graf von St. Alban, sehr vergnügt darüber, daß er Gelegenheit hatte, einem kleinen angenehmen Kreis sein Haus zu öffnen, war in solchen Stunden heiter, ja lustig; aber auch nur in diesen Stunden, und nachher, wenn er wieder allein saß, in dem großen Gemach bei seinem Kaminfeuer, stiegen nach wie vor die Gespenster des Mißmuths und der Einsamkeit neben ihm auf und versetzten sein Herz in Trauer.

Es war heute ein solcher Abend: der Graf fühlte heftige Schmerzen und saß zusammengebeugt in seinem Lehnsessel. Draußen vom Meere her pfiff der Wind kälter und unfreundlicher als je.

Es war vielleicht acht Uhr; die Straßen waren leer, in den Kaffeehäusern wogte ein lustiges, glänzendes Leben, besonders in dem Café de l'Europe, dem Zusammenfluß aller vornehmen, eleganten Leute. In den oberen Zimmern desselben bei dem berühmten französischen Restaurateur befand sich eine Gesellschaft junger Leute beim Beschluß eines außerordentlich feinen Diners. Die theuersten Weine funkelten in allen Farben in den feingeschliffenen Kelchen. Graf Eugen, der einige Bekannte eingeladen hatte, setzte ihnen an edlen Weinen vor, was die Krater und Felswände sei-

nes Heimathlandes nur Geistvolles und Edles im Stande waren, auszukochen.

„Ich muß gestehen," sagte Graf Alfons, „daß man schon im Stande wäre, sich, was diesen Wein anbelangt, bei euch gerne bald zu acclimatisiren."

„Das glaube ich gerade nicht," entgegnete Alfred, „wenigstens ich für meinen Theil trinke auch hie und da gern ein Glas Syrakuser oder Lacrymä, möchte aber keinen eurer italienischen Weine täglich auf meinem Tische haben."

„Ganz meine Ansicht," lachte der Vicomte; „Alles, was wir hier auf dem Tische sehen, ja Champagner, spanische Weine, Tokayer, feine Rheinweine, sind nur eine angenehme Verzierung des soliden Gebäudes, welches man mit dem ersten Weine der Welt, dem Bordeaux, aufgeführt. Bordeaux ist der einzige Wein, den man als solchen behandeln, von dem man viel trinken kann. Bordeaux erwärmt, sättigt, erheitert, restaurirt. Erhebt euch von einem schweren Gelage und ihr könnt eurem Magen nicht besser thun, als wenn ihr ihm gleich eine Arznei zur Verdauung, ein Glas guten alten Medoc eingebt."

„Der Vicomte hat Recht!" lachte der junge Offizier, „ich ziehe all' diese leichten feurigen Truppen bereitwillig zurück und lasse meine Artillerie auf der ganzen Linie abfahren, sobald sich eine schwere Bordeaux-Batterie zeigt."

„Ich will damit nicht gesagt haben," fuhr der Vicomte fort, „daß ich die italienischen Weine verachte. Im Gegentheil, es gibt nichts Reizenderes und Lieblicheres als ein kleines Glas dieses vortrefflichen Syrakusers."

„Italien ist ein herrliches, prächtiges Land!" sprach der Baron Karl und hob sein Glas in die Höhe, „und wenn es auch gar keinen Wein darin gäbe, ich wäre schon zufrieden mit der Aussicht von meinem Fenster, den deliciösen Frutti di Mare und dem unübertrefflichen Gefrorenen."

„Dergleichen haben wir nicht in Paris," sagte der Vicomte,

„obgleich Tortone auch ein Italiener ist, so bringt er doch nie ein Pezze zu Stande, wie der göttliche Donzelli auf Toledo."

Da die Unterhaltung auf Italienisch geführt wurde, so verstand sie der servirende Kellner vollkommen und setzte jetzt schmunzelnd ein wahres Meisterwerk von Gefrorenem auf. Es war eine Fruchtpyramide, bestehend aus künstlichem Eis, geformten Trauben, Granat-Aepfeln, Ananas, Orangen, Citronen, Mandeln und jedes hatte, analog der Fruchtart, die es vorstellte, einen andern feinen Geschmack. Das Hauptstück dieser Pyramide, eine kolossale Melone, deren Rinde aus dem Aromatischsten bestand, das man aus Pflanzen und Früchten ziehen konnte, war gefüllt mit zusammengefrorenem Champagner-Schaum.

Zu allem diesem Gefrorenem, sowie zum Abkühlen der verschiedenerlei Flaschen für die Tafel da droben hatte man aber auch am heutigen Abend drunten in der Küche eine solche Menge Eis und Schnee verbraucht, daß es dem erhitzten, ermüdeten Koch eigentlich nicht übel zu nehmen war, daß er einer armen Frau, die drunten im Buffet erschien, um für eine Kleinigkeit Eis für ihr krankes Kind zu kaufen, nicht gerade den freundlichsten Bescheid gab. Sie hätte auch vielleicht gar nichts erhalten, wenn sich nicht die mitleidige Dame des Comptoirs ihrer angenommen und den Tyrannen in der Küche mit einigen ernsten und eindringlichen Worten dazu vermocht hätte, der armen Frau das Verlangte zu geben.

Diese packte das Erhaltene in ein kleines Tuch und wollte sich eben dankend entfernen, als an der Thüre, aus welcher sie heraustreten mußte, ein elegantes Coupé so dicht vorfuhr, daß die arme Frau genöthigt war, einen Schritt zurückzutreten. Ein großer Mann, der vorn neben dem Kutscher auf dem Bocke saß, ein herrschaftlicher Jäger mit schwarzem Federbusch, die Uniform reich gestickt, bandelirt und mit klirrendem Hirschfänger sprang herab und eilte in's Haus.

In dem hell erleuchteten Vestibul stand er so plötzlich jener armen Frau gegenüber, die an ihm vorbei auf die Straße wollte; sie schaute in diesem Augenblick in die Höhe, und darauf war es,

als wollten ihr die Kniee zusammenbrechen. Lukas, der einer armen hülflosen Frau auf alle Fälle beigesprungen wäre, eilte in ihre Nähe, hielt sie mit dem linken Arm aufrecht, und wie sie alsdann nochmals in die Höhe schaute, fuhr er mit der Hand über seine Augen und sagte mit leiser, zitternder Stimme: „Herr Gott im Himmel!“ —

War denn das möglich, konnte er die kleine Marie, die gefeierte Tänzerin, die eine vornehme, reiche Dame geworden, hier so wieder finden? — in dieser ärmlichen, unscheinbaren Kleidung auf dem Vorplatze des Kaffeehauses, wo man sonst kein weibliches Wesen sah, mit einem kleinen Päckchen unter dem Arm? — War das möglich?

Als habe sie seine Gedanken vollkommen verstanden, sah ihn die unglückliche junge Frau einen Augenblick an, dann sagte sie ihm leise einige erklärende Worte, weßhalb sie hier in diesem Hause sei, schüttelte mit dem Kopfe und sank dann ohnmächtig zusammen. Wie ein Kind nahm sie der große starke Mann auf den Arm, öffnete den Schlag des Wagens und legte sie sanft in die Kissen, worauf er den Schlag wieder schloß und in drei bis vier Sprüngen die Treppe hinauf in das Speisezimmer eilte.

Die Fruchtpyramide war eben zerstört und zerschnitten worden, als der Jäger mit Ungestüm in das Zimmer trat. Sein Gesicht war todtenblaß und erschien fast leichenhaft unter dem kohlschwarzen Haar und Bart. Sein Hirschfänger, den er gefaßt hielt, klirrte in seiner zitternden Hand.

„Ei, Lukas,“ rief Graf Alfons bei seinem Eintreten, „was ist denn, haben Sie ein Gespenst gesehen?“

„Ja, Herr Graf,“ sagte der Jäger mit dumpfer Stimme und wandte sich darauf an seinen Herrn. „Herr Baron, ich bitte Sie um Gotteswillen, nur einige Worte zu hören!“ —

Alle, die den Jäger Lukas, diesen sonst so ernsten, gesetzten Mann kannten, sahen sich erstaunt an und blickten aufmerksam auf den Baron Karl, der mit ihm in eine Fensterecke getreten war. Sie sahen, wie der Baron zusammenfuhr, und hörten ihn sagen:

„aber Lukas, das ist ja unmöglich! Hast du sie erkannt? bist du deiner Sache sicher?"

„So gewiß, als ich Sie kenne, Herr Baron, und so gewiß ich Sie vor mir stehen sehe."

„Und hast du sie in meinen Wagen gebracht?"

„Ja, Herr Baron."

„Schön! Fahre im Schritt mit ihr nach meinem Hotel, ich werde noch vor Euch da sein, um meine Frau zu benachrichtigen. Man muß alles Mögliche für sie thun. — Was mag ihr widerfahren sein? — Sie verzeihen, meine Herren," wandte er sich an die Gesellschaft, „ein dringendes Geschäft, eine unglückliche Landsmännin, der ich helfen muß!"

„Aber so sprechen Sie doch, Baron, — was ist's denn? — Sie sehen, wie neugierig wir sind!" riefen die jungen Leute durch einander, und der Graf Alfons sagte lachend: „Ehemann! Ehemann!"

„Macht keine Späße!" entgegnete ernst der Baron; „du wirst dich entsetzen, wenn ich dir sage, wen mein Jäger drunten an der Thüre getroffen, in ärmlicher Kleidung sich für ein paar Soldi Eis kaufend für ihr krankes Kind, das an einem heftigen Fieber darnieder liegt."

„Nun?"

„Maria, unsere kleine, liebenswürdige Tänzerin!" sagte bewegt der Baron und griff nach seinem Hute.

„Maria? — — —

„Doch nicht dieselbe, die hier in Italien so großes Furore machte?" fragte Alfred.

„Dieselbe!" —

„Die sich bei einer Schiffbruchs-Geschichte so famos benommen?" sagte der Vicomte.

„Dieselbe!"

„Signora Marina?"

„Dieselbe!"

Einen wahrhaft fürchterlichen Anblick bot in diesem Augen-

blicke Eugen, der Graf von St. Alban. Er hatte krampfhaft die Lehne des Sessels gefaßt, und lauschte den obigen Fragen und Antworten mit einem entsetzlichen Interesse. Alles Blut war aus seinem Gesichte verschwunden; es war gelb, wie das eines Todten. Seine Augen, weit aufgerissen, starrten bald den Baron, bald den Jäger an, sein Athem stockte, seine Brust hob sich mühsam.

„Signora Marina!"

Diese Worte schrie er gellend hinaus und machte sich gewaltsam Bahn nach der Thüre zu.

„Um Gotteswillen! was ist das nun wieder?" rief der Baron und hielt ihn fest am Arme. „Wo wollen Sie hin? — Was ist geschehen?"

„Zu ihr! zu ihr!" rief der junge Mann flehend, „lassen Sie mich um Gottes Barmherzigkeit willen gehen!"

Alle traten erstaunt näher.

„Ah!" sagte Alfons, dem ein schreckliches Licht aufzudämmern begann, und faßte den Italiener fest an dem anderen Arme. „Ah, Herr Graf, Sie kennen die deutsche Tänzerin?" Und bei diesen Worten lagerte sich ein fürchterlicher Ernst auf seinen Zügen.

„Ja, ja!" stieß der Andere mühsam hervor, „ob ich sie kenne, die Unglückliche?"

Entsetzt ließ sowohl der Baron, wie Alfons die Arme des jungen Mannes los, und der Graf sagte mit tiefer Stimme: „so waren Sie derjenige —?" .

„Nur jetzt keine Fragen!" bat der Graf von St. Alban, „um aller Heiligen willen, nur jetzt nicht! Ich will Ihnen morgen in Allem Rede stehen."

„Aber was wollen Sie jetzt beginnen?" fragte kalt der Baron.

„Ich will sie in das Haus meines Onkels bringen. Ich habe ein Recht dazu, — — — — sie ist ja doch mein Weib."

Mit einer tiefen Verachtung in den Zügen traten Alle einen Schritt von dem jungen Manne zurück.

„Sie werden mir aber erlauben," sprach nach einer Pause der Baron Karl, daß ich Sie, Herr Graf, begleite, denn nach allem

dem, was hier vorgefallen scheint, will ich das arme Weib Ihren Händen nicht allein überlassen."

Ein Blick des tiefsten Schmerzes fuhr bei diesen Worten aus den Augen des jungen Grafen, doch er faßte sich und sagte: „ich kann Ihnen nicht Unrecht geben. — Doch eilen wir, Baron."

Lukas war schon die Treppen hinab geeilt, und die beiden Herren folgten ihm.

Das arme Weib lag noch immer besinnungslos in der Ecke des Wagens; auf einen Wink des Barons setzte sich Lukas, der ja mit ihr am Genauesten bekannt war, an ihre Seite und der Kutscher erhielt den Befehl, im Schritte nach dem Palazzo Albano zu fahren. Die beiden jungen Männer warfen sich in das Coupé des Grafen und fuhren im gestreckten Galopp dem andern Wagen voraus.

— — — — — — — — — — — — — —

Der alte Graf von St. Alban saß, wie gesagt, an diesem Abend mißvergnügter und verdrießlicher als seit langer Zeit vor seinem großen Kamin in dem einsamen Gemach. Er unterhielt sich damit, das Brennholz zu kunstvollen Pyramiden zu bauen und dann zuzusehen, wie die Flamme behend hindurch leckte und die Gluth seine Arbeit so schnell verzehrte. Wenn die verbrannten Stücke knisternd zusammenstürzten, so konnte er ihnen längere Zeit gedankenvoll nachsehen und sich, wie es schien, in recht unangenehme Gedanken versenken. Er fuhr dann plötzlich in die Höhe mit einem halblauten verdrießlichen Ausruf und blickte zornig um sich.

Der Graf, nachdem er wieder mehrere Tage angenehme Gesellschaft um sich gehabt, fühlte sich heute, durch seine Schmerzen im Zimmer allein zurückgehalten, doppelt einsam und verlassen. Er hatte nicht gewollt, daß man ihm zu lieb, um ihm Gesellschaft zu leisten, das besprochene Diner aufschiebe; er wollte Niemanden sein Vergnügen rauben, und zog es vor, allein hier zu sitzen, nachdenklich, verstimmt, traurig und verlassen.

Da rasselte eine Equipage mit außerordentlicher Geschwindigkeit in das Portal des Palastes. Die Thüre wurde aufgerissen und Eugen stürzte herein, gefolgt von Baron Karl.

In wenigen Worten, aber mit leidenschaftlicher Hast erzählte der junge Mann, was sich zugetragen, und bat um ein Asyl für die Mutter seines Kindes. Der Baron unterstützte seine Bitte, indem er versicherte, Graf Eugen habe mit Gewalt verlangt, sie hieher zu führen, und er sei eben im Begriff gewesen, die unglückliche Landsmännin, die er schätze und achte, seiner Frau zuzuführen.

Der alte Graf hatte sich mühsam erhoben, stützte sich auf seinen Stock, und sah bald den Einen, bald den Andern fragend an.

„Aber ich will nicht hoffen," sagte er nach einer Pause, „daß das eine verabredete Geschichte ist, ein vorbereiteter Ueberfall, ein überlegter Angriff auf mich!"

Der Baron schüttelte ernst mit dem Kopfe, und Eugen faltete bittend die Hände.

Unterdessen hörte man eine andere Equipage in den Hof fahren, und einige Zeit darauf erschien der alte Kammerdiener, wie fragend an der Thüre des Gemachs.

„Man geleite Madame hieher!" sagte ernst der Graf, und diesen Befehl verstehend, stürzte Eugen an dem Kammerdiener vorbei, der Treppe zu. — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Schleichen wir uns einen Augenblick hinweg von diesem Wiedersehen, so unendlich schmerzlich für das arme, junge Weib, mehr aber noch für ihn, der alles dies verschuldet.

Wenn er vielleicht kurze Zeit nach jenem unglückseligen Briefe vor sie hingetreten wäre, so hätte sie sich zürnend von ihm abgewandt, ihr Herz hätte es nicht vermocht, seinen Betheuerungen zu glauben, seinen flehenden Bitten nachzugeben. Aber heute, tief erschüttert von allem dem, was über sie hereingebrochen, fast besinnungslos über all' das Unerwartete, was ihr in diesen wenigen Augenblicken begegnet, sank sie bei seinem Anblick ihrem treuen Führer, dem Freunde ihrer Kindheit, von Neuem fast ohnmächtig in die Arme, doch schloß sie ihr Auge nicht, und wenn auch ihre weißen Lippen zur Begrüßung für *ihn* nur die wenigen schrecklichen Worte: „mein Kind! mein Kind!" hatten, so ließ sie ihm

doch ihre Hand, die er, vor sie niederknieend, laut weinend mit seinen Küssen bedeckte.

Dem alten Kammerdiener, der die Geschichte des Hauses wohl kannte, rannen die Thränen über die Wangen, und die Wachstropfen von den Lichtern, die er in der zitternden Hand hielt, über den Arm hinab. — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Unterdessen hatte der Armendoktor bei dem Bübchen gesessen, und als nach einer ziemlichen Zeit die Mutter mit dem Eis immer noch nicht kam, schüttelte er seinen grauen Kopf. Nicht, als ob er über dieses Ausbleiben ungeduldig geworden wäre, oder als ob ihn seine kostbare Zeit gedauert — nicht im Geringsten! — denn seine Zeit war ihm leider nicht kostbar. Er hatte fast gar keine Praxis und war aus diesem Grunde nicht blos ein Armenarzt, sondern auch ein armer Arzt. — In's Kaffeehaus, um vor Schlafengehen seinen Kaffee zu trinken, kam er immer noch zeitig genug; auf seiner Stube war es nicht wärmer und comfortabler als hier, und dann war er vollkommen versichert, daß ihm die Madonna für die Hülfe, die er diesem armen Kinde angedeihen lasse, einen tüchtigen Strich im Buche des Himmels machen würde.

Das Bübchen war in einen ruhigeren Schlaf gesunken. Der Doktor hatte ihm aus dem Wasserkrug kalte Umschläge auf die brennende Stirne gemacht, und das schien dem Kinde wohl zu thun.

Wenn nur die arme Frau, dachte er bei sich selbst, keine Ungelegenheiten gehabt hat, oder irgendwo zu Schaden gekommen ist! Bah! den Weg nach dem Café de l'Europe kann ja von hier jedes Kind finden. — Er stand auf und ging eine Zeit lang in dem Stübchen auf und ab, dann trat er an's Fenster, welches auf den Hof des Palazzo Albano führte.

Da unten bei den großen Fenstern sah man Lichter vorbeirirren, der sonst so finstere Hof war ebenfalls erleuchtet, und der helle Schein einiger Wagenlaternen glänzte zwischen den grünen Bäumen herauf.

„Wie sind doch die Glücksgüter so ungleich vertheilt!“ seufzte der arme Doktor, „all' der Spektakel da unten ist zu Bedienung eines Einzigen, auf seinen Wink bewegen sich ein paar Dutzend Hände, und wenn ich morgen früh anständig ausgehen will, muß ich mir Rock und Hut selbst ausbürsten. — Und wenn ich auch nur an die arme Frau hier denke. Mit dem, was sie heute Abend da unten an Lichtern verbrennen, könnte sie die Krankheit ihres kleinen Kindes ruhig abwarten und dasselbe bis zu seiner Genesung vollkommen pflegen. — O verkehrte Welt!“

Drunten im Hofe wurde unterdessen eine Stimme laut und rief einem der Kutscher: „Giuseppe!“

„Hier! Was soll's?“

„Augenblicklich zum Doktor B. hinfahren! Die Pferde laufen lassen, was sie können, ihn aufsuchen, wo er ist! Er muß in einer Viertelstunde hier sein!“

Der Kutscher schwang sich auf seinen Bock, und der Wagen rasselte und dröhnte zum Thore hinaus.

Der Armenarzt oben am Fenster nahm achselzuckend eine Prise und sagte: „ja, ja, zum Doktor B., den läßt man mit der Equipage holen und bezahlt ihn mit Gold, nachdem er einmal einen Puls gefühlt und vielleicht etwas Niederschlagendes verschrieben. Und dies Niederschlagende aus der Pharmazia wird ebenfalls geholt, was die Pferde laufen können!“ — Er wandte sich unmuthig in's Zimmer zurück und trat wieder an das Bett. „Armes Kind!“ sprach er, „und du, das wirklich in Gefahr ist, für dich rennen nicht Pferde und Bediente, für dich muß eine arme Mutter in die Nacht hinaus, um etwas Eis zu holen. — Armes Weib! — verkehrte Welt!“

Diesmal hatte der Armenarzt einigermaßen Unrecht.

Jetzt hörte er Schritte auf der Treppe; aber es konnte nicht die Frau sein: es waren Männerschritte, und er vernahm Stimmen, die etwas fragten, und die Stimme eines alten Weibes, die antwortete: „noch eine Treppe höher, Signori!“ Dann wurde die Thüre des kleinen Zimmers, in welchem er sich befand, hastig ge-

öffnet, ein junger, elegant gekleideter Mann trat herein, blickte sich überall um und fragte: „wo ist das Kind?"

Der Doktor schaute ihn verwundert an und sagte: „wenn Euer Gnaden das Kind der armen Frau, die hier wohnt, meinen, so liegt es da in dem Bette und schläft."

Darauf trat der junge Mann näher, kniete vor das Bett hin, legte sein Gesicht auf die kleine herabhängende heiße Hand des Kindes und blieb so einige Minuten lang ohne Bewegung liegen. Mit Erstaunen bemerkte der Doktor, daß ihm mehrere Männer gefolgt waren, die nun ebenfalls in das Zimmer traten. Ein großer Mann mit schwarzem Bart trug eine Wachsfackel und stellte sich an das Bett, und ihm liefen die dicken Thränen in den schwarzen Bart.

Der gute mitleidige Doktor konnte sich bei diesem Anblick nicht enthalten, sich ebenfalls die Augen zu wischen, doch blickte er fragend auf den großen Mann mit dem schwarzen Bart.

„Wir wollen das Kind abholen," bemerkte dieser mit leiser Stimme.

„Aber die Mutter?"

„Ist schon da."

„Hier?"

„Gleich neben an in dem Palazzo Albano."

„Ah!" — Dem Doktor begann ein schwaches Licht aufzudämmern. „Aber," sagte er, „man kann das Kind in der kalten Nacht nicht über die Straße transportiren, und dann," setzte er leise hinzu, „habe ich auch der Mutter versprochen, bei dem kranken Kinde zu bleiben, bis sie zurückkäme. Ich weiß dann auch nicht, ob ich zugeben darf —"

„Wer sind Sie?" fragte der junge Mann, der sich jetzt von dem Boden erhoben hatte.

„Ich bin der Armenarzt. Man hat mich zu dem Kinde gerufen, ich habe, wie Sie sehen, bereits das Nöthige angeordnet und ihm kalte Umschläge gemacht."

„Ich danke Ihnen von Herzen; aber wir wollen das Kind zu seiner Mutter bringen."

„Ueber die Straße?"

„O nein! Dies Haus stößt an den Palast, wir brauchen nur eine Thüre zu öffnen. Wenn es Ihnen gefällig ist, gehen Sie mit und helfen uns, das Kind gut und warm hinüberzubringen."

Mit Freuden legte der Doktor Hand an; die Männer hatten einen großen Korb mitgebracht, und auf die durchwärmten Bettchen in demselben wurde das kranke Bübchen sanft gelegt, dann deckte man den Korb mit Teppichen zu, zwei der Männer faßten ihn an, Lukas leuchtete mit der Fackel vor und so ging's die Treppen hinab, durch eine alte eiserne Thüre, die seit Jahren nicht geöffnet worden war, hinüber in den Palast des Grafen St. Alban.

Die unerwartete Geschichte hatte mehrere Weiber aus dem Haus auf die Beine gebracht, und sie weinten reichliche Thränen und priesen die Madonna, daß es der sanften schönen Frau und dem armen, kleinen Kinde durch Gottes Hülfe so wohl ergangen.

Die eiserne Thüre schloß sich knarrend, und damit trat das Bübchen in ein ganz anderes, schöneres Leben.

In demselben Gemache, dem Schlafzimmer des Grafen von St. Alban, zu dessen Fenstern die arme, junge Frau so oft des Abends sehnsüchtig hinabgeschaut, lag sie jetzt selbst in einem weichen Armsessel; eine alte Kammerfrau der Herzogin, die in dem Palaste des Grafen geblieben, war um sie beschäftigt und hatte die schweren Damastvorhänge des Fensters zurückgeschlagen, damit Maria hinaufsehen konnte in ihr ehemaliges Dachstübchen, das jetzt von dem Glanz der Wachsfackel hell erleuchtet war. Bald aber erstarb das Licht, es wurde dunkler und wenige Augenblicke nachher hatte die Mutter ihr Kind neben sich, und an der andern Seite den Vater ihres Kindes, dem sie vergebend und vergessend und dankbar für die Wendung ihres Geschicks gern ihre Hand ließ. —

Der Graf von St. Alban, dessen Herz im Grunde gut und mitfühlend war, hatte vorhin die arme, junge Frau bei ihrer Ankunft sanft, ja liebreich empfangen. Sein Gemüth war ohnehin

durch die lange Krankheit erschüttert, und die Einsamkeit, in der er lebte, war ihm unerträglich geworden.

Er hatte ihr die Hand gereicht, sie an seinen Sessel geführt, und als sie dankend zu ihm aufblickte, war er erstaunt und überrascht, ja im Innersten tief erschüttert, mit der Hand über seine Augen gefahren. Es tauchten merkwürdige Erinnerungen in ihm auf, und verworrene, undeutliche Bilder wurden in seiner Seele klar und lebendig.

Mit zitternder Hand öffnete er jenes Kästchen, ohne jedoch ein Wort mit ihr zu sprechen. Mit tiefer Bewegung hatte er sie aber in sein eigenes Schlafzimmer geführt, das am behaglichsten eingerichtet war, und dann war er in sein Zimmer zurückgegangen, hatte die Papiere, Briefschaften, das Portrait auf dem Marmortische ausgebreitet, und horchte mit außerordentlicher Theilnahme und steigendem Interesse, was ihm Baron Karl von dem Leben der deutschen Tänzerin erzählte. Auch Lukas mußte erscheinen, und dessen Zeugniß, der die Mutter der kleinen Marie gekannt, stellte unzweifelhaft die Thatsache fest, über welche der Graf im Innersten seines Herzens erschüttert, ja unendlich erfreut war.

Diese Conferenz dauerte mehrere Stunden, und nachdem sich der Baron Karl empfohlen, machte sich der alte Graf das unendliche Vergnügen, seinen Neffen kommen zu lassen, und ihm nach einigen Umschweifen Alles mitzutheilen. Wir sind erfreut, sagen zu können, daß diese Nachricht den Grafen Eugen auf's Höchste beglückte.

Der alte Graf von St. Alban ließ noch in derselben Stunde seinen Haushofmeister und Kammerdiener vor sich erscheinen, und zeigte ihnen an, daß die junge Dame, die so eben aus Deutschland angekommen und auf ihrer Reise einiges Unglück gehabt, die künftige Herrin seines Hauses sei, die Gemahlin seines Neffen, des Grafen von St. Alban. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Nach diesen schweren Ereignissen, nach dieser unglücklichen Zeit voll Kummer und Noth verlebten unsere Freunde in Neapel, na-

mentlich der junge Graf von St. Alban, einen herrlichen Liebesfrühling und mit allen Andern einen ebenso schönen wirklichen. Sie verließen Neapel im Monat März, nachdem sie dort noch die schönsten Frühlingstage verlebt, um dieselben in Rom wiederzufinden, und dann zogen sie über Mailand an den Comersee, wo Ende Aprils Blätter und Knospen frisch und bunt eben erst aus der winterlichen Hülle herausgesprungen waren.

Aus dieser Reise, die des Schönen so Vieles bot, müssen wir uns mit kurzen Worten erlauben, noch eine Begebenheit hervorzuheben, indem sie zu innig mit den Namenlosen Geschichten verwandt ist.

Lukas, der Jäger, der als Courier vorauseilte, kam Abends nach Molo di Gaëta, diesem herrlichen, reizenden Ort mit seinen Orangen- und Citronengärten. Vor demselben begegnete er auf der Heerstraße einem Trupp Galeerensclaven, welche nach Capua und den Gefängnissen von Neapel gebracht wurden. Einer der Ersten, den er unter diesem Trupp mit Ketten beladener Menschen bemerkte, war — der Gevatter.

Auf einer Reise von Genua nach Civita Vecchia hatte er auf einem neapolitanischen Schiffe einen Streit bekommen und seinen Gegner mit einem Messerstich tödtlich verwundet. Sein Maß war voll. Er wurde zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt, und wer die Wohnung, Beschäftigung und Lebensweise dieser unglücklichsten aller Menschen je gesehen, wird eingestehen, daß er für seine vielen begangenen Verbrechen, wenn auch gerecht, doch schrecklich büßen mußte.

Auf der großen, prächtigen Villa des Baron Karl am Comersee richteten sich alle unsere Bekannten, mit Ausnahme der beiden Grafen von St. Alban, die ihr eigenes Landhaus dort hatten, häuslich ein. Sie waren aber meistens Alle mit und bei einander, machten gemeinschaftlich ihre Partieen auf dem schönen See und führten ein angenehmes, freudiges Leben.

Wenn Maria, so unendlich glücklich mit dem Bübchen, welches durch ihre eifrigste Sorgfalt und durch die Kunst der beiden Aerzte

in kurzer Zeit wieder hergestellt worden war, an ihrem Bogenfenster saß und in die spiegelnde Fluth hinabschaute, so schwammen ihre Blicke auf der breiten Fläche dahin bis zu dem Fuß der Alpen, und schwangen sich an den riesenhaften Felsen leicht in die Höhe, und ihr geistiges Auge blickte alsdann sehnsuchtsvoll nach der Heimath, — nach Deutschland, nicht um ferner dort zu wohnen, sondern um das Grab ihrer Mutter aufzusuchen und all' die Lieben wieder zu sehen, die ihr, dem Kinde, so gut und freundlich gewesen. — Graf Eugen, der hinzutrat, schlang seinen Arm um ihren Nacken und unterbrach ihre Träumereien mit den Worten: „sobald es anfängt, hier sehr heiß zu werden, geliebte Maria, so wandern wir etwas weiter nach Norden."

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Alte Bekannte.

An einem außerordentlich warmen Herbstnachmittag desselben Jahres, in welchem unser voriges Kapitel schließt, fuhr ein Wagen in langsamem Schritt auf einer der Landstraßen, welche zu der Residenz führen, wo sich der erste Theil unserer namenlosen, aber sehr wahrhaftigen Geschichte begab. Diese Equipage war kein Postwagen, auch keine Extrapost, sondern jenes solide, ruhige Fortbewegungsmittel, welches man Hauderer zu nennen pflegt. Langsam fuhr dieser Wagen über alle Beschreibung, einestheils, weil er etwas bergan ging, hauptsächlich aber, weil der Kutscher, vornen übergebeugt, fest schlief und also seine müden Pferde nicht antreiben konnte, dann, weil die zwei Passagiere im Wagen ebenfalls schliefen und sich deßhalb nicht in der Verfassung befanden, ihrerseits den Kutscher anzutreiben. Fuhrleute, die dieser Equipage begegneten, knallten zuweilen heftig mit der Peitsche, versetzten auch wohl den Pferden einen gelinden Schlag und alsdann fuhr der Kutscher schlaftrunken in die Höhe, riß an den Zügeln, rief: hi! hi! und ein paar Schritte ging es dann weiter in einem schläfrigen Trab. Doch gleich darauf wackelte der Kopf des Kutschers wieder so heftig vornüber, daß man glauben konnte, er suche auf dem Trittbrett ein verlorenes Geldstück; die Pferde senkten ihre Köpfe

ebenfalls tiefer hinab, die beiden Reisenden im Wagen schnarchten gelinde und die ganze Gesellschaft bewegte sich schneckenlangsam vorwärts.

Die kleine Anhöhe, welche der Wagen hinauffuhr, war nun erstiegen und oben, wo es wieder bergab ging, stand rechts an der Straße ein Wirthshaus und vor demselben dichtbelaubte Nußbäume, die einen herrlichen Schatten gaben, unter diesen tannene Tische und Bänke und daneben ambulante Futtertröge für die Pferde, welche hier rasteten und gefüttert wurden. Die beiden ermüdeten Thiere, welche den vorhin erwähnten Wagen zogen, schienen es für gewissenlos zu halten, den nun folgenden steilen Berg ohne Aufsicht hinab zu fahren, auch mochten sie sich angezogen fühlen durch die erfrischende Kühle unter den Bäumen und namentlich durch die Futtertröge: ihr Schritt wurde noch langsamer, sie schienen einen Augenblick zu überlegen, dann aber wankten sie, vom gleichen Gedanken beseelt, rechts von der Straße ab dem Wirthshause zu und blieben genau vor der Thüre desselben stehen. Ein Hausknecht mit rother Weste und weißer Schürze bemerkte lachend die schlafende Gesellschaft und nachdem er einen Augenblick gewartet, ob sie durch das plötzliche Anhalten des Wagens nicht aufwachen würde, rief er, als das nicht geschah, ein lautes Hoi! Der Kutscher fuhr in die Höhe, schaute sich verwundert um und schien nicht unangenehm überrascht, als er sich so von der staubigen, heißen Chaussee weg, auf einmal in diese schattige Kühle versetzt sah und das Wirthshausschild bemerkte, das ihm in Gestalt eines Arms ein hölzernes Bierglas fast unter die Nase hielt, von welchem der gemalte Schaum recht appetitlich herniederfloß.

„Ihr seid mir brave Fuhrleute!" sagte der Hausknecht lachend, „dankt Gott, daß euch die Post nicht begegnet ist. Die hätt' euch in Grund und Boden hineingefahren."

„Ich wär' ihr schon ausgewichen," entgegnete brummend der Kutscher, indem er von seinem Bocke herabstieg, „meint Ihr denn, wenn man in der Hitz' einmal ein Bischen die Augen zuthut, so

schlafe man wie ein Dachs? Gib' mal 'nen Laib Brod heraus für die Pferde und 'nen Schoppen für mich!"

Der Hausknecht verschwand in der Thüre und der Kutscher, nachdem er seinen Pferden die Trensen abgestreift, trat an den Wagen, um seine Passagiere zu ermuntern. Diese beiden Herren hatten bis jetzt, fest in die Ecke des Wagens gedrückt, ruhig fortgeschlummert.

„Hier wollen wir ein Bischen halten," rief der Kutscher hinein, „es wird Ihnen schon recht sein; es gibt hier ein gutes Glas Bier und das kann man bei der fürchterlichen Hitze schon brauchen."

Der Eine der beiden Reisenden, die sehr fest geschlafen hatten, erwachte jetzt, schaute zuerst den Kutscher, dann seinen Reisegefährten verwundert an und konnte nur langsam begreifen, wo er sich eigentlich befinde. Der Andere dagegen öffnete schneller die Augen, streckte die Hand zum Schlage hinaus und fragte, getäuscht durch einen plätschernden Brunnen im Hofe, ob es denn regne. Bald aber hatten sich Beide versichert, wo sie eigentlich seien, und stiegen aus dem Wagenkasten, worauf der Eine seine Uhr herauszog und sich dann prüfend in der Gegend umsah.

„Mir scheint, lieber Freund," sagte er alsdann, „wir sind entsetzlich schlecht gefahren; „es ist jetzt vier Uhr und Sie versprachen uns, wir sollten bis sechs Uhr in der Stadt sein; wenn ich mich aber nicht sehr irre, so befinden wir uns hier noch eine Stunde von Malzberg entfernt, von da haben wir immer noch zwei gute Stunden nach der Residenz."

Der Kutscher zuckte mit den Achseln, murmelte etwas von der fürchterlichen Hitze, von der staubigen Chaussee und versicherte, wenn die Pferde hier ein Bischen ausgeruht, würde es von hier hinabgehen wie „ein siediges Donnerwetter."

Die Reisenden ließen sich an einem tannenen Tische nieder, eine Kellnerin brachte Bier, fast so schäumend wie das gemalte über der Hausthüre, und reichte es den Gästen dar, die einen tiefen Zug aus den Gläsern thaten.

Wir haben uns von jeher im Lauf unserer wahrhaftigen Ge-

schichte bemüht, unsern Lesern die Wahrheit zu sagen, wir haßten alle künstlich hervorgebrachten Effekte und hielten es als gebildete Leute für unsere Pflicht, neu auftretende Personen dem geneigten Leser sogleich vorzustellen. Wir wollen dies jetzt um so weniger unterlassen, da wir es mit ein paar alten Bekannten zu thun haben, die uns aber im Drange der Umstände seit längerer Zeit aus dem Gesichte verschwunden sind.

Von den beiden Reisenden, die sich soeben eine Cigarre anzündeten und unter den hochstämmigen Nußbäumen in das weite hügelige Land vor sich schauten, heiteren Blickes, aber nachdenkend, ist der Eine der sehr ehrenwerthe Tänzer Dubelli und der Andere unser Freund, der Doktor Stechmaier. An dem Aeußeren dieser beiden uns werthen Personen bemerken wir zu unserer Freude, daß es ihnen wohl zu ergehen scheint. Beide sind sehr anständig gekleidet, und wenn sie auf dem Kopfe die Reisemütze tragen, so sehen wir zur Rechten und Linken des Wagens ein paar Hutschachteln baumeln und bemerken hinten aufgeschnallt mehrere anständige Koffer und nebenbei können wir versichern, daß die Uhr, auf welcher sich Dubelli vorhin nach der Zeit erkundigte, von Gold war à cylindre, quatre trous en rubis fin.

Zehn Jahre sind eine lange Zeit, und wenn man ein gewisses Lebensalter überschritten hat, so macht uns dieser Zeitraum ebenso wenig jünger, als er uns verschönert. Dubelli hatte sich besser conservirt als der Doktor. Letzterer zeigte, als er seine Reisemütze zufällig ablegte, einen erschrecklichen Ueberfluß an Haarmangel. Er ließ die Haare seines Hinterkopfes ziemlich lang wachsen und trug den dort überflüssigen Saldo auf das gänzlich entblößte Haben seiner unverhältnißmäßig hohen Stirne. Dubelli hatte seine Locken ziemlich behalten, sein Gesicht sah gutmüthig, freundlich, angenehm wie immer aus und sein Körper war schlank geblieben, wogegen der Doktor wohlbeleibter aussah, als früher, mit etwas rötherem Gesichte; auch hatte er seine Brillengläser der schlechten Augen wegen blau färben lassen.

„So sind wir denn wieder im Vaterlande," sagte Dubelli und

ließ seinen Blick über die freie Gegend freundlich hinweggleiten, „wir kehren zurück mit dem freudigen Bewußtsein, daß wir unterdessen vorwärts gekommen sind, etwas errungen, etwas vor uns gebracht und — Manches erlebt haben."

Der Tänzer schien sich in den verflossenen Jahren Mühe gegeben zu haben, der Schwierigkeiten Herr zu werden, die ihm in früherer Zeit das Aussprechen des St verursachte. Er stieß nur noch zuweilen und fast unmerklich an, aber von einem förmlichen Stolpern wie früher war gar keine Rede mehr.

„Lieber Doktor," fuhr der Tänzer fort, „ich kann Ihnen nicht sagen, welche große Freude es mir gemacht, als ich Sie gestern Abend so unverhofft wieder sah. Sie sind einer jener lieben Menschen, die ich gekannt in der damaligen wildbewegten Zeit. Ihnen ging es wie mir damals hundeelend und als Sie auf der tiefsten Stufe des Elends ankamen, betrat ich schon die unterste Sprosse jener Leiter, die mich, wenn auch nicht hoch empor, doch in eine angenehme, behagliche Mittelregion brachte."

Der Doktor hob würdevoll sein Glas gegen die Sonne, schielte sanft lächelnd in die glänzende Flüssigkeit und sprach: „ich war damals auf dem Punkt angekommen, auf einer Stellung im Leben, von der man wohl sagen kann, sie sei eine der untersten, jedenfalls eine der unbehaglichsten und unerquicklichsten."

„Ja, theurer Freund, jetzt, da Alles vorbei ist, kann man schon frei und offen darüber sprechen. Als ich damals die Residenz verließ, um nach Paris zu gehen — Gott, ich vergesse jenen Abend nie, wo ich von Ihnen Abschied nahm —"

„Saß ich im Schuldgefängniß," entgegnete der Doktor; „in jenem kleinen, einfachen Gemach mit vier harmlosen Wänden, einer melancholisch verschlossenen Thüre, einem aufdringlichen Gitter vor den Fenstern und meinem Bewußtsein. Das Letztere war das trostloseste von Allem — das Bewußtsein nämlich. Meine Schulden hatten eine für meine Verhältnisse erschreckliche Höhe erreicht. Ich erinnere mich noch ganz genau, wie ich am ersten Tage meiner Gefangenschaft mein Sündenregister entwarf. Hierbei leistete mir

der bewußte Stadtplan die besten Dienste. Ich nagelte ihn an die Wand, meinem Bette gegenüber und entwarf Pläne, auf welche Art ich die Straßen der Stadt, wenn ich wieder einmal in Freiheit sei, für mich wieder gangbar und offen machen könne. Von meinen Gläubigern hatte mich nur der Drucker und Verleger der „Laterne" einstecken lassen, und dieser heimtückische Buchhändler, ein kleiner, knusperiger Kerl, machte sich ein Vergnügen daraus, mich da festzuhalten, obgleich er wohl wußte, daß ich in langen Jahren nichts zahlen könne, und obgleich er obendrein noch ein Erkleckliches für meine Unterhaltungskosten zahlen mußte. So saß ich über ein halbes Jahr ohne irgend eine Aussicht; mein einziger Trost in diesem Leiden war Kerkermeisters Töchterlein; nicht als ob ich in Liebe zu ihr entbrannt wäre — Gott soll mich bewahren! das war nie meine schwache Seite — aber sie lieh mir Zeitungen, sie hielt mich mit den Stadtneuigkeiten auf dem Laufenden, sie ließ mich von ihres Vaters Tabak rauchen, sie kochte mir für die sechs Kreuzer, die dem Papa täglich für mein Mittagsmahl ausbezahlt wurden, ein gar ordentliches Diner und sie sprach mir vor allen Dingen Muth ein. Sie hatte leider Gottes einen heftigen Ansatz zur Schwindsucht, war dabei sanft wie ein Engel, kurz in Allem eine alte treue Seele."

„Eine alte Seele?"

„Oder wenn Sie lieber wollen, eine junge Seele in einem alten Körper. Sie war hoch in den Dreißigen, als sie starb, denn daß sie gestorben, habe ich erfahren."

Der Doktor trank bei diesen Worten still und wehmüthig sein Glas aus, und klopfte alsdann heftig auf den Tisch um sich frisch einschenken zu lassen.

„Und die conservative Partei, für die Sie geschrieben und gelitten, that nichts für Sie?"

„Die conservative Partei," sagte der Doktor sehr ernst, „bekam bald wieder die Oberhand und als ich mich eines Tages an einen Träger derselben schriftlich wandte, bekam ich zur Antwort: ich möchte in meinem Dunkel ruhig sitzen bleiben, denn man habe

entdeckt, daß sich in der damaligen Laterne unter dem Mantel der besten Gesinnungen erschrecklich radikale Grundsätze befunden; und man würde nichts thun, als mich freundlich verwarnen. — Nun bitt' ich Sie! Sie haben mein damaliges Blatt gekannt, die einzige Stütze jener Leute, der grimmigste Feind aller Blätter von liberaler Färbung."

„Da wurde Ihr Peiniger es endlich müde, Sie festzuhalten?" fragte Dubelli, der mit seinem ersten Schoppen noch lange nicht zu Ende war.

„Auch er starb, der Gute," fuhr der Doktor fort, „er ging zu Grunde an diversen, unverdaulichen Verlagsartikeln. Eines Tags kam meine einzige Freundin betrübten Herzens auf mein Zimmer und erklärte mir weinend, daß ich heute in Freiheit gesetzt würde. — Was sollte ich aber vorderhand mit meiner Freiheit machen? Freilich hatte ich einen Roman beendigt, doch noch keinen Verleger dafür; aber die Geschichte war wahr, man kündigte mir meine Freiheit an. Doch sah ich mich veranlaßt, ein Cirkular an meine sämmtlichen Gläubiger zu erlassen, des ungefähren Inhaltes: man sei im Begriff, mich wieder auf freien Fuß zu setzen, ich sei jedoch durchaus nicht gesonnen, mich dieser Freiheit für einige Tage zu bedienen, bis es vielleicht einem andern der Herren einfallen würde, mich wieder einstecken zu lassen, und erklärte darauf sämmtlichen, nicht das Gefängniß verlassen zu wollen, bis sie einen Vergleich mit mir eingegangen, wonach sie sich verpflichteten, meiner Freiheit durchaus nicht mehr nachzustellen, sondern mir erlaubten, sie so bald ich einmal könnte, nach bestem Gewissen und Vermögen zu bezahlen."

„Die Herren hatten mich in dem halben Jahr auch ziemlich vergessen und unterschrieben deßhalb sämmtlich meinen Vorschlag und ich befand mich nach einem halben Jahre zum ersten Male wieder unter Gottes freiem Himmel. Meine Garderobe hatte während der Zeit nicht sehr gelitten: ich konnte ziemlich anständig ausgehen und wanderte mit meinem Roman zum nächsten besten Buchhändler, bot ihm das Werk an, von einer abschläglichen Ant-

wort im Voraus überzeugt. Doch schien das Unglück müde zu sein, mich zu verfolgen. Mein Roman wurde angenommen, ich erhielt sogar ein anständiges Honorar, das ich in zwei Hälften theilte; die eine überlieferte ich meinen Gläubigern, was diese leichtsinnigen Menschen so in Verwunderung brachte, daß sie mir bereitwilligst neuen Credit anboten. Doch enthielt ich mich, an diesem Köder anzubeißen, denn ich behielt ja die andere Hälfte für mich. Die Freundin meiner Gefängnißtage erfreute ich mit einem Andenken und eines Morgens wandte ich der Residenz, wo ich so lange unglücklich gelebt, den Rücken und ging nach B., einer kleinen, freundlichen Stadt, wo ich eifrig anfing, zu studiren und zu arbeiten. Mein erster Roman erlebte mehrere Auflagen, ich schrieb neue, die ebenfalls gingen, und erfreue mich jetzt eines guten, literarischen Rufes. — Sie können sich denken, bester Dubelli, daß es auch mir gestern die größte Freude machte, Sie so unverhofft zu sehen, und noch mehr, als ich vernahm, daß wir heute den gleichen Weg machen würden, nach unserm ehemaligen Aufenthaltsorte. Ich versichere Sie, die kleine freundliche Residenz habe ich nicht vergessen und wenn ein größeres Unternehmen, das mich dorthin ruft, zu Stande kommt, so siedle ich mich dort wieder fest an."

Der Tänzer hatte aufmerksam der Erzählung seines alten Bekannten zugehört und reichte ihm jetzt über den Tisch hinüber die Hand, die jener herzlich drückte.

„Mir ist es in der langen Zeit," sagte Dubelli, „seit wir uns nicht gesehen, gut, ich kann sogar sagen, sehr gut ergangen. Sie wissen, daß ich mit einer königlichen Unterstützung nach Paris geschickt wurde, um mich in meinem Fache zu vervollkommnen. Ich war fleißig, ich lernte viel, ich sah noch mehr. Man war so freundlich, über mich künstlerische Kritiken in die Zeitungen zu schreiben, ich bekam von allen Seiten her Anträge, nur von der Heimath nicht. Dort war mein alter Lehrer Benetti gestorben, — man hatte mich vergessen, und das schmerzte mich, spornte mich aber zu noch größeren Anstrengungen an. Ich arrangirte einige Ballets mit großem Erfolge, mein Name wurde bekannt, ich erhielt einen

Ruf nach Berlin und endlich zu gleicher Zeit einen nach der Heimath. Dort sollte das Ballet, das in der letzten Zeit sehr gesunken, wieder zu altem Glanz gebracht werden; man berief mich als Balletmeister dorthin, und Sie sehen mich auf dem Wege, diese ehrenvolle Stelle zu übernehmen."

„Also sind auch Sie," sagte der Doktor, „an dem Punkte angelangt, den Sie vor einigen zehn Jahren sich in Ihren kühnsten Phantasieen kaum als erreichbar gedacht haben. Sehr hoffe ich auf ein Zusammenleben von uns Beiden; Sie werden sehen, daß auch ich in den vergangenen Jahren in Ihrem Fache Manches gesehen, Manches erfahren. Ich kann Ihnen hie und da an die Hand gehen, und das würde meine größte Lust sein, denn ich versichere Sie, meine Neigung zum Theater, die mich damals zu dem unglücklichen Versuch trieb, als Prinz Fortinbras aufzutreten, hat nicht abgenommen, und ich will nächstens den Versuch machen, ein großartiges Ballet für Sie zu schreiben."

„Das wäre köstlich," meinte der neue Balletmeister, „in unserer Zeit lassen sich wirkliche Talente selten herbei, den Text zu einem Ballet zu schreiben. Das Alles bleibt uns überlassen, und wenn es auch viele Balletmeister gibt, die im Stande sind, ein ihnen gegebenes Schema auszufüllen, so haben doch wenige das Talent, eine pikante Handlung zu erfinden. — Aber, lieber Freund, wir haben ja lange genug geplaudert, die Sonne sinkt stark gegen Westen hinab; ich denke, wir nehmen unsern Weg schleunigst wieder auf."

Bald hatte der Hauderer eingespannt, unsere Reisenden ließen das Verdeck des Wagens zurückschlagen, setzten sich auf ihre Plätze und rollten in der Kühle des Abends der Residenz entgegen.

Sie versanken Beide in Träumereien, als sie nun der bekannten Gegend immer näher und näher kamen. „Dort," sagte der Doktor, „unter jener großen Linde, schaute ich vor zehn Jahren zum Letztenmal rückwärts auf die Stadt, die ich verlassen."

„Und hier an dieser Stelle," erwiderte der Tänzer, „warf ich alle betrübten Erinnerungen hinter mich und träumte von einem neuen glänzenden Leben."

So rollten sie in ihrem Wagen dahin und je näher sie der Stadt kamen, desto einsilbiger wurden Beide. Die Phantasie des Doktors beschäftigte sich mit der Elstergasse Numero vierundvierzig, mit dem Wandschranke unten in diesem Hause, mit dem Quartier im vierten Stock, dann mit seinem Gefängniß auf der Polizei, und zuletzt dachte er an Kerkermeisters Töchterlein und nahm sich fest vor, ihr Grab auf dem Kirchhof, das gewiß in irgend einer Ecke einsam und verlassen liegen würde, aufzusuchen und auf demselben frische Blumen setzen zu lassen, Geranien und Reseda, die sie so sehr geliebt und womit sie wöchentlich seine Fenster geschmückt.

Die Phantasien des ehemaligen Schneiders bewegten sich unterdessen in viel höheren und glänzenderen Regionen. Er dachte an Maria, die Tänzerin, die er als kleines Mädchen in das Theater geführt, die eine berühmte Künstlerin geworden und dann in Italien spurlos verschwunden war. Lange hatte er nichts von ihr gehört, lange waren alle seine Briefe, die er ihr nach Rom, Neapel, Genua und Florenz geschrieben, unbeantwortet geblieben, die sorgfältigsten Erkundigungen, die er nach ihr angestellt, blieben ohne Resultat; da eines Tages — es war noch gar nicht so lange her, und wenn Dubelli an diesen Moment dachte, so schmunzelte er freundlich in sich hinein, — da erhielt er einen dicken Brief, die Aufschrift von ihrer Hand und dabei war das Couvert mit einem schönen Wappen verschlossen, über welchem die neungezackte Grafenkrone schwebte. Wie hatte seine Hand gezittert, als er jenes Siegel erbrochen, und wie wurden seine Augen feucht, als er den Inhalt jenes Schreibens las! — Maria, die kleine arme Maria, die Tänzerin hatte ihren Vater gefunden, und dieser Vater war ein reicher, vornehmer Herr und hatte sie mit seinem Neffen verheirathet, und das namen- und vaterlose Kind war jetzt Gräfin von St. Alban geworden! — Dubelli schüttelte lächelnd den Kopf, wenn er an alles das dachte und an die vielen Bekannten, die er da unten in der Stadt wieder finden würde.

Jetzt hatten sie die Stadt erreicht. Plötzlich rollte der Wagen nicht mehr auf weichem Sand und das Klirren der Hufe und Räder

auf dem Pflaster riß den Faden ihrer Phantasieen plötzlich ab und die Wirklichkeit trat wieder in ihre Rechte.

„Wo fahren wir hin?“ fragte der Doktor, „haben Sie schon eine Privatwohnung, oder gehen wir zusammen in den Gasthof?“

„Ich denke, wir gehen in den Gasthof,“ entgegnete Dubelli, „ich werde mir dann mit Muße in diesen Tagen ein anständiges Quartier in der Nähe des Hoftheaters suchen.“

„Also in den englischen Hof!“ rief der Doktor dem Kutscher zu und der Wagen rollte dorthin.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Ein neuer Theater-Intendant.

Der Graf Alfons war aus Italien zurückgekehrt. Im Hofraum seines schönen, elegant eingerichteten Hauses waren seine Stallleute beschäftigt, sein Reise-Coupé vermittelst einer außerordentlichen Wasserverschwendung vom Staube und Chaussee-Schmutz, der sich vom Comersee über den Splügen angesetzt hatte, zu reinigen. Dies Geschäft versahen zwei Stallbuben, und während sie eifrig an den Rädern herumwuschen, lehnte der Bediente, welcher den Grafen begleitet hatte, an der Thüre der Remise und unterhielt das ganze Dienstpersonal mit anmuthigen und schrecklichen Historien aus dem Wunder- und Räuberland Italien. Dabei flocht er die unsinnigsten italienischen Ausdrücke in seine Erzählung, und so oft er das that, schaute die sämmtliche Zuhörerschaft mit wahrer Ehrerbietung zu ihm auf.

Die Stallbuben, die den Hinterwagen jetzt vermittelst des Bockes in die Höhe hoben, um die Räder abzuziehen und frisch zu schmieren, behaupteten mit Kennerblick, die Achsen haben bedeutend gelitten und der Wagen müsse wahnsinnig gefahren worden sein, eine Bemerkung, die der betreffende Bediente mit einem stummen Kopfnicken bekräftigte, worauf der Koch, der ebenfalls in die Thüre getreten war, die Behauptung aufstellte: „es wird in Italien fast

so schnell gefahren, wie in Rußland;" eine Bemerkung, die ihm durch einen Blick unbeschreiblicher Verachtung von dem Gereisten erwidert wurde.

„Nirgends fährt man wie in Italien," sagte er alsdann nach einer längeren Pause, und fuhr mit Wichtigkeit fort, als er sah, wie die Stallbuben aufhörten, die Räder zu drehen und erwartungsvoll aufschauten: „dort sind die Pferde ganz wild, sie laufen mit den Büffeln auf der Waide herum, und wenn eine Extrapost ankommt, fängt man ein Stück zwanzig ein, daraus sucht man die vier besten aus, der Postillon wird auf eines hinaufgeschnallt —"

„Aufgeschnallt?" fragte verwundert der Reitknecht des Grafen.

„Aufgeschnallt!" wiederholte der Gereiste mit großer Bestimmtheit; „dann läßt man die Pferde los und die vier Pferde gehen durch bis zur nächsten Station, wo sie aufgefangen werden. Dies ist namentlich der Fall in den Spontinischen Sümpfen."

„Aber," erlaubte sich ein Stallbube die schüchterne Frage, „wenn nun einer der Reisenden unterwegs aussteigen will, oder wenn man etwas aus dem Wagen fallen läßt, was man gern wieder haben möchte?"

„Ist rein unmöglich!" entgegnete der Gefragte und zog die Halsbinde in die Höhe. „Die italienischen Pferde sind von einer unbeschreiblichen Kraft und Wildheit; es ist schon vorgekommen, daß unterwegs ein Rad zerbrochen, ja beide Hinterräder, und dann haben sie den Wagen auf den Achsen, und mit derselben Geschwindigkeit fortgeschleppt."

„Das ist aber fürchterlich!" sagten die Stallbuben, und der hartnäckige Koch meinte, etwas dergleichen sei in Rußland nichts Ungewöhnliches. „Italien kenne ich nicht," fuhr er fort, „aber von Petersburg nach Moskau bin ich sehr oft gefahren, als ich noch in Diensten war bei dem Grafen Tatschkowsky. Wir legten diese Strecke, über hundert deutsche Meilen, gewöhnlich in zehn Stunden zurück."

„Oh!" riefen die Stallbuben, und der Reitknecht kniff lächelnd

ein linkes Auge gegen den Koch zu, als wollte er sagen: so ist's recht! Der soll nicht glauben, daß allein er im Stande sei, uns anzulügen.

Der Gereiste mochte den Koch kennen, und wohl wissend, daß er mit ihm nicht fertig würde, schien er einlenken zu wollen, indem er sagte: „die russischen Pferde haben allerdings ihre Vorzüge, sie sind sehr ausdauernd, aber gegen die Schnelligkeit der italienischen kommen sie doch nicht an."

„Ausdauernd und schnell!" sagte der unbezwingbare Koch; „ein russisches Pferd läuft zwei Tage an Einem fort, es frißt, saust, ja schläft im Galopp und kommt nie außer Athem."

„Aber das ist ja unmöglich!" versetzte der Gereiste verdrießlich, der noch viel Ungeheuerliches über Italien auf dem Herzen hatte, und sich so unverantwortlich überboten sah. „Wie kann ein Pferd nur einen halben Tag im Galopp laufen, ohne außer Athem zu kommen?" worauf der Koch ruhig entgegnete:

„Diese Art russischer Pferde braucht gar keinen Athem, sie gehören zur Race der Unlungerer." —

Die Stallbuben hielten erstaunt in ihrer Arbeit inne, der Reitknecht lachte und der Gereiste schlug ergrimmt die Arme übereinander.

„Unlungerer," fuhr der Koch unbarmherzig fort, „sind Pferde, denen man als Füllen die Lungen herausgeschnitten und dafür Schwämme hineingeheilt hat, worin sie für mehrere Tage Wasser fassen, ungefähr wie die Kameele."

„Aber Monsieur Georges," brauste der Gereiste auf, „wie können Sie sich einbilden, daß wir Ihnen solche Dummheiten glauben!"

„Dummheiten?" sagte der Koch: — „nichts wie reine Wahrheit! Diese herausgeschnittenen lebendigen Lungen sind sogar als Leckerbissen in der Küche sehr gesucht, und die vornehmen Russen bezahlen sie mit schwerem Gelde."

Nachdem er auf diese Art den Streit in sein Departement herübergespielt, zog er sich in dasselbe zurück und überließ den ge-

reisten Lakaien seinem Schicksale, der noch einige schreckliche Räubergeschichten auf dem Herzen hatte, die er aber jetzt nicht wagte loszulassen. Auch wurde die ganze Gesellschaft im Hofe durch einen Zug an der Klingel beunruhigt, die aus dem Zimmer des Grafen läutete und den Lakaien schleunig in's Haus rief.

Es war eigentlich nichts Bedeutendes, der Graf verlangte blos ein brennendes Licht zum Siegeln; doch, da wir einmal mit dem Lakaien in die inneren Gemächer eingedrungen sind, so wollen wir auch dort bleiben und die Dienerschaft im Hof ihrem Schicksal überlassen.

Das waren noch dieselben Zimmer, in denen wir schon einigemal gewesen: die heimlichen Winkel mit den schwellenden Divans, die prachtvollen Oelbilder, meist schöne Weiber vorstellend, die dicken Teppiche mit Blumen in allen Ecken und Enden. Graf Alfons saß vor seinem Schreibtisch, er hatte eben sein Schreiben gesiegelt, und während er lange Züge aus seiner Cigarre that, lehnte er sich nachsinnend in seinen Stuhl zurück.

Er hatte Italien vor seinem Freunde verlassen, denn es war ihm langweilig geworden in der Nähe des liebenden glücklichen Paares, und dann hatte ihm auch seine Schwester Clara geschrieben, er möge nach Hause zurückkehren: es scheine ihr, — so waren ihre Worte — man habe allerhöchsten Ortes die gnädige Absicht gefaßt, ihm einen Posten anzuvertrauen, den er schon lange ambitionirt, und der mit seinen langjährigen Wünschen im vollsten Einklange stünde. Darauf war dann Graf Alfons in aller Eile angekommen, hatte sogleich eine Audienz bei Seiner Majestät dem König gehabt, und jetzt sehen wir auf seinem Tische ein Königliches Dekret liegen, welches ihn zum General-Intendanten der Königlichen Schauspiele ernennt. Der Graf war von der Gnade hocherfreut; ihm war das Theater das Höchste, er konnte jetzt mit vollem Recht Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen protegiren, er hatte von nun an dekretlich das größte Recht, hinter den Coulissen zu sein; und dann die Kunst selbst: wie nahm er sich vor, sie fortan zu hegen und zu pflegen! Er hatte soeben in den verbind-

lichsten, allergehorsamsten Ausdrücken sein Danksagungsschreiben abgefaßt, und sann nun darüber nach, ob es räthlich und thunlich sei, das sämmtliche Personal des Hoftheaters, welches ihm dieser Tage in Masse vorgestellt und übergeben werden sollte, mit einer feierlichen Rede zu begrüßen. Das Sprechen vor vielen Leuten war sonst nicht seine Sache, und wenn er jetzt seinen Stuhl verließ, im Zimmer auf- und abschritt, und mehreremal ansetzte: nachdem mir Seine Königliche Majestät den schmeichelhaften Auftrag ertheilt, das Königliche Hoftheater zu übernehmen, oder: meine Herren und Damen! Sie sehen in mir Ihren neuen Chef; oder vielleicht auch: die Kunst, meine Herren und Damen, bedarf eines neuen Aufschwungs. — Nachdem er so verschiedene Anfänge zu neuen Reden probirt, und selbst in seinem Zimmer nicht viel weiter, als zu den einleitenden Worten gekommen war, fand er, daß eine förmliche Rede doch vielleicht zu familiär sein könnte, und beschloß, das sämmtliche Personal mit keiner dergleichen zu erfreuen, sondern dasselbe stumm und ernst zu übernehmen.

Der Kammerdiener, der schon einigemal an der Thüre erschienen war und sich jedesmal zurückgezogen hatte, als er seinen Herrn in eifrigem Selbstgespräch begriffen sah, meldete jetzt einen Bekannten, der den Herrn Grafen zu sprechen wünschte.

„Ein Bekannter? — Wer kann das sein?"

„Ich glaube, ein junger Musiker," antwortete der Kammerdiener, „der —"

„Aber wie können mich diese Leute jetzt schon überlaufen!" sprach ernst der Graf, und ließ sich würdevoll in seinen Fauteuil nieder; „ich habe das Hoftheater noch nicht übernommen und also auch keine Mittel, etwas zu thun."

„Der Herr General-Intendant werden gnädigst verzeihen!" sagte lachend eine Stimme, bei deren Klange der Graf hastig aufsprang und dem Eintretenden entgegeneilte.

„Was zum Teufel!" rief er lustig aus, „seit wann lassen Sie sich bei mir anmelden? Und obendrein als Musiker! — Welche

Idee, lieber Charles! — Seit wann sind Sie angelangt, wo kommen Sie her?"

Der junge Componist schüttelte herzlich die Hand des Grafen, legte seinen Hut auf einen Stuhl und warf sich dem Grafen gegenüber in einen Fauteuil.

„Kurz, nachdem Sie im vergangenen Herbst," sagte er, „Ihre italienische Reise antraten, kam ich hieher. Es war mir natürlich sehr unangenehm, Sie, theuerster Gönner und Freund, nicht hier zu finden, doch hatte ich dafür auch wieder den Vortheil, daß ich mich von allen Zerstreuungen, allen Gesellschaften zurückziehen und nur meinen Arbeiten leben konnte. Ich war ungeheuer fleißig."

„Und haben Sie eine neue Oper componirt?" fragte der Graf; „es wäre mir außerordentlich angenehm."

Der junge Componist nickte mit dem Kopfe und erwiderte: „doch war ich im Begriff, mit einer fertigen Partitur davonzuwandeln, um anderwärts mein Heil zu versuchen; denn Sie werden sich erinnern, bester Graf, wie wenig Glück ich bisher mit meinen Compositionen beim hiesigen Hoftheater hatte."

„Mit Ausnahme des ersten Ballets!" lachte Alfons, „das einen ungeheuren Erfolg hatte —"

„Aber nur einmal gegeben wurde," ergänzte der Musiker, „weil die erste Tänzerin gegen mich intriguirte."

„Sagen Sie vielmehr, lieber Freund," antwortete der Graf, „daß die erste Tänzerin nicht eher gegen Sie intriguirte, bis Sie sie durch Entziehung der ersten Rolle auf's Tiefste gekränkt. Ach, Elise war schön, ein liebenswürdiges Geschöpf! — Apropos, haben Sie immer noch diese Marotte? —"

„Welche, lieber Graf?"

„Nun, die mit den blonden Haaren, weßhalb Mademoiselle Pauline damals die Rolle bekam. — Ja, ja, die blonden Haare waren Ihnen gefährlich, sie haben Ihnen viel Kummer, viel Sorge gemacht."

„Das weiß Gott im Himmel, Graf Alfons!" sagte sehr ernst der junge Musiker, „sie haben fast mein Lebensglück zerstört."

„Was Teufel!" erwiderte der Graf lachend, „so waren Sie wirklich in Pauline verliebt? — das hätte ich mir nicht eingebildet; und sie war gewiß auch hart gegen Sie — ich habe in meinem ganzen Leben keine niedlichere, hartherzigere, sprödere Person gekannt, als Pauline. Aber sie hat ihren Lohn erhalten, sie hat ungeheuer prosaisch geendet. Sie hat einen Landjunker geheirathet, wohnt etwa zwölf Stunden von der Residenz, an der Grenze des Schwarzwaldes, wo alle Kultur aufhört, und kann jetzt ihren Hühnern und Kälbern was vortanzen. — Ich kann das Bild gar nicht aus dem Kopfe bringen, wenn ich mir so einen großen Hof denke, das Ganze eine einzige Mistpfütze, und nun Pauline dazu, zierlich ihr Kleid aufhebend und mit den allerliebsten Füßchen von einem Stein auf den andern springend, um sich nicht naß zu machen. — Welche Engagements hätte das Mädchen haben können! sogar hohen Orts hat man sich eine Zeitlang für sie interessirt, aber es war alles vergebens."

Der Graf hatte dies mit großer Selbstgefälligkeit gesprochen, mehr zu sich selbst, als zu seinem Gegenüber. Charles schien auf seine Worte gar nicht zu achten; er hatte den rechten Arm unter den Kopf gelegt, und hob die Blicke ernst und nachdenkend zur Decke.

„Also Pauline," sagte der Graf abermals, „hatte es Ihnen damals angethan? Trösten Sie sich, junger Mann, Sie waren nicht der Einzige."

„Was ich?" antwortete der junge Musiker, der aus seinen Träumereien erwachte, „ich versichere Sie, lieber Graf, Mademoiselle Pauline, so schön sie war, hat mich vollkommen kalt gelassen."

„Aber die blonden Haare, bester Freund! — Das Faktum mit den blonden Haaren werden Sie mir doch nicht abläugnen wollen!"

„Allerdings!" sagte Charles mit einem tiefen Seufzer, „die blonden Haare, ja die blonden Haare! — — — — Aber gewiß nicht die blonden Haare der Tänzerin!"

„Also doch blonde Haare!" antwortete der Graf, „ja es gab eine Zeit, wo ich mich auch für diese Farbe lebhaft interessirte, warten Sie einmal, das Haar der Tänzerin war freilich schön,

aber ich kannte damals ein anderes, viel reicher, viel glänzender, von einer herrlichen Farbe."

„Wo, bester Graf?" fragte der Musiker, der aufmerksam wurde, „doch was nützt mich mein Fragen; sie, die ich meine, ist und bleibt verschwunden."

„Fragen Sie immerhin!" lachte Alfons, „schon früher versprachen Sie mir einmal, mir etwas ganz Merkwürdiges mitzutheilen, das Ihnen hier geschehen. Hängt jenes Ereigniß mit den blonden Haaren zusammen?"

„Allerdings!" sagte der Musiker und fuhr dringender fort: „Sie erwähnten vorhin eines Mädchens mit diesen seltenen Haaren, die Sie in damaliger Zeit gekannt. War das hier in der Stadt?" —

„Ja — a — a!" antwortete stockend der Graf.

„Sie war aus der Gesellschaft?"

„Allerdings!" antwortete Alfons nach einigem Zögern, „sie war aus der Gesellschaft."

„Und diese Dame kannten Sie vor ungefähr zehn bis zwölf Jahren?"

„Es mögen zehn bis zwölf Jahre sein."

„Und Sie kannten sie genau, Graf Alfons?"

„Gott, wie Sie auf einmal anfangen, mich zu examiniren! — Nun ja, ich kannte sie genau, wie man hundert Andere genau kennt. Aber sie war es gewiß nicht, für welche Sie schwärmten."

„Wer kann das wissen!" sagte Charles nachdenklich.

Der Graf schüttelte den Kopf, dann fuhr er fort: „aber dem sei wie ihm wolle, lassen Sie mich etwas von Ihrer Geschichte wissen, wenn Ihnen das eine Erleichterung ist, oder, wenn Sie vielleicht hoffen, dadurch etwas zu erfahren; Alles, was ich weiß, will ich Ihnen gerne mittheilen." —

Der Musiker lehnte sich in den Fauteuil zurück und gab eine Zeit lang keine Antwort. Plötzlich sagte er: „Nun ja, hören Sie mich an! — Ich lernte damals durch Zufall ein Mädchen kennen — das Wie und Wo kann Ihnen gleichgültig sein — ein Mädchen,

schön wie ein junger Frühlingstag, eine frische Knospe, süß geschwellt von der Kraft und Gluth der Jugend."

„Mit dem bewußten hellblonden Haar!" ergänzte der Graf.

„Ich wurde mit ihr bekannt, wir sahen uns häufig, wir liebten uns. Doch durfte ich sie nur verstohlen sehen und sprechen, und nie in ihrem eigenen Hause, denn sie gehörte einer vornehmen und reichen Familie an und wohnte bei einer der ersten Familien in hiesiger Stadt."

„Was Teufel!" rief der Graf plötzlich auf, „bei einer der reichsten und vornehmsten Familien in der hiesigen Stadt? — Also war das Mädchen aus der Gesellschaft? — Das ist mir sehr merkwürdig! Ich erinnere mich doch aus jener Zeit her nicht einer einzigen bemerkenswerthen Blondine."

„Aber vorhin sagten Sie doch, nur ein einziges Mädchen und zwar aus der Gesellschaft, habe dasselbe Haar gehabt, wie Pauline."

„Ja, die!" antwortete lächelnd der Graf, „die kann es doch nicht gewesen sein!"

„Sie war groß und schlank — vielleicht sechszehn Jahre."

Der Graf nickte mit dem Kopf.

„Sie hatte die schönsten, glänzendsten, blauen Augen."

Der Graf nickte abermals.

„Und wenn sie sprach," fuhr der Musiker eifriger fort, „namentlich wenn sie eifrig sprach oder über etwas in Heftigkeit gerieth, so warf sie trotzig die Oberlippe auf und zeigte schön geformte, blendend weiße Zähne."

„Und sie warf häufig die Oberlippe trotzig in die Höhe," sagte der Graf nachdenkend. — „Herrliche Zähne!"

„Also war's am Ende doch dieselbe!" forschte eifriger der Musiker, „ich beschwöre Sie, Alfons, wenn Sie eine Idee haben, wenn Sie glauben, daß auch Sie jenes Mädchen gekannt, so bitte ich Sie, so beschwöre ich Sie, sagen Sie mir, was haben Sie später von ihr erfahren? was ist aus ihr geworden? seien Sie mein wahrer Freund, geben Sie mir auch nur die kleinste Spur, sagen Sie mir ein einziges Wort über meine Anna!"

„Ich glaube, sie hieß Anna," sagte der Graf sehr leise und versank in tiefe Träumereien.

Charles Blicke hingen fest an seinem Munde.

„Aber nein," fuhr er nach einer Pause fort, „das ist unmöglich."

„Es könnte aber doch möglich sein!"

„Gewiß nicht! gewiß nicht!"

„Fahren Sie in Ihrer Geschichte fort!"

„Aber wenn Sie etwas wüßten, so —"

„So — —" sagte der Graf nach einer Pause, „will ich Ihnen mittheilen, was ich kann. — — — — Also Sie liebten dieses Mädchen? — sie hieß Anna?"

„Ja, ich liebte meine Anna mit dem Feuer der Jugend, mit der Gluth der ersten Liebe, ich betete sie an und hatte auch alle Ursache dazu. Sie — einer reichen, vornehmen Familie angehörend — liebte ja mich so innig, so glühend, mich, den armen unbekannten Musiker, der, niedergedrückt von Kummer, von Mangel, nichts hatte, als seine Kunst und diese Liebe. Und das Mädchen mit ihrer Liebe war mir das Höchste; wie zu einem Stern in finsterer Nacht schaute ich zu ihr empor, die so hoch über mir stand, und da ich mich mit aller Kraft meiner Seele, meines Talents ihr zu nähern suchte, so hob ich mich empor, vielmehr sie hob mich empor, und wenn ich etwas geworden bin, so habe ich es ihr zu verdanken. Wie ein lichter Geist schwebte sie über mir und reichte dem armen Versinkenden ihre Hand und zog mich aus dem Dunstkreis dieser Welt in die heiteren, himmlischen Gefilde der Kunst." — — — —

Der Graf schüttelte leise den Kopf.

„Ich war damals der Verzweiflung nahe," fuhr der Musiker fort, „ich fühlte in mir die Kraft, in meiner Kunst etwas zu leisten, aber diese Kraft war gelähmt, ich litt Mangel an Allem, ich fand keine Anerkennung. Sie half mir in jeder Beziehung; und dabei blieb unser Verhältniß so unschuldig, so rein, wir waren zwei spielende Kinder, und wenn sie stundenlang neben meinem

Klavier saß und sich endlich entfernte, so war es mir genug, wenn sie mir die Hand reichte, und ich diese kleine weiße Hand in Verehrung an meine Lippen drücken durfte."

Der Graf schüttelte stärker mit dem Kopfe und sagte nach einer Pause: „nehmen Sie mir nicht übel, lieber Charles, ich thue merkwürdige Blicke in Ihr früheres Leben. Sie sagen mir, Sie hatten mit Mangel und Noth zu kämpfen gehabt, aber Sie kamen doch in die besten Kreise der Gesellschaft, Sie hatten ja Freunde, wie mich zum Beispiel. Warum haben Sie denn um Gotteswillen nie über Ihre Lage gesprochen?"

„Erlauben Sie mir, bester Graf," entgegnete der Musiker mit einem bitteren Lächeln, „das ging damals nicht wohl an; es ist ganz richtig, Sie und viele Ihrer Standesgenossen kannten mich, hatten mich gern, aber weßhalb? Mich, meiner Kunst zu Liebe? — Gewiß nicht! das heißt, der wahren Kunst zu Liebe nicht; ich war gern bei Ihnen gesehen, ich durfte eine Cigarre bei Ihnen rauchen, denn ich wußte mich in Ihren Salons zu benehmen, und es gelang mir durch die fürchterlichsten Entbehrungen, in meinem Aeußern so zu erscheinen, daß Sie sich nicht zu schämen brauchten, mich Ihrem Freund, dem Grafen A. oder dem Baron B. zu präsentiren. — Monsieur Charles — ein junger Musiker, der's aber, wie es scheint, nicht nöthig hat, der uns durch etwaige Anforderungen nicht in Verlegenheiten bringen wird. — So ging ich bei Ihnen aus und ein, und nur deßhalb wurde ich bei Ihnen geduldet. Ein einziges Wort über meinen wirklichen Zustand hätte diesen Nimbus zerstört und mich in Ihren Augen in die Alltäglichkeit zurückgeworfen; — ich brauchte Ihre Kreise, ich brauchte Ihre Protektionen, wenn auch keiner besonders viel für mich gethan. Als ich mein erstes Werk schrieb — und ich hätte es nicht schreiben können, Graf Alfons, wenn ich jenes Mädchen nicht gekannt hätte; ich bin stolz darauf, Ihnen das zu gestehen — als ich mein erstes Werk schrieb, und Ihnen und andern Bekannten daraus vorspielte, fand man es charmant, ja geistreich, aber Viele, nicht weil es charmant und geistreich war, sondern weil es Jemand

geschrieben, der in ihren Salons aus- und einging, der ein Anhängsel ihrer Gesellschaft war, der — es eigentlich nicht nöthig hatte, sein Brod damit zu verdienen. So glaubten Viele. Denn hätten Manche gewußt, wie dringend ich auf mein erstes ärmliches Honorar gewartet, so hätten sie mich schon vor der Aufführung fallen lassen, fürchtend, wenn mein Werk falle, so falle ihnen der Componist ebenfalls zur Last."

„Aber bester Charles, Sie urtheilen hart über uns."

„Aber gewiß nicht ungerecht, Graf Alfons. Heute haben Sie freilich eine andere Ansicht von mir; ich habe Erfolge gehabt, mein Name ist genannt, und ich glaube fast, Sie würden mir heute jede Bitte erfüllen. Aber wenn heute an meiner Stelle ein anderer armer Künstler zu Ihnen käme, der Ihnen als talentvoll präsentirt würde, der nach einiger Zeit um Ihre Unterstützung bitten müßte —"

„So würde ich ihn wahrhaftig unterstützen," sagte der Graf.

„Vielleicht wohl!" fuhr der Musiker lachend fort, „Sie würden ihn unterstützen, wie man Jemand ein Almosen gibt, aber hier Ihre Fauteuils und dort Ihr Cigarrenkistchen blieben ihm fortan verschlossen. Ihr gebt wohl, ihr vornehmen, reichen Leute; aber die wenigsten von euch verstehen zu geben."

„Brrr!" sagte der Graf und schüttelte sich, „da habe ich eine tüchtige Lektion bekommen. Aber ich werde sie mir zweifach merken, als Mensch und als General-Intendant der Theater. — Doch fahren Sie in Ihrer Geschichte fort."

„Diese Geschichte," sprach der junge Musiker mit sehr trübem Tone, „ist, wie es in jenem Liede heißt

— eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu,
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Wir mußten uns trennen, sie sagte mir beim Abschiede: Familienrücksichten, über welche sie sich jedoch nicht näher erklären könne,

zwingen sie, die Stadt zu verlassen, nöthigen sie mir Lebewohl zu sagen, vielleicht auf immer — — vielleicht; freilich gab sie mir Hoffnung auf ein Wiedersehen, aber diese Hoffnung hat sich bis jetzt nicht erfüllt: ich habe nie mehr etwas von ihr erfahren."

„Und machten Sie damals," forschte der Graf, „keinen Versuch, ihre Wohnung ausfindig zu machen? Oder hat sie Ihnen nie gesagt, wo sie wohne? Wenn sie das verheimlicht, warum suchten Sie es nicht zu erfahren, warum folgten Sie ihr nicht einmal von Weitem? — Thaten Sie denn nie Schritte, zu erfahren, wer das Mädchen eigentlich sei?"

„Das hatte sie mir strenge untersagt," antwortete Charles, „sie hatte mich beschworen bei Allem, was ihr und mir heilig sei, ihr nicht nachzuforschen; sie versicherte mich hoch und theuer, daß in dem Augenblick, wo ich etwas Näheres über sie erfahren würde, unser Verhältniß zu Ende sein würde, zu Ende sein müßte. — Ach! und ich liebte sie so innig!"

„Und sagte sie oft," fragte Alfons weiter, „daß sie aus einer großen, reichen Familie sei?"

Der junge Musiker schüttelte mit dem Kopfe und entgegnete nach einer Pause: „nein, sie deutete das nur einigemal an, aber oft sprach sie davon, wie elend sie sei, wie gering sie sich neben mir vorkomme. Ich, der doch zu ihr aufschaute, wie zu einem Schutzgeist, stünde hoch über ihr. Ich begriff diese Reden nie, ihre einzige Hoffnung wäre — so sagte sie mir beim Abschiede — daß mir später einmal vergönnt sei, sie zu mir emporzuziehen."

„Ah so!" sagte der Graf und versank in tiefes Nachdenken.

„Doch was helfen diese Grübeleien!" fuhr Charles fort; „noch habe ich die Hoffnung nicht aufgegeben, das Mädchen einst wieder zu finden, und wenn ich sie finde, so soll keine Macht der Erde im Stande sein, sie mir wieder zu entreißen."

„Und Sie besitzen kein Bild von ihr?" fragte Alfons nach längerem Stillschweigen; „ich wäre wirklich begierig, diese Züge zu sehen, vielleicht, daß ich mich doch ihrer erinnerte."

Der Musiker zog aus einer Brieftasche ein kleines Portefeuille

heraus, öffnete es, drückte an einer Feder, und ein kleines Miniaturbild kam zum Vorschein, das er dem Grafen überreichte.

Dieser nahm es rasch aus seinen Händen, lehnte sich in seinen Fauteuil zurück, und betrachtete das kleine Bild lange ernst und schweigend. — — Ja, sie war es, es war Anna, die ihm zweimal erschienen war, und die selbst auf ihn, den Vielerfahrenen, einen solchen Eindruck gemacht hatte, daß er heute nach langen Jahren dieses Mädchen nicht vergessen konnte.

„Und es ist dieselbe mit dem blonden Haar, die Sie auch gekannt?" fragte Charles erwartungsvoll; worauf der Graf, ohne ihm eine Antwort zu geben, nur leicht mit dem Kopfe schüttelte, aufstand und die Klingel zog.

Ein Bedienter erschien in der Thüre.

„Ist Amadäus von seinen Ausgängen zurückgekommen? fragte der Graf und Jener antwortete:

„Soeben trat der Haushofmeister in's Vorzimmer. Er wünscht den Herrn Grafen zu sprechen."

„Laß' ihn sogleich hereinkommen!"

Der Diener zog sich zurück und gleich darauf trat Amadäus ein.

Er hatte sich seit dem letzten Herbst durchaus nicht verändert, der alte Mann. Wenn man ihn so sah mit seinem schneeweißen Haar, dem ruhigen Gesichtsausdruck, im schwarzen Frack, weißer Weste und Halsbinde, die ganze Gestalt auch bis in das kleinste Detail unverändert, so hätte man glauben können, er komme soeben von der Treppe herein, wo er im vergangenen Herbste draußen auf dem Jagdschlosse die Herrschaften entlassen.

Meister Amadäus näherte sich ehrfurchtsvoll dem Grafen, der ihm, die Hand entgegenstreckend, die seine herzlich schüttelte.

„Nun, alter Herr," sagte Alfons lächelnd, „habe ich Alles ordentlich wieder nach Hause gebracht, fehlt nichts an meinem Wagen und den Reise-Requisiten; ist von meinen Kleidern und der Wäsche nicht zu viel dahinten geblieben?"

Worauf Meister Amadäus lächelnd erwiderte:

„Man kann nicht mehr verlangen, Herr Graf, es ist in der

That ordentlich zugegangen. Freilich muß der Reisewagen gleich zum Sattler, es ist viel daran ruinirt, aber das ist bei so einer langen Reise nicht anders zu erwarten. Ein Fußsack ist allerdings zurückgeblieben, von den Reisepfeifen fehlen auch einige, Franz behauptet, sie wären zerbrochen — dafür aber —" hier stockte der Alte schlau lächelnd.

„Nun, dafür aber? — Was wollen Sie sagen, Amadäus?"

„Dafür aber haben Sie auch Einiges mit zurückgebracht, Herr Graf, was ich Ihnen nicht mit auf die Reise gegeben!"

„Nun, was denn?"

„Es ist nicht der Rede werth," sagte Meister Amadäus und schaute von seinem Herrn zu dem jungen Musiker hinüber, der den Kopf in die Hand gelegt hatte und das ganze Gespräch nicht zu hören schien.

„Sie brauchen sich vor dem Herrn nicht zu geniren!" bemerkte der Graf laut lachend. — „Was habe ich denn zurückgebracht, das ich nicht mitgenommen?"

„Nun, ein paar Damentaschentücher!" versetzte ebenfalls lachend der Haushofmeister, worauf der Graf in ein unmäßiges Gelächter ausbrach und zu dem Musiker sagte: „sehen Sie, Charles, ich bin eigentlich nicht verheirathet, wie Sie wissen, aber meine Gardinenpredigten bekomm' ich dennoch. Ich versichere Sie, Meister Amadäus führt ein scharfes Regiment, das heißt, was mich anbelangt; nicht das Geringste läßt er mir passiren. Aber sollten Sie glauben, daß dieser alte Herr selbst die merkwürdigsten Geschichten anstellt?"

„Ich, Herr Graf?"

„Daß er junge Mädchen im Walde aufliest, mit sich nach Hause nimmt und lange Zeit in meinem Schlosse bei sich behält?"

„O, Herr Graf," bat der alte Mann, „nicht diesen Scherz! Sie wissen, Herr Graf, in dem Punkte bin ich in der That wie ein Kind; in dieser Sache verletzt mich das kleinste Wort, selbst von Ihnen, Herr Graf."

„Es ist ja nur Scherz!" fuhr dieser fort, „ich wollte Sie

eigentlich nur fragen, wem gleicht dieses Portrait?" Mit diesen Worten übergab er ihm das Taschenbuch.

„Das ist die Magdalene! — bei Gott, das ist sie!" rief der alte Mann aus, nachdem er einen Blick auf das Bild geworfen. „Gewiß, Herr Graf, die Magdalene!"

Der junge Musiker war bei diesen Worten rasch aufgesprungen und trat so hastig auf den Haushofmeister zu, schaute ihm so dringend in's Gesicht, daß dieser mit einer leichten Verbeugung einen Schritt zurücktrat und bald den Grafen, bald den Fremden überrascht und befremdend anblickte.

„Ich glaube auch," sagte der Graf nach einer kleinen Pause, „nach Ihrer Schilderung, Amadäus, könnte es die Magdalene sein."

„Wer ist die Magdalene, was soll's mit ihr?" fragte Charles heftig.

Der Graf winkte mit der Hand, ruhig zu sein, und zeigte auf den Haushofmeister, der das Bildchen nahe vor seine Augen brachte, es lange betrachtete und stumm mit dem Kopfe nickte. Endlich sagte er: „o, Herr Graf, wollten Sie mir vielleicht solch' eine große Freude machen? — ist das Bildchen hier für mich? — Ich wär' außerordentlich glücklich!"

„Es gehört nicht mir," erwiderte Alfons, „es gehört jenem Herrn."

Bei diesen Worten blickte Meister Amadäus zuerst den Grafen ernst an, dann blickte er forschend auf den Musiker, ließ die rechte Hand mit dem Bildchen sinken und fuhr mit dem linken mehreremal über seine Stirn und sein Gesicht.— — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

„Ja, ja," sagte der alte Mann nach einem längeren Stillschweigen, „dies Bild gehört Ihnen. Sie haben ein Recht darauf; Sie haben dies Wesen — ich glaube nicht, daß sie von dieser Welt war — vor mir gekannt, genauer gekannt — Sie sind wahrscheinlich ein Dichter, ein Poet. — Es ist wohl möglich, daß Ihnen ein solch' reines Geschöpf in Ihren Phantasieen erschienen ist. — Doch nein! Sie müssen sie auch in der Wirklichkeit gekannt haben!

— Sie haben sie gekannt — Sie haben sie oft gesehen! — Gab es ein Mädchen, so gut, so lieb, so mild wie sie?" — —

Heftig wollte der Musiker etwas entgegnen, oder eine Frage stellen, doch der Graf faßte ihn schnell bei der Hand und bedeutete ihm, stille zu sein, indem er abermals auf den alten Mann zeigte. Das Gesicht desselben hatte einen merkwürdigen Ausdruck angenommen: sein Auge glänzte und starrte vor sich weit in unendliche Fernen. —

„Jetzt seh' ich sie wieder," sagte er auf einmal mit leiser Stimme, „ich seh' sie hier in diesem Zimmer; o lächeln Sie nicht so ungläubig, ich sehe sie gewiß. Dort an jenem Stuhle steht sie, sie stützt die Hand auf die Lehne desselben. Ihr Gesicht ist verschleiert, und sie streckt Jemand die Hand zum Abschiede entgegen, — aber nicht Ihnen — sondern meinem Herrn, dem Grafen, der diese kleine Hand küßt und sie ehrfurchtsvoll zur Thüre hinausbegleitet. — Dort schwebt sie hin — — ja, sie war es — sie war es gewiß!" Hier seufzte der alte Mann tief auf und schaute alsdann lächelnd um sich. Sein Gesicht und seine Augen nahmen den gewöhnlichen Ausdruck an, und erst, als er sah, daß die Blicke der beiden Anwesenden überrascht, ja entsetzt an seinem Gesichte hafteten, wurde er sehr ernst und sagte mühsam lächelnd: „ah! ich habe gewiß etwas Sonderbares gesprochen; verzeihen Sie mir, Herr Graf, es ist die alte schlimme Gewohnheit, die ich nicht lassen kann."

Er reichte das Bild mit einer tiefen Verbeugung dem Musiker, der aber zugleich mit dem Taschenbuch die Hand des alten Mannes ergriff und festhielt.

„Welche Bewandtniß und welcher Zusammenhang," fragte er alsdann mit leiser, aber dringender Stimme, „ist zwischen diesem Bild und jenem Mädchen, das Sie Magdalene nennen? Sprechen Sie, Amadäus! Und Sie, Graf Alfons, martern Sie mich nicht länger. Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir Alles, was Sie wissen!"

Der Haushofmeister sah seinen Herrn fragend an, dieser zuckte die Achseln und entgegnete: „was ich weiß, ist wenig genug, aber

Amadäus kann Ihnen Einiges mittheilen, was Ihnen interessant sein wird. — Sprechen Sie, Amadäus, ich bitte Sie darum; thun Sie meinem Freunde den Gefallen, und sagen Sie ihm, was Sie von der Magdalene wissen. Er hat sie in der That genau gekannt, sehr genau, und kann Ihnen auch seinerseits Einiges über sie mittheilen. Mir aber erlaubt, daß ich mich entferne, ich habe dringende Geschäfte. — Bester Charles, ich sehe Sie morgen auf dem Theater. Bleiben Sie ruhig da, Amadäus! und nochmals bitte ich Sie, erzählen Sie meinem Freunde ausführlich Ihre Geschichte!" —

Damit ging der Graf in das Nebenzimmer und Charles blieb mit Meister Amadäus allein.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Aus der Requisitenkammer.

Der Balletmeister Herr Dubelli hatte nie die zarten Neigungen des menschlichen Herzens gekannt, hatte sich nie auf gewisse Art zu einem weiblichen Wesen hingezogen gefühlt, hatte nie eine Geliebte gehabt. Was bei ihm die Stelle einer solchen vertrat, was sein ganzes Herz ausfüllte, war die Kunst, war das Theater. Sie liebte er leidenschaftlich, für sie hätte er sein Leben gelassen. In dieser Beziehung hatte Dubelli einmal den einzigen Streit seines Lebens; da einstens ein großer langer Mime behauptete: die Tanzkunst sei eigentlich keine Kunst, da hatte Dubelli am Rande des Duells geschwebt und somit vielleicht am Rande des Grabes.

Der neue Balletmeister hatte sein Departement übernommen, und er als Chef desselben sah mit großer Betrübniß, daß viel, sehr viel zu thun sei, um aus den übrig gebliebenen Trümmern einer früheren besseren Zeit wieder etwas Neues, dem Auge Wohlgefälliges, aufzubauen. Die ersten Tänzerinnen, die er damals gekannt, waren von der Bühne abgetreten; die Künstlerinnen zweiten Ranges ebenfalls; die einen hatten einen anderen Lebenslauf ergriffen, andere sich verheirathet und wieder andere waren gestorben und verdorben. Was nun noch übrig geblieben aus jener Zeit, das waren ältere

Damen, welche die zwölf Jahre, die über sie dahin gerollt, nicht schöner gemacht, wohl aber dicker und fauler. Dubelli bemerkte mit Schmerz, daß diese Wenigen, die er bis jetzt als kräftige Stützen seines neuen Aufbaues betrachtet, ein schlechtes Fundament abgeben würden, denn ach! es war nicht mehr wie damals, wo sich Alles herzudrängte, um an einer schwierigen Gruppe, an einem großen Ensemble Theil zu nehmen, wo es für eine Schande angesehen wurde, wenn Signor Benetti Jemand nicht beschäftigte. Heute suchte sich Alles vom Dienste zu befreien, so gut es ging, und da wurde alles Mögliche vorgeschützt, um auf den Abend vom Dienst frei zu sein. — Schauerlich! sogar die schreckliche Gewohnheit des Strickens hinter der Scene, auch bei den Proben, war unter den Tänzerinnen eingerissen und auf dem Balletsaal wurden, ehe Dubelli kam, statt der Uebungen an der Stange die mannigfaltigsten Handarbeiten angefertigt.

Die älteren Koryphäen, die sich jetzt Solotänzerinnen nennen ließen, zogen sich bei ihren Uebungen gar nicht mehr aus, sondern tanzten in ihren langen Kleidern schläfrig den Pas durch, den sie gezwungen waren, dem Publikum heute Abend zum Besten zu geben. Die Violine, die früher nie gerastet, die den ganzen Vormittag in den kläglichsten Tönen die lustigsten Tanzmelodieen hinausgejubelt hatte, war verstummt und hing in einer Ecke; wir glauben, um die Saiten hatten die Spinnen ihr Nest aufgeschlagen, wie einst um die Säulen der alten griechischen Kaiserpaläste. Der Künstler selbst saß an einem Tischchen auf dem Balletsaale und schrieb Noten zu einem kleinen Nebenverdienst. Die jüngeren Ratten, eine ganze Schaar kleiner fauler, unbehülflicher Wesen, saßen am Boden und spielten mit Knochen und Kugeln, und auf der Straße watschelten sie so entsetzlich einwärts daher, daß man sie für Alles, nur nicht für Tänzerinnen gehalten hätte.

In diese Wirthschaft nun trat der neue Balletmeister, der schon eine Ahnung von dem Unwesen hatte, fest entschlossen, mit kräftiger Hand die Zügel zu ergreifen; er schauderte aber förmlich zurück, als er am ersten Morgen die tolle Wirthschaft im Ballet-

saale mit angesehen. Ja, er ging trauernd nach Hause, verhüllte sein Haupt, und wir glauben, er weinte heiße Thränen.

Darauf ermannte er sich aber kräftig und begann, ein zweiter Herkules, diesen Augiasstall der Kunst auszumisten. Da gab es in den ersten Tagen rothgeweinte Augen und müde Beine, da krachten die alten Balken des Balletsaals, da jauchzte die Fidel, daß es eine Lust und Freude war, und bald schälte sich, Dank diesen Bemühungen, aus der wirren Masse ein gesunder Kern heraus, in das ganze Balletwesen kam ein neues Leben, neues Gedeihen. Aber den Balletmeister kostete das manche trübe Stunde, manche schlaflose Nacht. Und er hätte es auch nicht so durchsetzen können, wenn er nicht von seinem neuen Chef, dem Grafen Alfons, aufs Kräftigste unterstützt worden wäre. Den ganzen Tag hatte er zu thun, bald in den Garderoben, bald in den Requisitenkammern, und der Intendant, von seiner Tüchtigkeit, seiner Brauchbarkeit in jedem Punkt überzeugt, ließ ihm auch da freie Hand.

Es war für Dubelli in mancher Hinsicht ein wehmüthiges Gefühl, wenn er so durch die Balletgarderobe auf und ab schritt und die alten Sachen durchmusterte. Da hingen sie so still, so friedfertig, so leblos neben einander, die einst so glänzenden, jetzt abgetragenen Kleider, die an dem Körper der schönsten Mädchen das Publikum entzückten. Da waren Ausrüstungen vom Ballete, welche die jetzige Generation kaum dem Namen nach kannte. Da hing Freund und Feind traulich neben einander; neben leichten Nymphen und Bajaderen Helden aus dem Mittelalter, neben dem Kopfschmuck wilder Indianerinnen das glänzende, malerische Kopfnetz der zahmsten Spanierinnen.

Müd und matt ging der Balletmeister nach so vollbrachtem Tagewerk in seine Wohnung und auch da hatte er keine Ruhe, arbeitete an neuen Entwürfen, an neuen Plänen für sein nächstes Ballet. Spät am Abend konnte er noch oft sein Haus verlassen und nach dem Theatergebäude gehen, vielleicht auch zuweilen die dunklen Treppen hinaufsteigen bis zur Bühne, oder den Balletsaal öffnen, Alles in dem Gefühle, das wir Eingangs dieses Kapitels

andeuteten: um, was Andere für eine lebendige Geliebte thun, in ihrer Umgebung zu weilen und selbst ungesehen in ihrer Nähe zu sein.

Das Gebäude des Königlichen Theaters lag auf einem freien Platz, seine Front war demselben zugekehrt, eine Seite begränzte eine vorbeiführende Straße, die beiden anderen stießen an den großen Schloßpark, und hier war es Abends, namentlich wenn keine Vorstellung gegeben wurde, todt und still. Das Opernhaus war vordem ein Lustschloß gewesen, eines der merkwürdigsten Gebäude, das man sehen konnte. Auf hohen Treppen, die außen angebracht waren, trat man in den ersten Stock, wo sich damals große Concertsäle und Gesellschaftszimmer befanden. Alle Decken waren hier gewölbt und ruhten auf Hunderten von schlanken Säulen; Springbrunnen plätscherten in den Gängen und Treppen und sammelten ihr Wasser in zierlichen Marmorbassins, die namentlich Abends bei großen Festen, wenn das Haus im Lichterglanz strahlte, seltsam glänzten und leuchteten. Das Haus war von innen und außen mit den reichsten Sculpturen bedeckt, mächtige Karyatiden stützten die Thore, schlanke Statuen trugen die Fensterbalken und auf den Schultern riesenhafter Gestalten ruhte das Dach. Dieses hatte an der Front einen ungeheuren Giebel, welcher von Verzierungen aller Art, von Laubwerk und Figuren in Holz geschnitzt wimmelte und seine Spitze über alle Nachbargebäude, selbst über das Schloß hoch emporstreckte.

Im Lauf der Zeiten wurde aber das Lusthaus nicht mehr zu großen Festen benützt. Die Springbrunnen versiegten, die Bassins trockneten aus. Die Armleuchter an den Wänden trauerten in Stille und Dunkelheit, die Gemächer, in welchen Seide und Sammt gerauscht, wo der Fuß der Damen zierlich geschleift, wo Degen und Sporen des Cavaliers geklirrt, bedeckten sich mit Staub, und in den Sälen fast ohne Fenster, nur für nächtliche Feste berechnet, herrschte eine dichte melancholische Finsterniß.

Da wurde das Lusthaus zum Theater umgeschaffen. Die große Treppe an der Front des Gebäudes hinweggerissen machte einem bequemeren Eingang für das Publikum Platz. Die verschiedenen

kleineren und größeren Säle im Innern wurden zu einem einzigen großen Raume vereinigt, Gewölbe hie und da durchbrochen, die breiten steinernen Wendeltreppen in schmale hölzerne verwandelt. An der Seite nach der Straße zu baute man ein neues Gebäude an das alte, und hier herein verlegte man Musiksäle, Garderoben, die Bureaus und dergleichen mehr. Das Ganze bekam ein jugendliches frisches Ansehen und als nun am ersten Theaterabende der innere große Raum im Glanze von Hunderten von Lichtern strahlte, lachende Gesichter im Parterre und in den Logen saßen, als der Contrebaß brummte und die Violine ihre lustigen Weisen dazwischen ertönen ließ, da schien den Körper des alten Gebäudes eine innerliche Lust zu durchströmen und eine große Freude, daß durch sein Inneres nun wieder frisches Leben rausche, und es nicht mehr so todt, starr und einsam dazuliegen brauche. Doch konnten die alten Mauern die Säulen und Steingebilde der alten Zeit doch nicht so bald vergessen, und wenn in diesen Räumen auch wieder wie ehemals Sammt und Seide rauschte und Harnisch und Schwert klirrte, so war dies doch nur eine künstliche, nachgemachte Geschichte und dauerte nur wenige Stunden und dann war es wieder todt wie vorher.

Auch an dem Gebäude selbst hatte man die früheren prächtigen Zeiten nur unvollkommen verwischen und verdrängen können. Da sah man von außen die riesenhaften Gestalten, welche Thor und Dach trugen, halbvermauert und aus einer neuentstandenen Nische, wie aus einem Kerker hervorschauend. Da kam man in den neumodischen Corridors an langen Säulenreihen vorbei, die, wenn man sie auch hinter einem neuen Ueberzug verborgen, doch durch Kalk und Mörtel trotzig hervorblickten und nicht ganz verschwinden wollten. Die Gewölbe unter der Bühne waren fast ganz wie ehedem geblieben und wenn an den zierlich gehauenen Kapitälern oder an den schweren phantastischen Fenstergittern neugemalte Dekorationen ähnlicher Art lehnten, so sah das wehmüthig und komisch aus.

An der Seite, die auf die Schloßgärten führte, hatte man

das alte Gebäude fast ganz unverändert gelassen. Dort führten noch hohe Treppen von außen hinauf, da waren die Fenster noch in alter Pracht und Herrlichkeit geblieben, da strömte das Regenwasser noch aus den Mäulern fabelhafter Unthiere, die sich unter dem Dach mit langen Hälsen und vorgestrecktem Oberkörper weit hinaus beugten, auf den Boden herab, da sah man unten noch eine offene Gallerie, deren Decke von einer Reihe alter Rittergestalten getragen wurde und die mit einem prächtigen Gitter verschlossen war. Doch waren die armen alten steinernen Ritter hier unten müde geworden, so ganz allein den Dienst zu versehen, und zuerst hatten sie traurig ihren Kopf gesenkt, dann war ihnen der eine Arm abgefallen, dann der andere und endlich hatte man ihre edlen, aber morschen Leiber stützen müssen, mit neuerem gemeinem Mauerwerk, zwischen dem sie traurig hingen, hier die Gesichter ohne Nasen, dort die Körper ohne Hände, ja ohne Kopf. Ihre Waffen waren schon lange vorher verwittert und die Zeichen auf ihren Schildern verwischt und mit Schlingkraut überwachsen. — Ach, das Schlingkraut, die Pflanzen und Gesträuche, welche sich von dem Schloßgarten zu ihnen hingeschlichen, waren in ihrem frischen saftigen Grün nun ihr einziger Trost, vor Allem aber die uralten mächtigen Bäume, welche auf dieser Seite des Gebäudes seit undenklichen Zeiten in einer Reihe stehen geblieben waren. Sie hatten sich so lange, lange Jahre hindurch gekannt, die Bäume und die Ritter, und gute und schlimme Tage zusammen verlebt, Regen und Sonnenschein zusammen ertragen, sich beständig anschauend, anfänglich die ehrenfesten, kräftigen Ritter die schwächlichen unbehülflichen Bäumchen, jetzt die alten, kräftigen Stämme die armen, alten, zerfallenen, unbehülflichen Rittersleute. — Das ist der Lauf der Welt.

Hier herum erging sich unser Freund, der Balletmeister Dubelli, an stillen Abenden so gern. Er umkreiste das weite Gebäude und ließ sich dann wohl auf eine Steinbank nieder, die unter den Bäumen vor den verwitterten Stein-Cavalieren angebracht war.

Das that er auch an einem schönen Herbsttage und versank

da in tiefe Träumereien, und blieb hier, an vergangene Tage und an die Zukunft denkend, sitzen, bis die Dunkelheit mächtig hereingebrochen war. Der weite Garten lag still und einsam, die Bäume erschienen fast schwarzgrün, in einiger Entfernung violett, die niedrigen Sträucher bildeten nur eine einzige unförmliche Masse, die Alleen sahen wie Schluchten und Hohlwege aus und von den Rasenplätzen leuchteten die Marmorfiguren gespenstig durch die Dämmerung. Von den Teichen und Wasserbassins stiegen dunstige Nebel in die Höhe und halfen der Nacht Alles in ihren schwarzen Schleier zu hüllen. Zuweilen erscholl der Ruf einer wilden Ente, die von einem Wasser zum andern hinüberstrich, und störte die stillen melancholischen Schwäne, die alsdann mit gesträubten Federn ihrem kleinen Haus auf einer Insel mitten im Teiche zuruderten. Der Mond, der hinter den Bergen voll aufstieg, vermehrte noch das Feierliche und Geheimnißvolle der schlummernden Natur. Zuerst bestrahlte er die Gipfel der höchsten Bäume, und die Blätter da oben zitterten fieberhaft dem hellen Lichte entgegen. Dann blickte er abwärts und kämpfte mit den Nebeln, die ihn nicht durchdringen ließen und auf die er sich lagerte in bläulichem Scheine. Nur hie und da gelang es ihm, das Wasser zu küssen, und die Wellen erzitterten dann ebenfalls vor Lust und Freude, wie die Blätter an den Bäumen. Vor einer weißen Statue auf hohem Postament, welche mit dem weißen leblosen Marmorgesichte aufwärts an den Himmel blickte, schienen die Nebel in ängstlicher Scheu vorüberzuwallen, denn wenn sie hin und her wogend Alles wieder mit ihrem grauen Schleier bedeckten, so wagten sie sich doch nicht an jenes Marmorbild, auf welches sich nun das volle Licht des Mondes ergoß und es leidenschaftlich küßte, so daß es schien, als zuckten die todten Augen und bewegten sich die marmornen Lippen. —

So kam es auch Dubelli vor, der nicht weit von dem Steinbilde saß, und es wurde ihm unheimlich in dessen Nähe. Es war ihm nicht anders, als sei aus den Gewölben des Theatergebäudes vor ihm die Marmorbraut entsprungen und thue sich hier gütlich

im Mondenschein. Ja, es war ihm, als höre er drinnen Violinen und Clarinetten das Lied Zampa's des Corsaren begleiten, und dann war es ihm wieder, als müßte jetzt die Marmorbraut neben ihm den Arm ausstrecken und ihm mit dem verhängnißvollen Ringe drohen.

Ach, der gute Dubelli war ja nie ein Zampa gewesen und seine Verheerungen, die er in weiblichen Seelen angerichtet, beschränkten sich auf jenes Spiel mit dem morschen Herzen der Honoratiorentochter, das einstens vor dem Andrang seiner Liebenswürdigkeit zu zerbröckeln gedroht. Und doch hatte er eigentlich so wenig Antheil an dieser Neigung gehabt! Aber die Erinnerung an jene Tage war ihm schauerlicher, als seine vorherige Phantasie mit Zampa's Marmorbraut und er raffte sich auf, um diesen unheimlichen Platz zu verlassen. Kam es ihm doch vor, als sei es die selig verstorbene Honoratiorentochter, die jetzt vor ihn hin trete, um alte, nie gerechtfertigte Ansprüche auf ihn geltend zu machen. Glaubte er doch fast, sie wende den Kopf herum und blicke ihm bedeutungsvoll nach, als er über den Schloßplatz ging und nach seiner Wohnung eilen wollte. Ja, so oft er einen Schritt vorwärts machte und sich umwandte, sah er das weiße Gesicht, und nur, als er hiedurch geängstigt in die alte Gallerie trat, hinter die Reihen gebrechlicher Ritter, verschwand ihm Statue und Erscheinung, denn die Aussicht dorthin wurde ihm verdeckt durch die Leiber der alten Cavaliere.

Es gibt Stunden, wo der Mensch sehr schwach ist und wo sich sogar ein sonst sehr ruhig denkender, aber phantasiereicher Mensch vor Gespenstern fürchtet, und so erging es dem Balletmeister heute Abend. Er hatte dem Begräbniß der Honoratiorentochter vor einigen Tagen beigewohnt, die Glocken hatten so traurig geläutet, ihre beiden Söhne hatten hinter unendlichen Sacktüchern geweint, und der junge Eduard, der eigentlich kein junger Eduard mehr war, hatte unserem Freunde, als er im Zuge bei ihm vorbeischritt, einen sonderbar lächelnden Blick zugeworfen, als wollte er sagen: „warte nur, jetzt bin — ich sie los, jetzt kömmt die Reihe an dich!"

Von diesen Gedanken gequält, huschte er hinter den alten Rittern vorbei, sich scheu umschauend, ob das unheimliche Marmorbild ihm nicht nacheile, und stieg rasch die Treppen hinan in das Theater; dort wollte er durch wohlbekannte Treppen und Gänge zur andern Seite wieder hinausgehen.

Für manchen Andern wäre in solcher Stimmung und zu solcher Zeit das weite leere Theatergebäude kein Zufluchtsort gewesen. Wie krachte die alte Thüre, als Dubelli sie langsam öffnete, wie schwarz gähnten ihm die weiten Gänge zur Rechten und Linken entgegen. Wie hohl klang nicht das leiseste Räuspern, der Ton seiner Schritte! Doch Dubelli fühlte sich hier so heimisch und heimlich, daß er mit den Händen vor sich tappend ruhig seines Weges ging. Er war nur froh, daß er die mondscheinbeschienene Figur nicht mehr vor sich sah.

Bald hatte er die Bühne erreicht, die von einer einzigen kleinen Laterne, dem Licht der Wache, erleuchtet war. In tiefer Dunkelheit lag vor ihm das große Haus. Die Coulissen standen rechts und links in unsicheren Umrissen und das „Wer da?" der Wache die ihn kommen hörte, dröhnte wie eine Riesenstimme durch das leere Gebäude.

„Ah, Herr Balletmeister! sagte der Wachehaltende, nachdem sich ihm der Ankommende zu erkennen gegeben, „was machen Sie so spät auf der Bühne?" Der alte Mann, der heute Abend den Dienst hatte, war eigentlich froh, daß er in seiner Einsamkeit gestört wurde. Er zog geschäftig eine alte Tabaksdose aus Birkenrinde hervor und bot dem Herrn Dubelli eine Prise. Dann wiederholte er seine Frage, was den Herrn so spät in's Theatergebäude führe.

„Ich war — ich wollte nur," sagte Dubelli in einiger Verlegenheit, „ich hatte im Balletsaal etwas vergessen, ein wichtiges Papier, das ich mir heute Abend noch mitnehmen möchte."

„Aha!" meinte der Wachhaltende, „das ist Ihnen auf dem Spaziergange eingefallen, na, warten Sie, ich will Ihnen ein Bischen leuchten."

„Gott bewahre!“ sagte der Balletmeister und hob den Arm des Andern zurück, welcher eben seine Laterne emporheben wollte. „Das geht nicht an, Ihr dürft Euern Posten nicht verlassen, es muß nach der Vorschrift immer Licht auf der Bühne sein.“

„O, so einen Augenblick!“

„Auch keinen Augenblick!“ sagte ernst der Balletmeister; „nein, nein, ich mag nicht die Ursache sein, daß Jemand seinen Dienst versäumt, ich finde meinen Weg schon allein. Den Weg zum Balletsaal kenne ich wie meine Tasche, das Papier, welches ich suche, liegt auf dem Tisch an der Thüre, will's schon finden, will's schon finden. — Gute Nacht!“

Der Wachhabende bot noch eine Prise an, und als sich hierauf Dubelli mit eiligen Schritten entfernte, sah er ihm traurig nach. Er hätte so gar gern noch eine Viertelstunde von der Wache verplaudert: es war so entsetzlich ruhig und einsam hier auf der Bühne und das fühlte der Wachhabende wohl, wenn er so auf und ab schritt, von einer Seite des Theaters zur andern, oder vom Hintergrunde zum Vorhang.

Dubelli hatte die Bühne hinter sich und eilte in dem langen Gange fort, in welchem sich auf der Seite gegen den Park allerlei alte Gelasse, unter Anderem die große Requisitenkammer befand. Die Thüre derselben war nur angelehnt und der Balletmeister konnte sich nicht enthalten, einen Augenblick hier hinein zu treten. Das Gemach hatte nur ein einziges, langes, schmales Fenster, an welchem aber heute Abend eine alte weiße Fahne mit rothem Kreuz, ein Stück aus den Kreuzzügen, herabhing und dem Mond, der drüben schon hoch am Himmel stand, nicht verstattete, mit seinem vollen Licht in das Zimmer zu dringen. Nur ein weißer, dämmeriger Schein erfüllte es und zeigte in unbestimmten Umrissen all' die merkwürdigen Gegenstände, die an den Wänden hingen, in den Ecken standen, auf dem Boden umher lagen, oder sich auf den verschiedenartigsten Gestellen befanden. Hier war die Rüstkammer großer Kriegs- und anderer Züge, von hier aus wurden die Heere bewaffnet, die, jedes aus sechsunddreißig Mann bestehend, die blu-

tigsten Schlachten auf der Bühne aufführten. Hier sah man Harnische und Helme berühmter Männer, manche ebenso genau und wahr, wie sie in den großen Arsenalen gezeigt werden. Dort lehnten alte verblichene Fahnen aus dem Mittelalter neben reich vergoldeten Insulen, Pickelhauben neben Bischofsmützen. Hier stand die Rüstung von Hamlets Vater, dort der Harnisch des blutgierigen Gloster, da ein Schäferstab neben dem Beile, womit unglückliche Königinnen, sowie außerordentliche Verbrecher enthauptet worden waren. Von einem Schrank herab grinste ein Todtenschädel aus Faust's Zimmer und daneben hing an einem dünnen Faden der Marschallstab Talbot's, halb verdeckt von der Fahne der Jungfrau von Orleans.

All' diese Gegenstände sah Dubelli mit einer gewissen Freude, der sich aber heute in stiller Nachtstunde ein kleiner Schauder beimischte. War doch sein Dichten und Trachten von Jugend auf bei diesen höchst phantastischen und merkwürdigen Geräthschaften gewesen! Hatte er nicht schon früher, ehe er noch mit sich im Reinen war, welcher Branche im Theater er sich zuwenden wollte, ehe er noch fühlte, daß er in sich die Kraft habe, ein außerordentlicher Tänzer zu werden, für die Stellung eines Schauspiel-Direktors geschwärmt, zu einer Zeit, wo er noch Flickschneider war und wo er noch ebensowenig die Gewißheit hatte, König zu werden? — Ihm war diese Kammer der liebste Tummelplatz seiner lebhaften Phantasie, und wenn er früher sah, wie sein Freund, der Theaterschneider, eine alte Fahne auszubessern hatte, so konnte er sich ganz leicht den Zug vergegenwärtigen, welchem dieselbe feierlichst vorangetragen würde, und wie die hohe Geistlichkeit aussah, die ihr folgen mußte, und die Bettelmönche dahinter und die Ritter und Edelfräulein und der ganze Troß des gemeinen Volkes. Mit welchen erhabenen Gefühlen nahm er damals ein großes Ritterschwert in die Hand, oder einen alten Harnisch und dachte der wilden Worte alle, welche Schwert und Harnisch schon vernommen. Oder wenn es auch nur eine Laute ohne Saiten war, mit der er sich beschäftigen konnte, so drangen für ihn süße Melodieen

aus dem alten Holze und er sah verliebte Pagen und glühende Damen in allerlei verbotenen und höchst gefährlichen Situationen.

Auch heute Abend stand der gute Dubelli fest gebannt in dem Zauberkreise, den er mit der Schwelle zur Requisitenkammer überschritten. Ach, er betrachtete alle diese Gegenstände mit einem unnennbar süßen Gefühl. War er doch kein Fremdling mehr in diesen heiligen Hallen, war er doch in gewissen Beziehungen Gebieter über diese herrlichen Sachen und konnte sie in's Leben rufen, konnte sie mitspielen lassen, angenehm und schauerlich.

In der Mitte der Requisitenkammer stand ein uralter Lehnstuhl mit Leder bezogen, in welches alte Wappen in Gold und Farben eingepreßt waren. Was hatte dieser Stuhl nicht schon Alles erlebt, seit unfürdenklichen Zeiten, wo er in wirklichen alten Schlössern gedient, bis heute, wo er oft gebraucht wurde in Ritterburgen von Holz und Papier.

Der alte Stuhl öffnete seine Arme so traulich und weit, und schien den Balletmeister ordentlich einzuladen, sich einen Augenblick auf ihn niederzulassen, daß er in der aufgeregten Stimmung, in welcher er sich gerade befand, nicht unterlassen konnte, dieser freundlichen Einladung Folge zu leisten.

Dubelli träumte von einem nächsten, ersten und großen Ballet, von dem Werke, das er selbst erfunden und in Scene setzen wollte. Zu diesem unerhörten Spektakel mußte die ganze Requisitenkammer herhalten. Da gab es Hochzeiten in feierlichem Zuge genug, Tanz und Spiel, Freude und Lust, Mord und Todtschlag. Dubelli warf einen Blick um sich und zählte die Harnische, die ihm aus den Schränken aus allen Seiten des Gemachs entgegenfunkelten. Doch war es zu trüb in dem Zimmer, weßhalb er die alte mittelalterliche Fahne vor dem Fenster in die Hand nahm und auf die Seite schob. — — — —

Das volle Licht des Mondes, das so lange abgesperrt gewesen, drang nun gierig in das Gemach und beleuchtete die fernsten Ecken desselben mit seinem weißen sanften Scheine. — Da war es auf einmal, als ziehe rings um die Wände des alten hohen Zimmers

ein tiefer, langer Seufzer. Es war ein Ton, wie ihn Jemand ausstößt, dessen Seele von einem heftigen, unerträglichen Drucke endlich befreit wird. Dieser Seufzer dauerte einige Sekunden, und dazu krachten die alten Schränke, stöhnten die geschnitzten Bänke und knarten die wackeligen Stühle rings herum, ja dieses Krachen und Knaren setzte sich an dem Holzgetäfel der Wand und Decke fort, und jedes Brett dort, jede Fuge gab einen eigenthümlichen Ton von sich. Es war ein Geräusch, wie es wohl in einer Stube mitten im Winter entsteht, in der plötzlich sehr stark geheizt wird, wo sich alsdann alle Möbel, alle Geräthschaften von innerem Wohlbehagen dehnen und recken.

Entsetzt blickte Dubelli um sich und ließ bei dieser Bewegung den Zipfel der Fahne, den er in der Hand behalten hatte, fahren, die nun sogleich wieder das Fenster bedeckte, und wie sie solcher Gestalt den Mond ausschloß, ward es auch wieder ruhig und still wie vorher in der Requisitenkammer. — „Sonderbar!“ murmelte der Balletmeister und schaute mit scheuen Blicken in dem Gemach umher und horchte mit scharfem Ohr auf den Gang hinaus, ob dort vielleicht schwere Tritte sich vernehmen ließen, die etwa die alten Balken des Zimmers in Bewegung gesetzt und so den Lärm hervorgebracht. Aber da draußen war Alles ruhig und still, so ruhig, daß man nichts hörte, als das sonderbare Klingen und Rauschen dieser Stille selbst. —

Nach einigen Minuten wollte Dubelli über das, was er gehört, lächeln. Doch brachte er dieses Lächeln nur mühsam hervor, und doch lächelte er und redete sich ein, es sei doch in der That komisch, sich so etwas einzubilden, und so lächelnd, aber dabei wie von einer unsichtbaren Macht gezwungen, faßte er nochmals die alte Fahne und dabei zitterte seine Hand so heftig, als er sie wieder vom Fenster wegzog, daß er an dem morschen Zeug einen starken Ruck that, wodurch derselbe von der Stange herabfiel und auf den Boden niederwallte.

Und abermals gab es denselben Ton wie vorhin. Und das Seufzen rings herum wurde immer stärker und lauter. Aber je

länger es dauerte, je mehr verlor es den Charakter der Unheimlichkeit und verwandelte ſich in ein vergnügliches Sumſen und Sauſen. Dazwiſchen klirrten die Harniſche leiſe und rauſchten die Kirchenfahnen und krachten die Tiſche und Stühle und raſſelten die Schwerter und Ketten, deren es auch hier gab, und aus jener Ecke hervor kicherte es und lachte aus dieſem Schrank und lachte anhaltend und immer lauter, und ſchien eine tolle Fröhlichkeit rings herum zu herrſchen, die nicht zu bändigen war.

Mitten in dieſem Lärmen ſaß Dubelli auf dem alten Stuhle und ſchaute zuerſt entſetzt, dann verwundert um ſich her, und als das Gekicher und Lachen nicht aufhören wollte, lächelte er ſelbſt mit; aber es war ein verlegenes, unfreiwilliges Lächeln, wie man es in einer Geſellſchaft zu thun pflegt, wo eine plötzliche Heiterkeit losbricht, von der wir nicht wiſſen, ob wir ſie nicht ſelbſt durch irgend etwas Unſchickliches oder Sonderbares hervorgerufen. Und wie der Balletmeiſter lächelte, ſo lachten die Geiſter rings herum — es waren offenbar Geiſter, die hier ihr Weſen trieben — und als nun Dubelli, hievon angeſteckt, ebenfalls, aber krampfhaft anfing zu lachen, ſo brach von allen Seiten ein ſolch' tolles Gelächter und Gewieher los, daß Dubelli plötzlich ernſt wurde und entſetzt um ſich her ſchaute. Da hörte das tolle Lachen mit Einemmale auf und aus der Todtenſtille, die nun herrſchte, vernahm er eine alte zitternde Stimme, die aber ſehr heftig und gebieteriſch ſagte: „was ſoll das wahnſinnige Lärmen, ihr Lumpenpack? Was ſoll der tolle Jubel, ihr undankbares Geſindel?"

Dieſe Stimme tönte dem Balletmeiſter ſo entſetzlich nahe, daß er erſchrocken in die Höhe fuhr. Doch fühlte er ſich ſanft wieder auf den Sitz des Stuhls zurückgezogen und die Stimme von vorhin ſagte: „bleiben Sie ruhig ſitzen, Verehrteſter, haben Sie keine Furcht! Ich bin es, der mit Ihnen ſpricht, ich der alte Lehnſtuhl, auf dem Sie ſitzen. Kehren Sie ſich nicht an die ſchlechte Aufführung des Volkes da an den Wänden; ſie freuen ſich eigentlich nur über den kräftigen Mondſchein, der durch das Fenſter hereindringt, der ihre alten Leiber angenehm durchſtrahlt."

Es war das Erstemal in seinem Leben, daß unser Freund einen Stuhl sprechen hörte, weßhalb wir es begreiflich finden, daß er vor Ueberraschung, ja Schreck keines Wortes mächtig war und regungslos sitzen blieb.

„Sie müssen wissen, mein Sohn," fuhr der alte Stuhl in sanftem Tone fort, „daß das Licht des vollen Mondes auf uns arme alte Wesen einen merkwürdig kräftigenden Einfluß ausübt. Durch dasselbe sind wir im Stande, uns in einsamen Nächten Mittheilungen zu machen, wir können uns früherer, längst vergangener Zeiten erinnern und es ist alsdann keine kleine Lust, uns gegenseitig aus diesen alten Zeiten etwas mitzutheilen. — Ihr aber, schlechtes, undankbares Gesindel, laßt euer unanständiges Lachen bleiben! Ihr solltet euch doch diesem Menschenkinde zu Dank verpflichtet fühlen, denn seine Hand war es, welche jene neidische, mißgünstige Fahne von dem Fenster entfernte."

„Ich bin gar nicht mißgünstig," klagte die Fahne, „man hat mich gewaltsam vor das Fenster geheftet."

„Es ist auch gar keine Fahne," brummte eine alte zerfetzte Standarte aus der Ecke; „dieses Geschöpf war ehedem ein schlechtes Betttuch, auf welches man ein unbekanntes Wappen gemalt und so diesen Fahnen-Bastard hergestellt."

Das tiefgekränkte Tuch am Boden wollte etwas erwidern, doch sagte der alte Lehnstuhl ernst und bestimmt: „laßt mir das Gezänk sein. In einer kleinen Stunde verschwindet der Mond für uns und dann ist auch Alles wieder aus. Aber wie gesagt, seid freundlich und höflich gegen dies Menschenkind, man könnte doch wahrhaftig bei Einigen von euch einen gewissen Grad von Bildung erwarten. Und wenn auch gemeine Landsknechtharnische und geringe Reitersporen in ein so pöbelhaftes Lachen ausbrechen, so solltet doch ihr aus der guten Gesellschaft, ihr aus Grafen-, Herzogs-, ja Königs-Geschlechtern nicht mit einstimmen!"

„Das Schwert Karl Moor's hat angefangen," klirrte ein goldener Harnisch, „freilich ein Graf, aber was für einer!"

„Von einem Räuberschwert kann man nichts anderes erwarten,"

sagte ernst der Lehnstuhl; „aber jetzt ruhig! — Junger Mensch," fuhr er fort, „wir danken dir für den Dienst, den du uns erzeigt, und zur Belohnung hiefür wollen wir dir gerne gestatten, zu deiner Belehrung noch einige Zeit hier zu verweilen, wofern es dir nämlich Freude macht. Doch wenn du dich entfernen willst, nimm nochmals unsern besten Dank; die Thüre steht dir offen."

Dubelli hätte nun gern das Letztere gethan, doch war er so erschreckt und bestürzt von dem, was er gehört, daß er nicht im Stande war, aufzustehen und zu entfliehen. Ja, die Kehle war ihm wie zugeschnürt, er konnte nicht einmal ein Wort der Erwiderung, wie er als höflicher Mensch gerne gethan, hervorbringen.

„Du willst also da bleiben?" fuhr die zitternde Stimme nach einer längeren Pause fort; „wohlan, du sollst eine jener Geschichten hören, wie sie sich die Geister zu erzählen pflegen. Erwarte aber gar keine jener erbärmlichen Gespenstergeschichten, womit ihr Menschen einander zu erschrecken pflegt und woran kein wahres Wort ist, wir theilen uns der Reihe nach aus unsern Erlebnissen mit, und was du von uns hören wirst, hat sich einstens begeben und du kannst es uns getrost nacherzählen."

Statt aller Antwort nickte Dubelli mit dem Kopfe, schielte aber dabei nach der Thüre und überlegte, daß dieselbe mit einem guten Sprunge zu erreichen wäre.

„An wem ist denn eigentlich die Reihe heute Abend?" sagte der alte Lehnstuhl mit etwas lauterer Stimme und auf diese Frage hin brach fast ein ebenso großer Lärm los, wie vorhin. Alles klang und klirrte, krachte und stöhnte durcheinander und Jeder wollte das Recht haben, eine Geschichte zu erzählen. Vor Allem krachte ein Tisch auf's allerlauteste und versicherte, etwas nie Erhörtes auf dem Herzen zu haben. Dazwischen klapperte ein Dolch vor allen Andern hervor und versprach eine Schauergeschichte, wie sie noch nie da gewesen. Es gelang dem alten Stuhl nicht, diesen Sturm zu beschwichtigen, und wer weiß, wenn endlich Ruhe eingetreten wäre, wenn nicht in diesem Augenblicke der kurze Rock einer Tänzerin, der sich, Gott weiß wie, hieher verirrt, mit einer feinen, aber

durchdringenden Stimme ebenfalls um das Wort gebeten hätte. Dies aber rief eine solche Indignation bei den altadeligen Geschlechtern hervor, daß sie starr vor Erstaunen sämmtlich still schwiegen und es hiedurch dem alten Stuhle möglich ward, sich verständlich zu machen.

Mit einigen wenigen, aber passenden Worten hielt er dem Kleide der Tänzerin das höchst Unziemliche seines Begehrens vor und sagte dann zur Versammlung: „leider ist unsere Zeit für heute Nacht so knapp zugemessen, daß wir uns der möglichsten Kürze befleißigen müssen. Ich habe selbst eine Kleinigkeit auf dem Herzen, die ich euch nicht vorenthalten will, soferne ihr mir hiezu eure Zustimmung gebt. Ihr wißt Alle, wie ungerne ich erzähle. Doch wenn ich über das Recht des Erzählens eine Debatte eröffne, so kommen wir heute zu nicht mehr, als zu Zänkereien und ich möchte doch unsern Gast hier nicht mit einem so schlechten Begriff über unsere Zusammenkünfte entlassen. Erlaubt mir deßhalb, daß ich euch berichte, auf welche Art ein Künstler, dem ich angehörte, bevor ich zum Theater kam, wahnsinnig wurde. Es ist dies eine wahre Geschichte, eigentlich nur eine kleine Episode, aber ganz nach eurem Geschmack."

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Aus der Requisitenkammer.

„Ich habe sehr viel auf dieser Welt erlebt," so sprach der alte Lehnstuhl, „Manches durchgemacht, Gutes und Schlimmes, viel gesehen, viel mit angehört seit jener Zeit, wo mein Urstoff, kräftiges Eichenholz, in frischer Jugendkraft lustig im dichten Walde wuchs, die Wurzel war ausgebreitet, die Zweige hoch gegen den Himmel gestreckt. Ach! wir dachten, das würde ewig so fortgehen, und wir nach einigen hundert Jahren, alt und mürbe geworden, endlich zusammenfallen und müde und schwach auf dem weichen Waldboden ausruhen können, den wir so lange beschattet. Wenn ich von wir spreche, so meine ich damit den Baum als Familie, dessen Glieder seltsam in der Welt herum verstreut wurden, wie ihr gleich hören werdet.

Eines Tages kamen die eigennützigen, habgierigen Menschen und maßen uns in die Breite und in die Höhe. Dann hieben sie mit scharfer Art ein Stück von unserem Kleide hinweg, und wir glaubten schon, das sei Alles, was uns geschehe. Wir lachten darüber; was that uns am Ende diese kleine Wunde? die verharschte und wuchs in ein paar Sommern wieder zu! Aber wir hatten uns verrechnet. Eines Morgens kamen jene Menschen wieder und hatten noch andere bei sich, welche große Aexte und Sägen trugen,

und diese Mordinstrumente legten sie lachend vor uns hin. Da wußten wir schon, was die Stunde geschlagen hatte. Bald begannen sie denn auch ihren Angriff auf unser Familienglück, und während von einer Seite die scharfe Säge seufzend ob der harten Arbeit in unsere Grundvesten einbiß, wütheten auf der andern Seite die schneidigen Aexte und bald fühlten wir ein leises Beben und Zittern durch den Stamm bis hinauf in die letzten Zweige. Nun legten sie Seile an und zogen uns nieder. Es war ein gewaltiger Fall, als wir dahin stürzten, und rechts und links rissen wir in unserem Schmerze große und kleine Aeste von den benachbarten Bäumen und unten knickten wir Gesträuch in großer Menge zusammen. Sogar von unserer eigenen Nachkommenschaft, die lustig um uns emporgewachsen war, wurden einige zerschmettert und vernichtet, aber wir trösteten uns damit, indem wir dachten: es ist besser, in erster unbewußter Kindheit zu sterben, als ein Schicksal zu erfahren, wie das unserige.

Nun ging es, wie es mit uns armen Bäumen gewöhnlich geht: unsere Familie wurde gewaltsam getrennt und wir erlebten an den verschiedenen Gliedern derselben viel Unglück. Wären wir noch beisammen geblieben zum Bau eines großen Hauses, in Gemeinschaft mit ehrenfesten Steinen, geschwätzigem Kalk, blinkendem Glas und vornehmen Tapeten, oder wären wir mit andern Hölzern unserer Gattung zum Bau eines prächtigen Schiffs benützt worden, das stolz auf allen Meeren schwimmt, so was hätte ich mir schon gefallen lassen. Aber wir wurden jämmerlich zertheilt und Manche verfielen einem entsetzlich harten Schicksal. Viele von uns wurden zu gemeinen Kisten und Kasten verarbeitet, Andere zu Mühlenrädern verschnitten, doch der Schandfleck unserer Familie war ein Galgengerüst, zu welchem viele meiner Brüder verwendet wurden. O das war ein niederdrückendes Gefühl! — Mir allein wurde ein besseres Loos zu Theil: ich erhielt in der Werkstätte eines Kunstschreiners eine aristokratische Erziehung, wurde sorgfältig vor Nässe und Kälte bewahrt und vor den garstigen Würmern, und als ich endlich das gehörige Alter erreicht, um in das Leben ein-

zutreten, kam ich in die Hand eines geschickten Gesellen und wurde zu dem herangebildet, was ihr hier vor euch sehet.

Unsere Zeit ist zu kurz, um euch auch nur einen Ueberblick zu geben von den Schicksalen, die ich seit jener Zeit durchgemacht. Meine Laufbahn begann ich bei einer reichen vornehmen Familie, doch ging ich mit dieser ebenfalls zu Grunde. Zugleich mit dem Haupte derselben nahmen mich finstere Kerkermauern auf, und einmal auf diese Art abwärts gestiegen, dauerte es lange Zeit, bis ich wieder zu einer ehrenvollen Existenz kam. Und auch da ging es mir abwechselnd bald gut, bald schlecht. Doch genug davon. Meinen letzten Sprung abwärts that ich aus einem reichen prächtigen Schlosse in die Kammer des Auktioneurs und wurde da als alt und gebrechlich um billigen Preis einem jungen Künstler zugeschlagen, dem es Freude machte, sein Zimmer mit meinesgleichen zu möbliren.

Dieser junge Künstler war ein Maler, doch bemerkte ich, der in seinem Leben so viel Schönes und Erhabenes gesehen, daß es mit seiner Kunst nicht weit her war. Der Maler hatte einige Bilder auf dem Protektionswege vortheilhaft verkauft, und was seine Freunde ihm zulieb thaten und sagten, das betrachtete er als seinem Verdienste gebührend und bildete sich ein, er sei was Rechtes. Auch hatte er geheirathet, ein junges, schönes Weib, und sie schenkte ihm ein kleines, ebenso schönes Kind, das er außerordentlich liebte. In dem Punkt war er sehr glücklich, aber die Bestellungen blieben aus, die Bilder, die er malte, konnte er nicht verkaufen, und Noth und Kummer drangen zu den Thüren und Fenstern herein. Anfänglich behalf sich das brave Weib mit dem Wenigen, was noch übrig geblieben war, und wußte dies Wenige so anzuwenden, daß es wie Viel aussah. Aber dies Wenige ging auch zu Ende und da hatten sie gar nichts mehr. Ach! das Glück ist ein entsetzliches Ding: es flieht die Zimmer der Armuth und nistet sich nur bei den Reichen und Vornehmen ein! — Der Maler hatte am Ende gar nichts mehr, und wenn er und sein Weib und das kleine Kind essen wollten, so mußten sie ein Stück um das andere aus ihren

Zimmern verkaufen. Die alten Waffen, die er besaß, die schweren geschnitzten Tische und Stühle, die farbigen Damastvorhänge, meine guten alten Kameraden, mit welchen ich manche Stunde vergnügt zugebracht, nahmen nach einander von mir wehmüthigen Abschied, und endlich blieb ich allein. Auch ich hätte schon längst fort gemußt, doch war der alte Lehnstuhl dem unglücklichen Maler wie das tägliche Brod. Er saß darin den ganzen Tag und brütete vor sich hin, niedergebeugt von Kummer und Unglück, unfähig zu jeder Arbeit. Dafür aber arbeitete die unglückliche Frau desto mehr, und daß sie arbeitete und so viel arbeitete und Nächte durch arbeitete, sich und das Kind zu erhalten, das mußte sie ihm verheimlichen, denn er liebte sie so unaussprechlich.

Auf seine Kraft vertrauend, hatte er sie nur in der guten Absicht zum Weibe genommen, ihr, der Angebeteten, eine glänzende, sorgenlose Existenz zu bereiten. — — Und nun? — Ich wußte wohl, wie es in seinem Kopfe tobte und arbeitete, und warum er die Nägel krampfhaft in meine Arme vergrub und vor sich hinstarrte stundenlang, tagelang. Aus diesen tiefen finsteren Träumereien konnte ihn nur das kleine unschuldige Kind aufwecken, wenn es sich so zwischen seine Kniee drängte und ihm so lieb, so ruhig, so lächelnd in die Augen blickte.

Zuerst saß er so in dem alten Lehnstuhle und dachte nach, wie seine Lage zu ändern sei. Dann aber fing er an sich zu überzeugen, daß er doch ein großer Künstler sei und daß nächstens ein Prinz, ein König bei ihm vorfahren müsse und an seine Thüre klopfen und große Bestellungen machen. — —

Und auf dies Klopfen wartete er nun lange Tage und schaute unverwandt nach der Thüre hin. Ja, wenn in dem Zeitpunkt das kleine Kind zu ihm hinlief und ihn freundlich anlächelte, so schob er es auf die Seite: bst! bst! sei ruhig, es wird gleich klopfen! Und wenn das arme Weib ihm die feuchten Haare aus der bleichen Stirne strich, so entfernte er langsam ihre Hand von seinem Kopfe und sagte: „sei ruhig, meine Liebe, ich kann ja nicht hören, wenn es klopft.“ Und wenn man ihm sein ärmliches Mahl brachte, so

legte er plötzlich Messer und Gabel nieder und neigte das Ohr gegen die Thüre des Zimmers und wartete auf das Klopfen. — —

So ging das eine Zeit lang fort, und der Arzt, den man rief, schüttelte den Kopf und rieth eine Luftveränderung, und die Freunde von ehemals traten zusammen, als sie von dem trostlosen Zustande des armen Künstlers hörten und gaben die Mittel zu dieser Reise und Luftveränderung. — Aber da war es zu spät und er wollte um Alles in der Welt nicht aus seinem Zimmer. Er sagte, er müsse da bleiben, um zu hören, wenn es endlich einmal anklopfe, und es müsse bald anklopfen und es könne gar nicht mehr lange dauern. — Horch! —

Da war nun nichts mehr zu machen und die arme junge Frau zehrte sichtlich ab, und das kleine Kind floh entsetzt den Vater.

Der hatte nun auch bald des Nachts keine Ruhe mehr; ihn floh der Schlaf und er fuhr Stunde um Stunde in die Höhe und horchte, ob es nicht endlich klopfen würde. Da eines Nachts, wo Alles draußen so ruhig und still war, wo man nichts hörte als das leise Rauschen und Flüstern des Nachtwindes in den Bäumen vor dem Fenster, da richtete er sich plötzlich in seinem Bette empor, abgezehrt und hager, und schaute mit den erhitzten Augen um sich herum und sagte: „horch, es hat geklopft!“ Entsetzt fuhr die Frau in die Höhe; sie saß auf dem alten Lehnstuhle neben dem Bette und versetzte: „du irrst, mein Lieber, ich habe nichts gehört, es hat gewiß nicht geklopft.“

„Du hast Recht!“ sprach er darauf lächelnd, „es pressirt gar nicht, es hat sehr entfernt geklopft, draußen auf dem Felde.“

Die Frau legte ihr Gesicht auf seine weiße Hand und weinte lange und viel, bis der Morgen kam.

In der nächsten Nacht richtete er sich wieder auf und sagte abermals: „horch, es klopft schon wieder, und schon viel näher und deutlicher. Ich glaube, es war unten an der Hausthüre.“ Obgleich nun die Frau wieder versicherte, es habe in der That nicht geklopft, so lächelte er ungläubig und sagte: „es thut nichts, es wird schon noch deutlicher klopfen.“

In der darauf folgenden Nacht sprach er mit einem seltsamen Lächeln: „jetzt wirst du doch endlich das Klopfen auch hören, es ist schon ganz nah', es klopft schon ganz deutlich. Jetzt an der Stubenthüre, jetzt hier, sehr stark, sehr stark!" Darauf führte er ihre Hand an sein Herz, und das schlug gewaltsam, als wollte es die Seiten aus einander sprengen. „Weißt du was," fuhr er fort, „laß' einen Augenblick das Kind zu mir kommen; wenn es morgen Nacht wieder klopft und noch näher, o viel näher, da werde ich rufen: herein! und es kommen die ungeheuren Aufträge von Königen und Kaisern, und ich werde dann so mit Arbeit überladen sein, weißt du, daß ich mich eine Zeit lang hindurch gar nicht mehr um euch bekümmern kann, ja, euch vielleicht gar nicht mehr kenne, wenn ihr bei mir steht. — O das ist freilich sehr traurig, entsetzlich traurig!" Und wie er das sagte und sie ihm das kleine Kind brachte, da drückte er es fest in seine Arme, und seine Thränen träufelten herab über sein eingefallenes Gesicht auf den Kopf des Kindes. „Ich habe euch lange nicht so lieb gehabt, wie in diesem Augenblicke," fuhr er mit leiser, schwankender Stimme fort: „o, ich habe euch unendlich lieb, und Alles, Alles wird jetzt besser werden. Du, süßes Weib, lebe wohl, und auch du, armes, armes Kind, morgen hat aller Kummer ein Ende. — O Gott!" —

Und wieder kam eine Nacht und wieder richtete er sich im Bette auf, aber sein Auge glänzte unheimlich, seine Lippen zitterten fieberhaft. Und endlich sagte er wieder: „horch, es klopft!" und dann hielt er seinen Kopf mit beiden Händen und rief laut hinaus: „O hier klopft es; — — wie es hier so entsetzlich klopft! Und überall, überall, draußen auf dem Felde, auf der Straße, an der Hausthüre, überall, überall! an der Stubenthüre, an den Wänden, an der Decke; überall, überall sind Herren und Grafen, Könige und Kaiser, und sie wollen herein, um mir große Aufträge zu geben!" — Bei diesen Worten sprang er von seinem Lager auf und war nicht mehr zu halten. Er riß die Thüre und Fenster auf, damit die Besteller bequemer hereinkommen könnten; und alsdann machte er tiefe Bücklinge, nahm die Aufträge freundlich in Empfang

und ging eifrigst an die Arbeit. — Sein Atelier aber war fortan das Irrenhaus; dort stand er vor einer großen Wand mit einem Stück schwarzer Kohle und zeichnete die entsetzlichsten, fratzenhaftesten Gestalten." — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Dubelli hatte dieser unheimlichen Erzählung des alten Lehnstuhls mit wahrem Entsetzen zugelauscht, und wie er sagte: der Künstler habe zuerst lange auf das Klopfen gewartet, so horchte auch er ängstlich um sich herum, ob er nicht irgend etwas Aehnliches vernähme; wie Jener alsdann das Klopfen auf weitem Felde vernommen, so glaubte auch er, er höre die dumpfen Schläge, und immer näher und näher. Und dann schien es unter dem Boden zu klopfen, und dann in dem alten Stuhle; jetzt fühlte er sein Herz gewaltsam schlagen, dann seine Pulse fieberhaft pochen. Sein Haar klebte ihm auf dem Kopfe fest, er erhob sich langsam vom Sessel, um zu entfliehen, doch fürchtete er sich, einen Schritt zu thun, denn er war überzeugt, sowie er sich zur Flucht wende, so jage all' das tolle Gesindel hinter ihm drein, mit Halloh, mit Geklirr und Gekrache.

„Ja, ja," fuhr der alte Lehnstuhl mit leiser Stimme fort, „so ging es dem armen Künstler, dem ich dazumal angehörte, und ich mußte ihn in das Irrenhaus begleiten. Er war einer von den gutmüthigen Wahnsinnigen, und wenn er je zuweilen etwas heftig wurde, so brauchten die Wächter, um ihn zur Ruhe zu bringen, nur ganz leise an die Thüre zu klopfen, dann war es sogleich todtenstill in seinem Zimmer." — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

In diesem Augenblick klopfte es wirklich ganz leise an die Thüre der Requisitenkammer; Dubelli fuhr in die Höhe, und rings um ihn her war es todtenstill. Er fürchtete etwas Neues, noch weit Entsetzlicheres, das zu ihm hereintreten würde, und wandte scheu seinen Kopf nach dem Eingang. Dieser öffnete sich langsam, und dem Balletmeister wurde es außerordentlich wohl zu Muth, als er bemerkte, wie ein Lichtstrahl durch den offenen Spalt her-

eindrang, und wie darauf die Leuchte des alten Wächters sichtbar wurde, und dann sein Arm, sein Kopf und die ganze Gestalt.

„Sind Sie wirklich noch da, Herr Balletmeister?“ fragte der alte Mann, „es war mir, als habe ich Sie vorhin hier hereingehen sehen, und da Sie so lange in dem finsteren Gemach blieben, so dachte ich, du mußt doch sehen, es ist Ihnen am Ende was zugestoßen.“

Dubelli erhob sich von dem alten Lehnstuhle, strich sich das Haar aus der Stirne und nahm seinen Hut wieder auf, der neben ihm herabgefallen war. Er sah so verwirrt und aufgeschreckt aus, daß man vollkommen die Ansicht des Wachhabenden theilen konnte, der lachend sagte: „Ei, ei, Herr Balletmeister, Sie haben heute viel geschafft und sind, ermüdet, wie Sie waren, auf dem alten Stuhle eingeschlafen.“

„Ganz recht,“ erwiderte Dubelli mühsam lachend, „ganz recht, mein Freund, es muß wahrhaftig so sein. Ich weiß nicht, wie es kam; ich fand die Thüre nur angelehnt, ging in das Zimmer, setzte mich auf den alten Stuhl und muß eingeschlafen sein.“

„Fest eingeschlafen?“ fragte der alte Wächter und hob seine Laterne in die Höhe, um dem Balletmeister ins Gesicht zu leuchten.

„Fest eingeschlafen!“ entgegnete Dubelli, „und ich habe obendrein noch ganz merkwürdiges Zeug geträumt.“

„Und ich bin nur froh,“ sagte der Wächter ernst, „daß Sie hier geschlafen haben; ich habe schon gefürchtet, Sie hätten hier wachend allerlei gesehen und gehört.“

„So? So? — Also man sieht hier zuweilen etwas?“

„Still, still! Man spricht nicht gern davon. Ich habe es von dem alten Requisitenverwalter. Ihm machte es Spaß, oft in der Nacht, wenn der Vollmond recht klar herein schien, auf dem alten Stuhle zu sitzen, aber er sagte immer, man müsse Nerven wie Stricke haben.“

— „So, so! — In der That!“

„Ganz gewiß!“

Bei diesen letzten Worten nahm der Wachhabende seine La-

terne unter den Arm, zog seine Dose abermals hervor und offerirte dem Balletmeister eine Prise, die dieser auch annahm. Dann verließen Beide die Requisitenkammer, zogen die Thüre hinter sich zu, und Dubelli ließ sich die langen Gänge und Treppen hinableuchten, und verließ auf der andern Seite eiligen Laufes das Theatergebäude.

Er war außerordentlich ergriffen von dem, was er gehört, erfahren, vielleicht geträumt, wie er sich selbst einreden wollte. Doch war kein Schlaf in seine Augen gekommen, und er mußte sich gestehen, daß es schon was ganz Außerordentliches sei, was ihm widerfahren.

Der Mond war ruhig seines Weges fortgewandelt und war eben im Begriff, hinter dem Dache des Schlosses niederzutauchen.

Die eine Seite des Theaters, wo Dubelli dasselbe verlassen, lag in tiefem Schatten, und man konnte hier die Gegenstände auf der Straße schwer unterscheiden. Mochte es nun von dieser Dunkelheit kommen, oder war es vielleicht der Umstand, daß Dubelli, als er vorwärts auf die Straße eilte, sich rückwärts scheu nach dem Theatergebäude umsah, und deshalb nicht bemerkte, wer ihm in den Weg lief, genug, er hörte auf einmal dicht vor seinen Ohren das Rasseln eines schweren Wagens, und bemerkte jetzt, plötzlich zurückspringend, daß ein allerhöchster Hofwagen erster Klasse mit vier Laternen, zwei vorn und zwei hinten, gerade im Begriff gewesen war, mit ihm zu caramboliren, wobei er, als der Schwächere, jedenfalls unterlegen wäre. „Hoi ho!“ rief eine kräftige Stimme vom Bock herunter, „muß das alte Mistzeug einem gerade zwischen die Räder rennen, kann Er seine besoffenen Augen nicht aufthun, oder meint Er vielleicht, ein alter Hofwagen mit vier Laternen werde Ihm aus dem Wege fahren? — He, alter Schlingel!“ —

Der Kutscher auf dem Bock, der diese Kraftworte von sich gab, hatte im gleichen Augenblick seine Pferde angehalten, einestheils um den Anprallenden nicht zu überfahren, anderntheils aber auch, um die eben erwähnten Worte mit mehr Nachdruck von sich geben

zu können. Dabei beugte er den Kopf auf die rechte Seite, und als nun das volle Licht der einen Wagenlaterne auf sein Gesicht fiel, konnte Dubelli einen Ausruf der Freude, ja des Erstaunens nicht unterdrücken.

„Mögt Ihr nun wettern, wie Ihr wollt," antwortete er dem Kutscher, „so war es doch in der That nicht schön von Euch, Meister Winkler, einen alten Bekannten in halbe Lebensgefahr zu bringen. Ich hab' doch oftmals von Euch selbst gehört, daß so ein alter solider Hofwagen, wenn er leer nach Hause gehe, sich im Schritt zu bewegen habe."

„Ei, wie ist mir denn?" antwortete der Kutscher von oben, „die alte Stimme sollte ich doch wahrhaftig kennen. Gebt Euren Namen an, da unten! Mich blenden die alten Laternen teufelmäßig. Man kann vor ihnen gar nicht auf die Seite sehen, und mich soll der Teufel holen, wenn ich im Stande bin, zu unterscheiden, ob Ihr ein Mensch, ein Vogel oder sonst ein Ding seid."

„Diesmal bin ich nur ein Mensch!" antwortete lachend der Balletmeister, „und noch dazu ein Mensch, der sich Dubelli nennt."

„Dubelli! — alter Dubel!" lachte nun der Herr Winkler von seinem Bock herunter, „na, da soll ja ein — Frau' mich ungeheuer, Sie wieder zu sehen. — Alter Balletmeister geworden — hätten mich eigentlich auch besuchen können; aber natürlich ein Künstler und ein alter Hofkutscher! Nun, wartet einen Augenblick. Jetzt will ich in der Geschwindigkeit den Wagen an die alte Remise fahren, und komme gleich wieder zurück; so schnell laß' ich Euch nicht wieder los. Soll doch ein altes Donnerwetter dreinschlagen! Nur einen Augenblick, guter Dubel, bin gleich wieder da. — Brr!" —

Und dahin flogen die Pferde mit dem schweren Wagen bis vor die Thüre der Remise. Dort stand schon die Stallwache, den Oberkutscher erwartend; dieser warf die Zügel herab, übergab feierlich die Peitsche mit dem Elfenbeingriff, und stieg nun eilends von dem Bock herunter, um seinen alten Freund sogleich aufzusuchen.

Der Oberkutscher, Herr Winkler, war etwas dicker und statt-

licher geworden, und die reiche, goldbesetzte Livree stand ihm recht gut. Er vertauschte den schweren Hut mit einer leichten Mütze, die er im Andenken an frühere Zeiten etwas verwegen auf's Ohr setzte. Auch steckte er im Gehen seine Hände in die Hosentaschen, was sonst bei einem Oberkutscher nicht leicht vorkommt, und dann suchte er den alten Dubel auf.

„Aber jetzt sagt mir vor allen Dingen," redete er den Balletmeister an, „seid Ihr vornehm geworden, Herr Dubel, kennt Ihr einen alten Bekannten nicht mehr, oder darf man sich mit Euch ungenirt unterhalten, wie zu jener vortrefflichen Zeit, als wir im Kutscherzimmer jenen famosen Punsch tranken?"

„Das sollt' ich Euch fragen!" sagte lachend der Balletmeister und schob seinen Arm unter den des Herrn Winkler. „Ihr seid eine wichtige Person im Staate, führt die Allerhöchste Person und leitet auf diese Art gewissermaßen das ganze Reich. — Aber wohin gehen wir?"

„Wenn Ihr mir die Freude machen wolltet," antwortete der Oberkutscher, so laßt uns einen Augenblick nach meinem Hause gehen, zu meinem alten Weib."

„Aber es ist ja schon sehr spät."

„Thut gar nichts," antwortete lachend der Oberkutscher, „wenn ich Dienst habe und darauf nach Haus komme, fängt das rechte Leben immer erst an. Marie soll Euch einen guten alten Punsch machen, und meine Nachkommenschaft, es sind deren bereits sechs, könnt Ihr in ihren alten Nestern bewundern. Am Tage habt Ihr doch keine Zeit, mich zu besuchen."

Bald hatten sie die Wohnung des Herrn Winkler erreicht, und dieser in der Freude seines Herzens, den alten Dubel wieder gefunden zu haben, machte schon auf der Treppe einen solchen Heidenlärm, daß der Balletmeister ihn dringend bat, doch ruhig zu sein und die späte Nachtstunde zu bedenken.

Wirklich öffnete auch die Frau Oberkutscher ganz erschreckt ihre Stubenthüre, und entsetzte sich noch viel mehr, als sie am Arm ihres Gemahls einen fremden Mann erblickte, der sie in ihrem etwas

tiefen Negligee überraschte. Dazu bellten ein paar Hunde, und aus dem Nebenzimmer ließen sich einige schreiende Kinderstimmen vernehmen, die es sehr übel aufzunehmen schienen, daß man sie so unsanft aus dem Schlafe geweckt.

„Da bring' ich den alten Dubel!" rief der Oberkutscher äußerst lustig, als er in sein Zimmer trat, „du wirst dich doch noch erinnern, Marie! Einer meiner besten Bekannten, und wenn ich nicht irre, dein Brautführer bei der Hochzeit."

Madame Winkler, immer noch eine sehr hübsche, runde, kleine Frau, hatte in der Eile ein Tuch umgeworfen und begrüßte ihren späten Gast auf's Beste.

„Das war eine Hochzeit!" fuhr der Herr Winkler lachend fort, „wie habe ich mich damals alterirt, als die alten Glocken nicht anfangen wollten zu läuten — weißt du noch, Marie — und es endlich einen einzigen Schlag that, als sich der alte Steinmann selbst an die Glocke gehängt."

„Schweig' doch davon still," bat die Frau, „wer wird noch an so schauerliche Geschichten denken? Nehmen Sie Platz, Herr Dubelli."

„Du hast Recht," entgegnete Herr Winkler, „aber jetzt mach' nur einen kleinen Punsch; wir müssen noch eine Stunde zusammen verplaudern."

Eilfertig räumte hierauf der Oberkutscher in eigener Person alles vom Tische, was sich darauf befand und womit die Kinder am Abend gespielt; Bilderbücher, zerbrochene hölzerne Pferde, Peitschen und dergleichen mehr. Dann sollte Dubel ruhig sitzen bleiben, gleich darauf bat er ihn, einen Augenblick in's Nebenzimmer zu kommen und die Winkler'sche Familie anzuschauen, und als die Frau dagegen protestirte, gab er eine Sekunde lang nach, um seinen Gast im nächsten Augenblick doch in das Schlafzimmer zu führen, wo die sechs Stücke Nachkommenschaft theils schliefen, theils erweckt sich in ihren Betten herumwälzten. Auch ruhte er nicht eher, bis er sie alle aus dem Schlafe aufgestört, und seinem Gaste bestens *vorgefahren*, wie er sich auszudrücken pflegte. „Das

ist der künftige Oberkutscher," sagte er, „der da will leider Gottes ein Tänzer werden, wie Ihr, alter Dubel, und dieser da hat Neigung zum Tambour, und was die drei Mädel anbelangt, so sind es halt drei Mädel, über die sich noch nichts sagen läßt. — Aber jetzt kommt zu unserem Punsch!"

Damit zerrte er den Balletmeister, der als ein höflicher Mann Alles gelobt und bewundert hatte, in das Wohnzimmer zurück und drückte ihn auf einen Stuhl nieder.

Hier ging es nun an ein gegenseitiges Fragen und Erzählen. Zuerst mußte Dubelli mit der größten Umständlichkeit von sich geben, was er von den Schicksalen des Baron Karl, des Jägers Lukas und vor allen Dingen von dem der kleinen Marie wußte. Was die Letztere anbelangte, so war schon davon, daß sie ihren Vater wieder gefunden, ein unbestimmtes Gerücht in die Residenz gedrungen, und die Freude des Oberkutschers war unmäßig, als er erfuhr, daß das Kind der verstorbenen Marie, die seine Mutter gepflegt und erhalten, eine vornehme Dame geworden sei.

Ja, seine Mutter, die alte Frau Winkler, danach erkundigte sich der Herr Dubel nun eifrigst und wunderte sich, daß sie nicht da sei.

„Ach, die gute Frau!" sagte der Oberkutscher, nachdem er wehmüthig ein Glas Punsch ausgetrunken. „Sie hat noch ein paar Jahre heiter und vergnügt mit uns gelebt, und dann ist sie gestorben; Gott hab' sie selig!"

„Die Frau Welscher hab' ich gestern besucht," sagte Dubelli; „es war mir ein eigenes Gefühl, als ich so die Treppen wieder hinaufstieg, als ich oben die alten Zimmer wieder sah und den Tisch, auf welchem ich so oft mit Nadel und Scheere gesessen. Die Frau selbst hat sich sehr gut erhalten; sie sieht gut und rüstig aus."

„Das will ich meinen!" sagte Herr Winkler, „sie kommt häufig zu uns, ihre Kinder sind nun herangewachsen, die beiden Mädchen führen das Geschäft fort, und der junge Herr Welscher ist ein geschickter Schreiner geworden. — Eine brave, brave Frau. Ich versichere Euch, wenn die Frau in dem Viertel nicht wohnen würde,

so gäbe es dort allein mehr Prozesse, als im ganzen Land. Aber Alles fragt sie um Rath, die Leute der halben Stadt kommen zu ihr, und wenn Einer triumphirend kommt und sagt: die Frau Welscher hat mir Recht gegeben! so läßt der Andere die alten Flügel hängen und spricht kein Wort mehr. — — Wenn nun die kleine Marie," fuhr er nach einer Pause fort, „ich wollte sagen, die alte Gräfin oder vielmehr die junge Gräfin, einmal wieder hieher kommt, wird sie auch die alte Frau Welscher besuchen? — Ich hoffe so!"

„Davon bin ich überzeugt!" antwortete Dubelli, „das Mädchen hat ein Herz wie ein Edelstein, und was darin einmal eingegraben ist, das verwischt sich nicht."

„Ich versichere Euch, alter Dubel," lachte der Kutscher, nachdem er ein anderes Glas Punsch getrunken, „es würde mir die unsinnigste Freude machen, wenn sie hieher käme. Als Gräfin würde sie zu Hof geladen, man schickt ihr eine Equipage, und mich soll der Teufel holen, wenn es mir nicht das größte alte Plaisir machen würde, sie selbst durch die Straßen zu kutschiren."

„Aber Winkler!" sagte die Frau Oberkutscher mit einem Ton des Vorwurfs.

„Nun ja, ich weiß schon, was du sagen willst," entgegnete begütigend der Herr Winkler, „freilich, ich meine nur so. Natürlich als Oberkutscher; ich sagte ja nur, es würde mir außerordentlich gefallen, wenn es anginge."

„Von dem Gevatter schrieb mir Lukas auch," erzählte Dubelli weiter, „der Kerl hat in Italien entsetzliche Streiche gemacht, und der Jäger wird Euch das selbst einmal erzählen; — endlich haben sie ihn aber erwischt und in Neapel zu den Galeerensclaven gesetzt, wo er das Tageslicht nimmer sieht, und wo ist Heulen und Zähneklappern."

„Amen!" sagte die junge Frau.

„Habt Ihr denn nichts weiter gehört," fuhr Dubelli fort, „was aus jener Frau Müller geworden ist? — Ihr erinnert Euch doch noch ganz genau: im Hinterhaus der Kiliane, wo jenes Lumpengesindel seine Auflage hatte."

„Die ist verschollen, wahrscheinlich gestorben und verdorben," antwortete der Oberkutscher. „Damals vor zehn Jahren, das werdet Ihr Euch noch erinnern, machte der Gevatter einen Versuch, sie um's Leben zu bringen, indem er glaubte, die Alte habe sehr viel Geld bei sich versteckt. Hiedurch wurde die Polizei aufmerksam gemacht und bekümmerte sich ein bischen angelegentlich um die alte Müller, und da fand es sich denn, daß sie gar kein Recht habe, hier in der alten Stadt zu wohnen. Sie war aus einem kleinen Dorfe an der Donau, und dahin hat man sie auf dem alten Schub gebracht. — Sieh, da fällt mir eben ein," fuhr der Oberkutscher, gegen seine Frau gewendet, fort, „Marie, du mußt dich doch der Tochter dieser Müller erinnern, der Anna. — Nicht?"

„Ich hab' sie nur ein paarmal flüchtig gesehen, „antwortete die Frau Winkler; „sie soll sich aber an dem Treiben ihrer Mutter geschämt haben, überhaupt ein braves Mädchen gewesen sein."

„Und schön," sagte Herr Dubelli, indem er sein Glas zum Munde führte.

„Das muß wahr sein!" rief der Oberkutscher. „Schön war die Anna, ein prächtiges Mädchen! Wahrhaftig schön, sehr schön! — Und da wollte ich also sagen — du weißt, daß man seit langen Jahren nichts von ihr gehört hat — neulich fuhr ich also nach dem Jagdschloß, und wie ich so mit leerem Wagen zurückkomme — ich ließ die Pferde langsam gehen, es war da draußen vor dem Thor, du weißt, wo die vielen Gärtner wohnen — da begegnete mir ein Frauenzimmer, die ich mir so ganz zufällig anschaue."

— „Winkler! — Winkler! —"

„Auf Ehre, Marie, ganz zufällig!" lachte der Oberkutscher, „das Frauenzimmer sieht auch in die Höhe und ich erkenne — wen glaubt Ihr wohl? — Nun, mich soll der Teufel holen, es war die Anna."

„Ah, du hast dich geirrt!" sagte die Frau.

„Nein, ich hab mich nicht geirrt," fuhr Herr Winkler ruhig fort, „es war die Anna, wie sie leibt und lebt, sehr einfach, ja ärmlich gekleidet. Sie war älter geworden, recht älter; aber immer noch schön, ich versichere Euch, alter Dubel, immer noch schön!"

„Ich kann das nicht gut glauben," sagte die Frau nachdenkend; „möglich wäre es freilich. Es war ein armes, unglückliches Mädchen."

„Recht arm!" sagte der Oberkutscher.

„Recht unglücklich!" setzte Dubelli hinzu.

Damit schlug die Uhr die Mitternachtsstunde und der Balletmeister nahm seinen Hut und war nicht mehr zu halten. Er versprach, nächstens wieder zu kommen, wünschte der Frau gute Nacht, und der Oberkutscher begleitete ihn die Treppen hinab.

„Apropos," sagte der Balletmeister unten an der Treppe, „was ist denn aus Jean geworden, dem Hoflakaien? Ist er immer noch im Dienste?"

„Ei freilich!" lachte der Oberkutscher, „aber er ist nicht mehr hier beim alten Hof. Er war ihnen zu schlau und vorwitzig; es wollte ihn keine Hofdame mehr nehmen, und da haben sie ihn zum Portier gemacht auf dem Jagdschlosse, von dem ich vorhin sprach. Da zeigt der alte Kerl den Fremden die seltenen Waffen und Hirschgeweihe und schwätzt ihnen dabei die Ohren voll. Ihr müßt ihn wahrhaftig einmal besuchen."

„Das will ich auch gewiß thun," entgegnete Dubelli, reichte seinem Freunde die Hand und ging seiner Wohnung zu.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Benetti.

Das gesammte Hoftheater-Personal war seinem neuen Chef, dem Grafen Alfons, feierlichst vorgestellt und übergeben worden. Der neue General-Intendant hatte keine Rede im Allgemeinen gehalten, es dagegen vorgezogen, den verschiedenen Klassen seiner Untergebenen einige passende Worte zu sagen, und die Meisten waren, zufrieden mit ihrem neuen Chef, wieder an ihre Beschäftigungen gegangen.

Der Graf hatte hiebei mit Erstaunen bemerkt, welche Menge Menschen er nun unter seinem Befehle hatte: ein Reich im Kleinen, eine ganze Naturgeschichte; denn unter der Erde und auf der Erde gab es von seinen Angestellten, Andere, die es mit dem Feuer zu thun hatten, wieder Andere, deren Element das Wasser war, oder die sich in heiterer Luft, auf dem Schnürboden, umhertrieben. Dazu kamen die vielen Angehörigen großer Opern und des Ballets, ein Departement der Statisten, die Darsteller von Kameelen, Löwen und Affen, von Fröschen und Eidechsen, die Feuer- und Wassergeister, unterirdische Stimmen, Gebeule und dergleichen mehr; unter den Zimmerleuten die Donnerer und Blitzer, die Regen- und Winderzeuger, unter den jüngeren Choristen die Volksstimmen, höhere Geistererscheinungen, alte Nobili, die im Hintergrunde der Bühne,

kaum erkennbar, zum Schaffot geschleppt werden. Alles das hatte er gesehen und mit einem freundlichen Wort entlassen. Auch war er in die unterirdischen Räume hinabgestiegen, unter das Podium, und noch tiefer, wo sich große Coulissen-Magazine befinden. Hier sah er aber mit einer wahren Wehmuth so viele bekannte Gegenden, die er während einer Reihe von Jahren von seiner Loge aus betrachtet, und woran sich für ihn heitere, sowie traurige Erinnerungen knüpften.

Oben auf der Bühne begann jetzt die Generalprobe einer großen Oper mit Ballet, und die hiebei zu thun hatten, waren in den halbdunklen Räumen zurückgeblieben. Die Musiker saßen vor ihren Pulten, auf denen schwache Lichter bei der ungeheuren Finsterniß des ganzen Hauses kaum im Stande waren, die jedesmalige Seite des Notenblattes zu erhellen. Der Kapellmeister schob seine Brille etwas in die Höhe und bot dem Opernregisseur über den Soufleurkasten hinüber eine Prise.

„Was halten Sie nun eigentlich von der Musik der neuen Oper? Viel Spektakel, wenig Melodieen. Vor allen Dingen ein schlechtes Buch."

Der Kapellmeister, der selbst Componist war, zuckte mit den Achseln, wollte aber doch das harte Urtheil des Collegen nicht unbedingt zugeben.

Die Oper war von dem neuen Chef dringend empfohlen, man interessirte sich höchsten Orts für den jungen Componisten derselben, und dieser hatte den Kapellmeister durch freundliches, ehrerbietiges Benehmen für sich zu gewinnen gewußt.

„Sie ist bei Allem dem nicht so schlimm," sagte der Letztere über das Theater hinauf und schlug die Partitur auf. „Natürlich kein eminentes Talent, etwas Anfängerarbeit; im Ganzen wenig gelernt. Doch ist die Balletmusik darin nicht übel, und dann wird meine Kapelle schon das ihrige thun, die Sache durchzureißen. — Aber warum fangen wir noch nicht an? Es ist bei Gott schon zehn Uhr durch, und wenn eine Probe länger als bis zwölf Uhr dauert, so sind meine Musiker nicht zu haben; man kann auch in

der That nicht verlangen, daß sie zu Hause ihre Suppe kalt werden lassen. — Woran liegt's denn eigentlich?"

„Weiß der Teufel!" entgegnete der Regisseur, „ich habe schon sechsmal klingeln lassen, aber man bringt die Sängerinnen nicht auf ihren Platz. — Wo ist die Mademoiselle Steinberg?" rief er in die halbdunkle Bühne hinein.

„Hier!" antwortete eine Damenstimme, „ich lasse nie warten, Herr Regisseur."

„Das liegt wieder an unserer sogenannten Ersten," sagte mißmuthig der Kapellmeister, worauf der Regisseur sich herumdrehte und dem Inspicienten anbefahl, die Madame Grölzer-Fiedelbogen-Tarpacci dringend zu bitten, jetzt endlich einmal die Garderobengeschäfte bei Seite zu lassen und gefälligst auf die Bühne zu kommen.

Bald darauf rauschte auch die Gerufene, einigermaßen erzürnt, zwischen den Coulissen hervor, zog aus der Seitentasche ihres schweren Damastkleides eine kleine goldene Uhr hervor und meinte gereizt, der Lärm sei gar nicht nöthig gewesen, es sei überhaupt erst ein Viertel über zehn Uhr.

Jetzt hatte sich auch Graf Alfons auf der Bühne eingefunden, nahm vorn seinen Platz unter den Proscheniumslogen, neben ihm der Componist der neuen Oper, unser Bekannter: Musiker Charles.

„Also, meine Herren, die Ouverture!"

Ehe er aber anfing, sah der Kapellmeister verbindlich auf die Bühne hinauf und sagte: „lieber College, wenn Sie bei der Ausführung einige Ausstellungen in Betreff des Taktes, in Betreff der Tempi oder sonst zu machen haben, so bitte ich dringend, mich zu unterbrechen."

Drei Schläge mit dem Taktirstock — die Musik beginnt.

Es ist eine große, blutgierige Oper, die heute probirt wird: dumpf wirbeln die Pauken, die Contrebässe grollen und solchergestalt beginnt die Ouverture mit einem raschen, lebendigen Satz, der sich dreimal wiederholt. Dann folgt ein düsteres, melancholisches Adagietto und hier schon nähert sich der junge Componist dem Kapell-

meister und bittet ihn, das Adagietto mehr adagio zu nehmen und sich eines außerordentlichen Piano zu befleißigen.

„Also noch einmal!"

Drei neue, ungeduldigere Schläge mit dem Taktirstock; aber bei der Wiederholung wird das Adagio nicht sanfter vorgetragen, ja sogar etwas mehr forte, als vorher. Auch seufzt eine erste Clarinette einen nicht hieher passenden wehmüthigen Ton dazwischen, der dem jungen Componisten die Nerven erschüttert und den der Kapellmeister mit einem strengen Blicke bestraft. — Ach, der arme Clarinettist wird bei der heutigen Probe noch mehr falsche Noten blasen, denn auch er ist Componist und hat seit vierundzwanzig Jahren eine Oper fertig liegen, die er während drei neuen Regierungen und während zehn sich folgender Intendanten vergebens zur Aufführung eingereicht hat! Auch der Paukenist leidet an denselben Schmerzen und hat trotz des häufigen Zuredens des Kapellmeisters in seiner düsteren Gemüthsstimmung die Pauke um einen Achtelston in der Stimmung zu tief gestellt, was seinem erschrecklichen Wirbeln einen höchst unheimlichen Charakter verleiht.

Der junge Componist fügt sich in das Unvermeidliche — die Ouverture geht vorüber. Die erste Scene ist ein lachendes Gefilde: der prächtige Garten vor einem Schloß, das im Hintergrund auf malerischen Terrassen thront, ländliche Tänze sollen das Auge einer jungen Braut entzücken, die vorn mit malerisch aufgestütztem Arm auf einer Ottomane ruht. — Aber ach! die Braut ist nicht entzückt; sie liebt nicht den, den sie lieben soll, und den, welchen sie liebt, soll sie nicht lieben.

Die Tänzerinnen produciren vor ihrem Auge die malerischsten Gruppirungen, von dem trefflichen Dubelli großartig angelegt, doch sie sind nicht im Stande, dem Auge der Frau Grölzer-Fiedelbogen-Tarpacci ein Lächeln abzugewinnen, vielmehr erhebt sie sich mit einer Thräne im Auge und sinkt an den Busen ihrer Vertrauten, während sie singt: wozu all' diese Spiele, all' diese Tänze? Er, der allein mein Herz erfreuen kann, kommt doch nicht! Unmöglich — er wird nicht erscheinen. —

Aber in einer Oper und in einem Ballet ist Alles möglich. Und so erscheint denn auch der fern Geglaubte; das diskrete Ballet zieht sich leise zurück, sechsunddreißig Tänzerinnen sagen sich pantomimisch: was müssen wir sehen? — Die Braut in eines Anderen Armen! Und dazu schaudern zwei Dutzend Tänzer und scheinen sich zu sagen: wehe, das wird gräßlich enden!

So nimmt die Probe ihren Anfang und Verlauf, und die Musik ist in der That nicht so schlecht, wie der Regisseur gesagt, ja, die harten Musiker drunten scheinen sich hie und da an melodischen Klängen zu erfreuen, und der Kapellmeister kann es nicht unterlassen, dem jungen Componisten bei verschiedenen Stellen mit voller Befriedigung zuzulächeln.

Actus. —

Die Bühne wird verwandelt; die Choristinnen und das ganze Ballet strömen aus ihren Schlupfwinkeln hinter der Bühne herbei und erfüllen die Scene mit einem lustigen Gewühl. Der Kapellmeister schüttelt dem Collegen die Hand, ältere erfahrene Musiker thun das Gleiche, Charles ist mit seiner Arbeit zufrieden und schwimmt in einem Meer von Wonne, weßhalb er sogar auch sehr bereitwillig die große Arie der Madame Fiedelbogen für den zweiten Akt noch am heutigen Tage in einigen Kleinigkeiten abzuändern und sich obendrein bereit erklärt, dem Bassisten, dessen Partie sehr klein ist und der ihn dringend hierum ersucht, eine fürchterliche Wuth- und Rachearie für den letzten Akt zu schreiben und einzulegen.

Die neue Dekoration steht; doch ehe die Musik wieder beginnt, hat der Kapellmeister eine ernstliche Klage über ein Orchestermitglied anzubringen.

„Sie werden natürlicher Weise bemerkt haben, Herr Graf," sagte er, „daß die Contrebässe bei gewissen Stellen nicht kräftig genug durchgreifen. — Herr Charles," hiemit wendet er sich an den Componisten, „hat gewiß nur aus Freundlichkeit gegen die Kapelle dieses Mangels nicht erwähnt."

Der Letztere hatte in der That bemerkt, daß statt der gewöhnlichen sechs Contrebässe nur vier an ihrem Platz waren und hatte

schon während der Ouvertüre und des ersten Aktes in seinem Inneren sehr eine Verstärkung dieser Instrumente gewünscht. Der gute Alfons mit einer sehr schwachen Idee von der Nothwendigkeit eines starken Grundtones, hatte nicht im Geringsten diese Schwäche des Orchesters geahnt, half sich aber trotzdem bei der Klage des Kapellmeisters mit der sehr ernst ausgesprochenen Frage, woher es denn komme, daß heute so ungeheuer wenig Contrebässe da seien.

„Im Ganzen haben wir sechs," referirte der Kapellmeister, „vier sind da unten, wie der Herr Graf sehen werden, der fünfte ist krank." —

„Und der sechste?" forschte der Graf mit einer sehr wichtigen Amtsmiene.

„Ja, sehen Sie, Herr Graf, der sechste," entgegnete der Kapellmeister mit einem Achselzucken, „ist einer von den alten privilegirten Musikern, unter der Regierung des höchstseligen Königs angestellt, für die Hauskapelle engagirt, welchen man leider nicht die strenge Verpflichtung auferlegen kann, im Orchester mitzuwirken. Was namentlich die Proben anbelangt, so hat man immer mit diesen Leuten zu kämpfen. Sie zu einer Probe heran zu bringen, ist ungeheuer schwer. Bei der Vorstellung freilich fehlt der alte Benetti, von dem ich eben spreche, niemals."

„Benetti," sagte der Graf, „den Namen sollte ich schon oft gehört haben."

„Sie werden den alten verstorbenen Balletmeister Benetti meinen," antwortete Charles. „Dieser ist ein Bruder desselben, ein tüchtiger Musiker und außerdem ein Componist für Kirchenmusik."

„Richtig, richtig!" sprach der Graf sehr ernst und zupfte seine Halsbinde in die Höhe; „aber da scheinen mir Unordnungen eingerissen, die man künftig nicht dulden soll. Es ist ja vollkommen unmöglich, daß der Mann Abends richtig spielt, wenn er vorher seine Stimme nicht durchstudirt und den Proben beigewohnt."

Bei dieser Aeußerung des neuen Chefs lächelte der Kapellmeister ein klein wenig, der Opernregisseur, der hinzugetreten war, hustete, und Charles sagte zu dem Grafen: „das wird in der

That nichts machen, ob der alte Italiener zur Probe kommt oder nicht; mir wäre es nur lieb gewesen, heute Morgen schon die volle Wirkung zu hören. — Aber," setzte er lächelnd hinzu, „wenn Benetti heute Abend die ihm unbekannte Musik aufschlägt und einmal seinen Bogen in der Hand hat, so geigt er schon besser, als die übrigen Vier zusammen genommen, die vielleicht alle Proben mitgemacht."

„Ist dem so?" fragte der Graf.

„Allerdings!" entgegnete der Kapellmeister, „doch wäre es mir gerade wegen der andern jüngeren Musiker angenehm, wenn man den alten Italiener bestimmen könnte, den Proben, wie die Andern, beizuwohnen."

„Man muß ihm darüber einen Befehl zugehen lassen!" meinte der General-Intendant.

„Herr Graf, das wird nicht angehen," warf der Regisseur dazwischen, „diese alten Musiker haben ihre eigenen Privilegien, und wenn man versucht, die anzugreifen, so könnte man gar mit diesen Leuten nicht mehr fertig werden."

„Natürlich!" sagte Alfons, „Privilegien sind heilig; aber wie wär' es, wenn ich mit Signor Benetti einmal privatim ein freundliches Wort spräche? — Bei der Vorstellung ist er mir, glaube ich, nicht genannt worden — er war vermuthlich heute Morgen nicht im Theater?

„Nein, Herr Graf, er kommt nur in den Stunden, wo er zu spielen hat."

„Und was ist er für eine Art von Mann?"

Der Kapellmeister zuckte die Achseln und der Regisseur lächelte.

„Das kann ich Ihnen ganz genau sagen," entgegenete Charles. „Ich habe vor mehreren Jahren längere Zeit bei ihm Unterricht gehabt, und das muß ich schon gestehen: ich habe was Tüchtiges bei ihm gelernt. Aber es ist ein merkwürdiger alter Kauz. Benetti ist hoch in den Sechszigen, vielleicht ein Siebziger, unverheirathet; er kam vielleicht vor fünfzig Jahren hieher, als der selige

Herr die große Oper einrichten ließ. Damals waren die meisten Angestellten Italiener, und die beiden Benetti, junge, unternehmende Burschen, beide angehende Musiker, malten mit an den großartigen Dekorationen, die damals beliebt wurden, und darauf blieben sie hier. Der Eine bildete sich für das Ballet und war auch für das Ausland ein berühmter Name, der Andere warf den Pinsel weg, widmete sich ganz der Musik und gab anfänglich in vornehmen Häusern Stunden. Doch wollte das Letztere nicht gut thun, denn der alte Italiener ist ein so fürchterlich heftiger Mann, daß ihn der kleinste Fehler seiner Zöglinge veranlassen konnte, sie entweder mit dem Notenhefte hinter die Ohren zu schlagen, oder wenn das nicht anging, fortzugehen, um nicht mehr in das Haus zurückzukehren. Wie viel dergleichen Scenen habe ich mit ihm erlebt! Wie oft hat er mich zur Thüre hinaus bekomplimentirt und mich hoch und heilig versichert, er wolle mit mir nichts mehr zu thun haben! Aber er hatte mich lieb, das kann ich mit Stolz sagen; denn am andern Tag schon nach solchen Scenen schrieb er mit zwei Worten, ich solle wieder kommen. und wenn ich alsdann, wie sich das von selbst verstand, in seine Wohnung zurückkehrte, so nahm er mich mit offenen Armen auf und that alsdann seiner Heftigkeit vierzehn Tage die größte Gewalt an."

„Hat er Familie?" fragte der Graf.

„Nein," sagte der Kapellmeister; „er war auch niemals verheirathet, lebte sehr eingezogen, sehr anständig und man konnte von seinem Lebenswandel nur Rühmenswerthes sagen. Ich war lange nicht mehr in seiner Behausung. Vor fünf, sechs Jahren, wo ich mit ihm ein größeres Werk über ältere italienische Kirchenmusik bearbeitete, kam ich häufig zu ihm. Damals hatte er eine alte Haushälterin, die mußte viel mit ihm ausstehen; ich glaube, sie ist unterdessen gestorben."

„Ja wohl, sie ist gestorben," versicherte der Regisseur, „ich weiß, der heftige, knauserige Italiener war damals in großer Verlegenheit, denn es wollte sich lange keine Person finden, die sich dazu hergab, seine ewigen Schimpfereien anzuhören, ja sogar die

Zielscheibe eines Tellers oder eines Glases zu werden, wie das oftmals schon früher vorgekommen sein soll.

„Kann der alte Mann leben?“ fragte der Intendant; „ist er gut bezahlt?“

„Außerordentlich gut!“ antwortete der Kapellmeister, „diese älteren Musiker haben eine ungleich höhere Gage, als die neu Angestellten, und nebenbei hat sich Benetti ein anständiges Vermögen zusammengespart, von dessen Zinsen er allein leben könnte.“

„Ich muß die Bekanntschaft dieses Mannes machen,“ sagte lächelnd der Intendant; „ich muß den alten Musiker haranguiren. — Weiß Jemand, wo er wohnt?“

Der Kapellmeister zuckte mit den Achseln, der Regisseur ebenso, und sogar Charles wußte nicht die Wohnung seines früheren Lehrers.

Man rief nach dem Theaterdiener, doch ehe dieser erschien, näherte sich eine kleine sechszehnjährige Balletratte, die mit den feinen Ohren ihres Geschlechts aus einiger Entfernung das Gespräch ihres Intendanten belauscht, und flüsterte nach einem tiefen Knix dem Regisseur die gewünschte Adresse in die Ohren. Dieser tätschelte zum Dank sehr herablassend und freundlich den blonden Lockenkopf der jungen Tänzerin, die darauf mit einem ungeheuer tiefen Knix hinter die Coulissen entschwebte.

„Nun?“ fragte Alfons.

„Der Herr Graf wissen vor den Thoren das Königliche Jagdschloß?“ sagte der Regisseur. „Wenn man dort hinaus fährt, so hat man links an der Straße, ehe die Chaussee beginnt, eine Menge Gärten, in welchen kleine Wohnungen zerstreut liegen.“

„Ah!“ rief Charles, „da herum wohnte auch ich früher.“

„In einem der ersten Gärten rechter Hand,“ fuhr der Regisseur fort, „bei einem Handelsgärtner — der Herr Graf werden dort mehrere große Treibhäuser bemerken — liegt ein kleines Häuschen, ganz in Grün versteckt; dort soll Benetti wohnen.“

„Ah, das Haus ist mir bekannt,“ sagte der junge Componist nachdenkend; „es wär' eigenthümlich, wenn es meine alte Wohnung wäre.“

„Richtig, lieber Charles," entgegnete der Graf lächelnd, „ich glaube da herum war vor zehn Jahren Ihr Hotel."

„Ein sehr bescheidenes."

„Wissen Sie was; ich habe auf zwölf Uhr meinen Wagen bestellt; bis dahin ist die Probe wohl aus, dann begleiten Sie mich und zeigen mir den Weg."

„Wenn Sie es wünschen, Graf Alfons, recht gern!" entgegnete Charles mit leiser Stimme. —

Der zweite Akt. —

Auch dieser ging vorüber; ebenso der dritte, und mit jeder Nummer stieg die Zufriedenheit, das Wohlgefallen der ganzen Kapelle an der neuen Arbeit. Mehrmals konnten sich sämmtliche Musiker nicht enthalten, am Ende einer derselben in ein lautes Bravo auszubrechen. Charles empfieng Glückwünsche von allen Seiten und war außerordentlich glücklich.

Der Intendant lobte die Leistungen der Kapelle und der Sänger, sowie die wirklich schöne Arbeit des Balletmeisters Dubelli, der mit neuen Tänzen, zierlichen Arrangements und Gruppen sein Möglichstes zur Ausschmückung der Oper beigetragen. Dann packten die Musiker ihre Instrumente zusammen, die Lichter wurden ausgelöscht, die Sängerinnen fuhren nach Hause, Choristen und Choristinnen verließen das Theater, ihre Notenhefte unter dem Arm, und bald lag das weite Gebäude einsam und still.

Dubelli, als er bei der Requisitenkammer vorbei ging, konnte nicht unterlassen, einen Blick hinein zu werfen, indem er jenes Abends gedachte, wo ihm hier so Sonderbares begegnet.

Da standen die alten Geräthschaften und Waffen ruhig an ihrem Platze und die einzige Bewegung, die ersichtlich war, ging von der armen alten Kreuzfahrersfahne aus, die früher ein Betttuch gewesen war; und auch diese Bewegung kam einzig und allein von dem Luftzuge her, welchen das Oeffnen der Thüre verursachte. Eine sorgsame Hand hatte die Fahne wieder an ihren alten Platz vor dem Fenster geheftet, und da jetzt bei der Mittagsstunde dasselbe

ohnehin im Schatten lag, so herrschte in dem Gemach fast eine ähnliche Dämmerung wie neulich in der Nacht.

Aber das Rennen und Laufen in dem Gebäude, das Oeffnen und Zuschlagen der Thüren, die vielen Menschenstimmen, sowie das Rasseln der wegrollenden Wagen hatte alle Poesie von diesem Orte verwischt und selbst Dubelli's Auge sah heute nichts als alte Waffen und Geräthschaften, und selbst der weite Lehnstuhl, der auch heute Morgen seine Arme wieder gastlich zu öffnen schien, hatte etwas ganz Harmloses und durchaus nichts Gespensterhaftes. Dubelli lächelte über seine Phantasien in jener Nacht und meinte am Ende, er könne vielleicht auf dem alten Lehnstuhle eingeschlummert sein und nur geträumt haben. Ja, als er sich nun dem Fenster näherte und durch dasselbe knapp in dem Schloßgarten die Marmorfigur sah, die ihm solchen Schrecken eingeflößt, so begriff er in der That nicht, wie er jenes lächelnde Gesicht einer schönen Flora für die Züge der seligen Honoratorentochter habe halten können.

„Täuschungen! nichts als Täuschungen!" murmelte er vor sich hin, als er das Gemach verlassen hatte und allein die Treppe hinabstieg. „Unser ganzes Leben ist eine fortlaufende Kette von Täuschungen; es ist am Ende natürlich, wenn man ungläubig wird, und wenn ich einmal todt bin und jenseits erwache, so werde ich mich am Ende nicht mehr davon überzeugen lassen, daß ich diesseits Dubelli der Balletmeister gewesen."

Und doch war der gute Dubelli hier so überzeugt und durchdrungen von der Größe und der Wichtigkeit seines Amtes, jeder Zoll ein Balletmeister; und als die zu Acht in einem Wagen wegfahrenden Tänzerinnen ihm mit den niedlichen Köpfen und kleinen Händen auf's Ehrerbietigste zuwinkten, als die Tänzer und Choristen auf der Straße den Hut abzogen und ihn auf's Tiefste grüßten, da schritt er stolz dahin und sagte triumphirend zu sich selber: „und ich war vor einigen Jahren nichts als ein armer, hoffnungsloser Flickschneider!"

Der gereiste Reitknecht des Grafen Alfons stand neben dem Vordersitze des Phaetons seines Herrn und hielt die ungeduldig sich

schüttelnden Pferde im Zügel. Die edlen Thiere hatten in der warmen Sonne schon lange gewartet und schäumten in die Zügel, thaten bald einen Schritt vorwärts, bald rückwärts. Endlich trat der Graf mit dem jungen Componisten aus dem Gebäude, der Reitknecht fuhr so nah wie möglich an die Treppen desselben, Alfons stieg auf seinen Sitz, nahm die Zügel in die Hand und Charles setzte sich neben ihn.

Der Reitknecht, der die Gewohnheiten seines Herrn genau kannte, zog eine riesenhafte Cigarrendose hervor, nahm zwei Stücke heraus, die er mit Zündern versah, worauf er, als Beide brannten, eine dem Grafen in den Mund steckte, die andere dem jungen Musiker anbot.

Jetzt flogen die Pferde dahin, über den freien Platz vor dem Theater durch die Straßen, zum Thore hinaus, bis vor die Wohnung des Handelsgärtners, hinter welcher im Garten das bezeichnete Haus lag.

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Benetti.

Sobald der Wagen des Grafen Alfons vor dem Garten anhielt, sprang der Reitknecht von seinem Sitze hinten hinab, um die Zügel in Empfang zu nehmen.

„Nun, lieber Charles," sagte Alfons, während er von dem Wagen stieg, „Sie gehen doch mit, Sie machen doch Ihrer früheren Wohnung und Ihrem alten Lehrer einen Besuch?"

Der junge Musiker schüttelte mit dem Kopfe. „Wenn Sie mich hier lassen wollen, ist es mir lieber," versetzte er. „Ich möchte den Garten und das Haus dort wegen der doppelten Erinnerung, die es für mich hat, nicht gerne wiedersehen. Ich habe, wie Sie selbst wissen, in den kleinen, mir einstens so lieben Zimmern zu traurige Stunden verlebt. Und dann, was meinen alten Lehrer anbelangt, so schämt er sich schon seit längerer Zeit seines Schülers."

„Ah, das ist unmöglich!" sagte der Graf lachend.

„Verlassen Sie sich darauf," entgegnete Charles; „als ich damals mein erstes Werk aufführen ließ, das bewußte Ballet —"

„Worin die blonden Haare vorkamen!" lachte der Graf.

„Dasselbe!" antwortete Charles mit trübem Lächeln. „Nun, der alte Benetti hatte mir von jeher von der sogenannten profanen Musik abgerathen und mich oft dringend gebeten, mein Talent der

Kirche zuzuwenden. Aber ich hatte einmal keinen Sinn dafür und so entstand trotz seiner dringenden Ermahnungen jenes Ballet."

„Welches so außerordentlich gefiel!"

„Nur nicht meinem Lehrer. Er hätte an jenem Abend um Alles in der Welt den Bogen nicht angerührt und schrieb mir einige Tage nachher einen förmlichen Absagebrief. Ja, als ich es kurze Zeit darauf doch wagte, ihn zu besuchen, wies er mir die Thüre und ersuchte mich um Gotteswillen, ihm die Schande nicht anzuthun und Jemanden zu sagen, daß ich seinen Unterricht genossen. — Sie sehen, lieber Graf," schloß Charles achselzuckend, „da ist nichts zu machen."

„Freilich, da ist nichts zu thun," pflichtete der Graf bei, „da werde ich mein Heil allein versuchen müssen."

Damit zupfte er seine Halsbinde etwas in die Höhe, zog seinen Frack vornen und hinten in die Taille und schritt unternehmend dahin.

Das Gartenthor, das wir aus dem ersten Theil unserer wahrhaftigen Geschichte bereits kennen, stand offen und der Graf schritt auf einem breiten Sandwege gerade aus, auf ein kleines Häuschen zu, das, zwischen grünen Bäumen und Schlinggewächsen fast versteckt, die Wohnung des alten Musikers sein mußte.

Richtig, als er jetzt näher kam, hörte er die rührenden Töne eines Cello's aus den geöffneten Fenstern heraus dringen. Der Bogen, welcher diese Klänge hervorbrachte, wurde offenbar von einer Meisterhand regiert, doch schien der Spieler zu seinen Uebungen ein seltsames Musikstück gewählt zu haben. Auch war es dem Grafen, als singe er zuweilen dazu, denn er vernahm zwischen diesen Tönen, doch bis jetzt sehr undeutlich, eine Menschenstimme. Bald grollte das Instrument in den tiefsten Klängen und lärmte und klagte, und als Alfons jetzt näher trat, da vernahm er statt des Gesangs den er zu hören geglaubt, die polternde Stimme des alten Benetti, die analog der Musik zu sprechen schien.

„Das Alles habe ich schon zehntausendmal wiederholt! Aber es hilft nichts, es ist gerade, als wenn in mein Haus zehntausend Teufel gefahren wären. Warum läßt man mir keine Ruhe, warum

muß das ganze Haus immer auf den Kopf gestellt werden? He! he! — Nun?" —

Dies schien eine Frage zu sein, doch als keine Antwort darauf folgte, klangen unendlich weiche und rührende Töne aus dem Cello hervor, und der Alte fuhr fort zu sprechen: „freilich ist der alte Benetti ein hartherziger Polterer, ein unangenehmer Kerl, — so sagen die Leute. Aber sie wissen es nicht, daß der arme alte Italiener immer gequält wird, daß sie ihm keine Ruhe lassen, Corpo di bacco! Und ich will Ruhe haben. — Nun, was hast du darauf zu antworten?"

Der Graf blieb ob diesem sonderbaren Gespräche erstaunt stehen und hörte jetzt, wie eine weibliche Stimme antwortete:

„Ich will Sie ja um Gotteswillen nicht stören, Signor Benetti, aber ich muß doch einmal im Tage in Ihr Zimmer kommen, um es in Ordnung zu bringen! Gewöhnlich sind Sie um diese Zeit in der Probe —"

„Ja, diese Probe!" schrie Benetti dazwischen. „Maledetto! diese Probe und die Aufführung morgen Abend, lieber zerschlage ich morgen meinen Fiedelbogen, ehe ich eine Note von dem verfluchten Werk herunter geige. — Und gerade an solchen Tagen, wenn ich gereizt bin, da mußt auch du noch mich obendrein quälen, du, von der mir das eigentlich am wehesten thut."

„Aber Sie müssen doch schon lange wissen," sagte die weibliche Stimme, „daß ich ja nur auf der Welt bin, für Ihre Ruhe zu sorgen, Sie zu pflegen wie einen Vater."

„Si Signora, das weiß ich!"

„Auch müssen Sie mir zugestehen, daß es Sie freut, wenn Sie Mittags nach Hause kommen und finden Ihr Zimmer aufgeräumt, die Noten hübsch ordentlich hingelegt, das Cello an seinem Platz und frische Blumen in den Töpfen."

„Si Signora!" wiederholte der alte Italiener, und das Cello begann, wie ganz leise und unbewußt, eine freudige, glückliche Melodie.

Graf Alfons, der unwillkürlich diesem Zwiegespräch zugelauscht hatte, trat näher und war diskret genug, seine Ankunft durch ein

heftiges Räuspern und Husten, sowie durch starkes Auftreten an der Thürschwelle kund zu thun.

Augenblicklich verstummten auch sowohl Menschenstimmen als Cello und der Graf trat in das kleine Haus. Durch eine kleine Küche kam er in ein Vorzimmer und da von diesem die Thüre in ein anderes Gemach offen stand, so konnte er nicht umhin, sich jetzt auf einmal dem erstaunten Musiker zu präsentiren, der, sein Instrument zwischen den Knieen haltend, den Eintretenden eben nicht gerade freundlich anblickte. Eine weibliche Gestalt, die sich beim Eintreten des Fremden einen Augenblick umgewandt hatte, drehte nun ihr Gesicht dem Fenster zu und beschäftigte sich auffallend mit den Blumen, die am Fenster standen.

Der Graf hatte seinen Hut abgenommen und grüßte den Musiker freundlich. Dieser erwiderte den Gruß ziemlich ernst.

„Da Sie nicht zu mir kommen, lieber Benetti," sagte hierauf der Intendant mit der freundlichsten Miene, die ihm möglich war, anzunehmen, „so muß ich Sie aufsuchen."

„Ich wüßte aber in der That nicht, Signor," antwortete der Italiener, „woher Sie auf die Vermuthung kommen, ich solle Sie besuchen?"

„Sie kennen mich also nicht?"

„Nein, Signor, erinnere mich auch nicht, daß ich je die Ehre gehabt habe, Sie zu sehen."

„So muß ich mich Ihnen förmlich vorstellen," sagte lachend der Graf. „Durch die Gnade Seiner Majestät bin ich zum General-Intendanten der Königlichen Theater ernannt worden. Graf Alfons von B."

Der alte Musiker lehnte sein Cello an den Stuhl und erhob sich langsam, um seinem neuen Chef eine tiefe Verbeugung zu machen. Das Mädchen am Fenster aber zuckte bei Nennung dieses Namens, jedoch fast unmerklich, zusammen.

„Ich habe Sie heute Morgen vermißt, lieber Benetti, und da ich viel Gutes von Ihnen gehört und Sie hochschätze, so komme ich hieher zu Ihnen, um Ihre Bekanntschaft zu machen."

Benetti war, wie gesagt, ein Mann weit in den Sechszigen, sein Rücken etwas von diesem hohen Alter gebeugt; doch waren seine Bewegungen noch frisch und lebendig. Sein Kopf, mit dichtem weißem Haar bedeckt, zeigte scharfe, aber gutmüthige Gesichtszüge, die man fast hätte sanft nennen können, wenn nicht die kohlschwarzen Augen unter buschigen, immer noch kohlschwarzen Augenbrauen dem ganzen Gesichte etwas außerordentlich Lebendiges, ja in gewissen Augenblicken etwas Herausforderndes, fast Trotziges gegeben hätte. Die Kleidung Benetti's war sich seit vielleicht fünfzig Jahren gleich geblieben. Er trug heute noch wie damals kurze schwarze Beinkleider, schwarzseidene Strümpfe mit Schuhen, dazu ein weißes Halstuch mit lang herabfallenden Zipfeln und einen schwarzen, wenn auch etwas altmodisch geschnittenen, doch sehr anständigen Tuchfrack.

Er fuhr mit der Hand über seine hohe Stirn durch sein weißes Haar und suchte sich, leicht lächelnd, zu entschuldigen, daß er bei der heutigen Probe, die ihm wohl angesagt worden wäre, gefehlt.

„Euer Excellenz werden wohl wissen," sagte er, „wie vergeßlich das Alter ist. Ich erinnerte mich wohl, daß mir für heute Morgen ein Geschäft oblag, doch welches, war mir nicht mehr recht bewußt. Ich war im Begriff, in die Hauptkirche zu gehen, es war mir gerade, als sollte dort Probe von einer großen Messe sein. — Excellenz werden einem alten Manne verzeihen! — Magdalene! — gib dem Herrn Grafen einen Stuhl."

Aber das Mädchen am Fenster, dem diese Worte offenbar galten, schien dieselben entweder nicht hören zu wollen oder wirklich nicht zu hören. Die einzige Bewegung, die sie machte, war, daß sie ihren Kopf tief zu den Blumen herabsenkte.

Graf Alfons warf einen flüchtigen Blick nach dem Fenster und bemerkte, daß das Mädchen, welches da stand, eine hohe, schlanke Gestalt war. Sie war dürftig, ja fast ärmlich gekleidet und schien offenbar die Haushälterin oder die Magd des alten Italieners zu sein.

Dieser warf ebenfalls einen Blick nach dem Fenster, einen Blick, in welchem es zornig aufblitzte, und wiederholte mit ernsterer Stimme: „Magdalene, du sollst dem Herrn Grafen einen Stuhl geben!"

„Ich nehme mir ihn schon selber!“ sagte lachend der Intendant und that ein paar Schritte nach dem Fenster, wo mehrere Stühle standen.

In diesem Augenblick drehte sich auch das Mädchen am Fenster herum, und wenn Graf Alfons nicht durch die vielen seltsamen Lagen, in welchen er sich während seines langen Hoflebens schon befunden, so vollkommen Herr seiner selbst gewesen wäre, wie er es war, so hätte er in diesem Augenblicke einen Ruf der Ueberraschung nicht unterdrücken können.

Es war Anna, die vor ihm stand, die ihm mit zitternder Hand einen Stuhl darbot.

Seit jener Zeit, wo der Graf das Mädchen zum Letztenmale gesehen, waren zehn Jahre vergangen, zehn Jahre, die für sie gewiß keine Zeit der Freude gewesen. Das sah man wohl ihren Zügen an. Doch schien die harte Hand des Schicksals das Antlitz des Mädchens so schonend wie möglich, ja mit einer gewissen Scheu berührt zu haben, denn noch immer war dies Antlitz schön geblieben, ja auffallend schön und edel, und nur die früher so trotzigen, ja mitunter wilden Züge hatten sich weich und schwermüthig gestaltet. Das war noch dasselbe schöne blonde Haar, dieselben glänzenden blauen Augen, die herrlichen weißen Zähne.

In dem Augenblicke, als sich das Mädchen herumwandte und dem Grafen voll in das Gesicht schaute, nahmen ihre Augen, ihre Züge einen schmerzlichbittenden Ausdruck an, der den Grafen wie ein Blitz durchfuhr, den er aber alsbald verstand. Und wohl auch mit aus diesem Grunde blickte er das Mädchen mit erkünstelter Gleichgültigkeit an, und kein Zug in seinem Gesichte verrieth, daß er sie jemals gesehen. Das Einzige, was er nicht lassen konnte, war, ihr eine tiefe, ja ehrfurchtsvolle Verbeugung zu machen, durch ein unbekanntes Gefühl der Verehrung hervorgerufen, das ihm aus dem Innersten seines Herzens kam. Auch nahm er schnell den Stuhl aus ihrer Hand, stellte sich vor ihn hin und stützte sich mit dem Arm auf die Lehne desselben.

Das Alles aber war das Werk von kaum zwei Sekunden,

und dann sagte der alte Benetti zu dem Mädchen: „geh' hinaus, Magdalene!"

Der Graf blickte ihr einen Augenblick nach und sagte dann mit dem gleichgültigsten Tone von der Welt: „eine Verwandte von Ihnen?"

„Nein, nein!" antwortete der Italiener lächelnd, „Benetti hat keine Familie in Deutschland. Sie führt meine Wirthschaft, — sie ist meine Haushälterin."

„Ei, ei!" sagte lachend der Graf und drohte dem Musiker mit dem Finger, „ei, ei! alter Herr! Sie haben eine schöne Haushälterin."

Benetti sah einen Augenblick nachdenkend an die Thüre, durch welche das Mädchen verschwunden war, und erwiderte alsdann ziemlich ernst: „Excellenz, ich bin bald siebenzig Jahr; ist das Mädchen wirklich schön? Ich weiß es wahrhaftig nicht; sie sieht mir aus wie jede Andere. Aber sie ist sehr brav und sehr gut, und dient mir redlich, treu und unverdrossen. Und daß sie gerade mir unverdrossen dient, ist wohl ihre größte Empfehlung, denn ich kann sehr eigensinnig, sehr wild und heftig sein, Herr Graf."

„In der That," entgegnete der Intendant, „dergleichen hat man mir von Ihnen gesagt, lieber Benetti, und namentlich was Ihren ersteren Fehler, den Eigensinn, anbelangt, so bin ich eben deßhalb gekommen, um mit Ihnen ein freundliches Wort zu sprechen."

„Und das wäre?" sagte forschend der alte Italiener, und seine Augen, mit denen er den Grafen fest anschaute, blitzten unter den herabhängenden Brauen hervor.

„Der Kapellmeister wünscht," fuhr der Graf fort, „daß Sie mit Ihrem eminenten Talent auch ihn bei den Proben hie und da unterstützen möchten; namentlich heute bei der Probe einer neuen Oper hat man Ihre kräftige Hand sehr vermißt."

Der Graf sagte das eigentlich nur, um etwas zu sagen; seine Gedanken waren aber durchaus nicht bei dem, was er zu dem alten Musiker sprach. Vielmehr suchte er sich die Möglichkeiten klar zu machen, welche Anna vermocht haben könnten, sich zehn Jahre versteckt zu halten und hier in die Dienste des Italieners zu treten,

gerade hier zu wohnen, in den Zimmern, wo sie mit Charles so viele glückliche Stunden verbracht. — Und auch hier hieß sie Magdalene, wie auf seinem Jagdschlosse, nach der Erzählung des alten Amadäus. — Magdalene, eine büßende Magdalene! — Die Seele dieses Mädchens kam ihm groß und erhaben vor; sie wußte gewiß, was aus Charles, ihrem Freunde, geworden war, gewiß war sie überzeugt, daß dessen Liebe zu ihr nicht erloschen. Und doch verbarg sie sich vor ihm; ja, sie wäre wahrscheinlich nicht in die Residenz zurückgekehrt, hätte sie ahnen können, daß Charles ebenfalls wieder kommen würde. Und dies herrliche Mädchen, dies große edle Herz sollte zu Grunde gehen, weil sie, in Armuth und Noth geboren, nicht nur keine sorgsame schützende Hand fand, die sie vor Fehltritten bewahrte, sondern weil ihr das unerbittliche Schicksal eine Mutter gab, der Alles käuflich gewesen, selbst die Ehre ihres Kindes? — Alfons schüttelte bei diesem Gedanken heftig mit dem Kopfe.

Inzwischen aber hatte er die ihm in der That vollkommen gleichgültige Antwort des alten Musikers überhört, ja er hatte seine eigene Anrede an denselben vergessen und wunderte sich, als ihm Benetti jetzt ernst und fest sagte:

„Ei freilich, Excellenz; wenn auch der Herr Graf über meine Antwort den Kopf schütteln, so muß ich doch wiederholen: Privilegien sind und bleiben Privilegien!"

Alfons sah den Musiker mit großen Augen an, dann, wie aus einem tiefen Traume erwachend, erinnerte er sich wieder des vorhin geführten Gesprächs und erwiderte lachend: „verzeihen Sie mir, bester Benetti, ich war mit meinen Gedanken ein wenig auswärts. Aber Sie haben vollkommen Recht: Privilegien sind Privilegien, und Gott soll mich bewahren, daß ich eines antaste! Ich habe blos geglaubt, in einigen Fällen, wo es wichtig wäre, daß Sie den Proben beiwohnten, würden Sie vielleicht mir zu Liebe eine Ausnahme von der Regel machen."

„Das werde ich auch gewiß recht gerne thun, Euer Excellenz zu Gefallen," entgegnete der alte Italiener, der sich etwas geschmeichelt

fühlte. „Nur muß ich Euer Excellenz dringend ersuchen, mich für die vorliegende Oper gnädigst dispensiren zu wollen."

„Sie lieben den jungen Componisten nicht, der sie geschrieben?"

Der alte Mann schüttelte den Kopf und sagte: „ich habe ihn einstens sehr geliebt — er war mein talentvollster Schüler."

„Ich weiß das," erwiderte der Graf, „er hat mir mit der größten Verehrung, mit wahrer Herzlichkeit von Ihnen gesprochen."

„Er war nicht böse," sagte nachsinnend Benetti, „nur etwas leichtsinnig. Die neue Zeit mit ihren leichtfertigen Moden, ihrem ganzen seichten Wesen hat ihn mit fortgerissen. Er hat seinem alten Lehrer mit einigen seiner Werke, die er gefertigt, sehr wehe gethan."

„Er bedauert das gewiß von Herzen!" sagte der Graf; „ich glaube, er würde Alles darum geben, wenn Sie ihm gestatten würden, daß er sich Ihnen wieder nähern dürfte."

Der Italiener schüttelte bitter lächelnd seinen Kopf und wiederholte die Worte des Grafen: „er würde Alles darum geben?" Dann fuhr er fort: „und ich verlangte so wenig von ihm! Als ihn damals, Gott weiß, welcher Dämon, antrieb, jene Ballet-Musik zu componiren, da habe ich, sein Lehrer, ihn gebeten, ja beschworen, das nicht zu thun. Wenn es nur eine Oper gewesen wäre! — aber eine Ballet-Musik! — Pfui!"

„Aber das Publikum war sehr damit zufrieden," entgegnete der Graf, „und vor allen Ihr verstorbener Bruder."

„Mein Bruder?" sagte der alte Benetti, „Gott hab' ihn selig! — Ja, mein Bruder, das war nun einmal sein Geschäft. Aber wenn Euer Excellenz wüßte, welche Scene ich mit diesem meinem einzigen Bruder hatte ob der absurden Zumuthung, ihm Tanzmusiken zu schreiben! — Und dann erst das Publikum — was will das beweisen? Dem gefällt Alles, was neu ist und glänzt und rauscht, und für das Publikum! — Excellenz können mir glauben — das hat mich hauptsächlich verdrossen, daß gerade jene Musik dem Publikum gefallen, oder vielmehr, daß er so gediegene Sachen der Menge für Tanzmusik auftischte. Da hätte es der elendeste Walzer ebenso gut gethan. Und es waren gediegene Sachen

darunter, Excellenz — herrliche Motive, an denen sich der ernsteste Gesang nicht hätte zu schämen gebraucht. Erinnern sich der Herr Graf vielleicht noch etwas aus jenem Ballet?" — Benetti griff nach seinem Cello, ließ sich auf einen Stuhl nieder und nahm das Instrument zwischen die Knice. „Da war im zweiten Akt ein Gedanke, den hatte er herrlich durchgeführt. Freilich mußte das zu den widersinnigsten Springereien dienen, und für Jedermann klang es ganz einfach und nichtsbedeutend; aber der Musiker fühlte wohl, daß er hier einem großen Talent begegne. — Erlauben Sie einen Augenblick, Excellenz."

Damit setzte der Musiker seinen Bogen an die Saiten und spielte mit der festen, kunstgeübten Hand ein einfaches, reizendes Motiv. Es lag etwas Melancholisches und Klagendes darin, tiefer Seelenschmerz, eine ganze traurige Liebesgeschichte. Und wie spielte der alte Mann dies einfache Thema! Es kam ihm vom Herzen und ging zum Herzen.

Der Graf hörte neben sich ein leises Geräusch und als er sich leise zur Seite wandte, sah er an der Thüre Magdalene stehen, und während sie den ihr wohlbekannten Tönen lauschte, flossen die Thränen über ihr Gesicht herab.

„So war es!" sagte Benetti, nachdem er eine Zeit lang das Thema variirt, „ich kann Ihnen nicht beschreiben, Herr Graf, wie es mich geschmerzt, als ich dies Thema in der Partitur des Balletes fand." Damit stellte er das Cello an die Seite, und wie er sich von seinem Stuhle erhob, bemerkte er an der Thüre das weinende Mädchen, die sich gerade zurückziehen wollte.

„Was willst du da, he?" rief er ihr zu, „kannst du nicht draußen in der Küche bleiben?" Und als die Arme verschwand, sagte er, zum Grafen gewendet: „die Magdalene, sonst ein gutes Geschöpf, ist eine vollkommene Musiknärrin, und wenn ich auf dem Cello anfange, zu spielen, dann weint sie. Es ist doch wahrhaftig recht komisch."

Der alte Italiener fand es aber eigentlich im Grunde nicht komisch, und sein Zorn, mit welchem er dem Mädchen nachblickte,

war offenbar ein erkünstelter, denn als der Graf seinen Hut nahm und dem Musiker zum Abschied die Hand reichte, schaute dieser immer noch nach der Thüre und sagte ganz leise: „ja, ja, sie ist in der That ein armes, unglückliches Geschöpf!"

Der Graf verließ das Haus und schritt durch den Garten dahin, zuerst schnell, dann immer langsamer, und wie er fast am Thore war, blieb er ganz stehen. Sollte er seinem Freunde etwas von dieser Begegnung sagen? — Nein, gewiß nicht! Wenigstens vorderhand nicht, bis er vielleicht im Stande gewesen, noch etwas Näheres und Genaueres über jenes Mädchen zu erfahren. — Ja, erkundigen wollte er sich, genau erkundigen, die ganze Geschichte auf's Reiflichste prüfen und überlegen; und wenn etwas zu machen wäre für die Zukunft jener Unglücklichen, so wollte er das Seinige nach besten Kräften dazu beitragen. — Aber, war eine Vereinigung mit Charles möglich, durfte er hiezu die Hand bieten, nach dem, was er von der Vergangenheit jenes Mädchens wußte? — Nein, nein! als Ehrenmann durfte er keine Schritte thun, die Beiden zu vereinigen; ihn, seinen Freund, ein Talent, ein geachteter, ja fast berühmter Name, und sie — — O, der Gedanke war fürchterlich für ihn.

Endlich aber mußte er den Garten verlassen, und draußen auf der Straße hielt Charles mit seinem Wagen.

„Nun?" rief ihm der junge Componist lachend entgegen, „der Herr General-Intendant haben sich anständig lange aufgehalten. Ich glaube, Hochdieselben ließen sich die Anfangsgründe des General-Basses beibringen. Das wär' für einen Chef des Theaters allerdings recht nothwendig."

„Ja, ja," sagte der Graf trübe lächelnd, „es ist so was, wir sprachen lange über Musik."

Damit trat er an den Wagen und stieg auf seinen Sitz.

„Aber Sie scheinen mir trübe gestimmt, lieber Graf," fuhr Charles fort, „haben Sie mit Benetti eine ernste Unterredung gehabt, oder hat Sie vielleicht da sonst etwas interessirt? Ei, ei!" fuhr er laut lachend fort, „ich habe mir sagen lassen, der alte

Italiener habe sich eine neue Haushälterin zugelegt, und da — haben sich natürlich der Herr Graf länger als gewöhnlich aufgehalten!"

Alfons nahm Zügel und Peitsche in die Hand; jedes der Worte, die Charles sprach, berührte ihn unangenehm, ja schmerzlich. Doch lag ihm Alles daran, nicht befangen zu erscheinen, weßhalb er sich Mühe gab, in den Scherz einzugehen.

Die Pferde, des langen Wartens müde, schossen ungeduldig dahin, und Alfons sagte zu seinem Nachbar: „ja, ja, Sie haben es errathen, ich habe einige Worte mit der Haushälterin des Alten gesprochen."

„Ist sie hübsch?"

„Passirt!"

„Jung?"

„Das kann ich nicht so genau sagen; aber," fuhr der Graf mit einem trüben Lächeln fort, ehe der Wagen rasselnd in das enge Thor hinein fuhr, „sie könnte Ihnen gefährlich werden, denn sie hat blonde Haare."

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Anna.

Das Geschäft, welches den Doktor Stechmaier in die Residenz geführt, — wir glauben verrathen zu dürfen, daß es die Geschichte eben dieser Residenz selbst war, welche ein unternehmender Buchhändler in Worten und Bildern herauszugeben beabsichtigte, — war vollkommen zu Gunsten des Doktors abgemacht worden, doch bedingte dasselbe seinen längeren Aufenthalt in hiesiger Stadt.

Der Doktor, nachdem er während der Verhandlungen und während dem Abschließen des Contraktes im englischen Hofe gewohnt, fand es jetzt für passender, sich nach einer Privatwohnung umzusehen und zog deßhalb die öffentlichen Tagesblätter zu Rathe, welche mit jeder Nummer eine große Menge zu vermiethender Zimmer unter den allerbesten Bedingungen für die respektiven Miether ankündigten. Da gab es denn allerlei, von acht Zimmern in der Beletage mit allen Erfordernissen bis herab oder vielmehr hinauf zu gemeinschaftlichen Schlafstellen. Der Doktor aber, dem weder das Eine noch das Andere für seine Bedürfnisse passend schien, suchte nach Wohnungen von zwei bis drei Zimmern und nachdem er sich aus den betreffenden Blättern eine Menge solcher, die ihm zu conveniren schienen, mit Straße und Hausnummer notirt, nahm er sich eines Tages die vollkommenste Zeit, waffnete sich auch mit

der größtmöglichen Geduld, denn er wußte, was es zu sagen hatte, in hiesiger Stadt ein Logis zu suchen und zu finden.

Drei Zimmer in einer der besten Straßen der Stadt in einer der besten Lagen verwandelten sich bei näherem Betrachten in eine finstere feuchte Parterrewohnung, mit einem einzigen Zimmer in der Mitte, das rechts und links zwei Cabinete mit schiefen Wänden hatte, welche letztere unter zwei verschiedene Treppen hinein gebaut waren. Eine andere Wohnung, sommerlich gelegen, mit Zutritt in den Garten, ergab sich als ein altersschwacher Gartensalon, dessen Thüre und Fenster morsch waren, und der sich allerdings insofern zu einer Sommerwohnung qualificirte, als es der sommerlichen Luft durch eine Menge Risse und Sprünge in Thüre und Mauern gestattet war, wenn und wie sie eben wollte, durch das Zimmer zu streichen. Ein drittes Quartier, mit schöner Aussicht, gut gelegen, bestand aus einem Zimmer an der Seite eines unaussprechlichen Gemachs, dessen Nachbarschaft, auch ohne daß man es vorher gesehen, von dem Miethsmanne auf's Unangenehmste geahnt wurde. Die schöne Aussicht, welche dieses Quartier auszeichnete, bestand im Ueberblick auf die schwarzen Dächer der Nachbarschaft, und wenn der Einwohner vielleicht im Stande war, seinen Hals auf eine fast unnatürliche Art zu verdrehen und um die Ecke des Nachbarhauses zu schauen, so gelang es ihm vielleicht, ein Stückchen Berg, ein paar Bäume und einen alten Kuhstall zu erblicken.

Andere Wohnungen, die der Doktor Stechmaier durchsah und prüfte, und die nicht so sehr an den eben gerügten Gebrechen und Fehlern litten, zeichneten sich dagegen durch die billigen Bedingungen aus, welche man bei ihnen stellte. Diese billigen Bedingungen nämlich bestanden meist in den übertriebensten Forderungen, zuweilen in einem solch' großen Miethpreis, daß ihn kein Mensch im Stande war zu erschwingen, oder in der Verweigerung eines Hausschlüssels, in dem Verlangen, gar keine Besuche anzunehmen oder um zehn Uhr sein Licht auszulöschen, ferner in dem Wunsche des Hauseigenthümers, auf seinem Zimmer nicht zu pfeifen oder zu

singen, keine Hunde, Katzen und Vögel zu halten, sich selbst zu rasiren, damit der auf und ab eilende Barbier die Treppen nicht verderbe, und dergleichen Quälereien und Chikanen mehr.

Der Doktor, als solcher und Schriftsteller, hatte nebenbei noch einige Schwierigkeiten mehr zu überwinden, denn wenn er hie und da ein Quartier fand, das ihm gefiel, und er sich darauf zu erkennen gab, so bedauerte man gewöhnlich, das Quartier nicht sogleich versprechen zu können: man hatte noch einem Anderen zugesagt, ein paar Tage auf ihn zu warten! oder man war freimüthig genug, geradeaus zu erklären, der Herr Doktor möge verzeihen, aber man habe sich einmal zur Regel gemacht, die Zimmer weder an Seiltänzer, Schauspieler, noch Literaten zu vermiethen.

Eines der letzten Quartiere, die dem Doktor Stechmaier auf seiner Rundreise durch die Stadt noch zu besichtigen blieben, war in einem ansehnlichen Hause in einer neuen Straße, Nummer Vierundvierzig, und hier beschloß er, zum Letztenmal sein Heil zu versuchen. Es waren in diesem Hause zwei anständige, möblirte Zimmer zu vergeben, im ersten Stock das Nähere zu erfragen. Der Doktor stieg die Treppe hinauf und kam oben an eine Glasthüre, wo neben der Klingel der Name des Bewohners zu lesen stand: „Stadtrath Schwämmle.“ Der Doktor erinnerte sich dieses Namens aus früheren Zeiten her noch ziemlich dunkel und ungewiß, und da er mit sich selbst nicht ganz im Reinen war, ob er diesen Mann nicht früher gekannt, so zögerte er einen Augenblick, ehe er sich entschloß, anzuläuten. Der Titel „Stadtrath“ war ihm einigermaßen unbehaglich, und wenn er sich auch in ganz anderen Verhältnissen als damals befand, so hatte er immer eine gewisse Scheu vor dem Stadtrathe behalten, denn für ihn war diese würdige Behörde beständig in gewisser Verbindung mit gerichtlichen Vorladungen, mit Schuldenliquidationen und dergleichen mehr gewesen.

Doch zog er endlich dennoch die Klingel und ein Dienstmädchen öffnete die Glasthüre.

„Ist der Stadtrath Schwämmle zu Hause?“

Das Dienstmädchen zögerte einen Augenblick mit der Antwort und besah sich erst den Fragenden vom Kopf bis zu den Füßen. Als sie aber finden mochte, daß er nicht wie ein bettelnder Vagabund aussah, so sagte sie: „der Herr Stadtrath sind noch im oberen Stock und werden im Augenblick in seine Wohnung kommen. Aber die Frau Stadträthin sind zu Hause."

Der Doktor Stechmaier trat in das Vorzimmer, es war dasselbe, dessen sich vielleicht der geneigte Leser von früher her erinnert, dasselbe, wo seiner Zeit der selige Steinmann Gasbeleuchtungs- und Kirchendienst-Audienzen gehabt.

In dem Zimmer hatte sich eigentlich gar nichts verändert. Da standen noch dieselben Tische und Stühle wie damals, doch waren sie älter und gebrechlicher geworden, die Gestalt derselben altmodisch, der Ueberzug abgeschossen und verblichen. Wie damals, stand die Thüre zum Nebenzimmer geöffnet, und wie damals saß die Stadträthin Schwämmle in eben diesem Zimmer beim Kaffeetisch. Sie war in ihrem Aeußeren noch dicker, in ihrem Wesen aber zänkischer geworden. Mit einer sehr fetten Stimme befahl sie der Magd, dem fremden Herrn einen Stuhl zu geben, und als das geschehen war, schien sie wieder in stilles Nachdenken zu versinken. Die Schwarzwälder Uhr pickte, der Kanarienvogel versuchte einige Töne: doch war seine Zeit vorüber und es wollte nicht mehr recht gelingen. Zuweilen auch glaubte der Doktor, es schnarche ein Mops im Nebenzimmer, doch da dieser gelinde Schnarcher meist mit einem menschlichen Räuspern schloß, so erkannte er bald, daß es das schwere Athmen der Stadträthin sei, welches er so unverantwortlich verkannt hatte.

Endlich wurde draußen die Glasthüre geöffnet, gleich darauf die Stubenthüre; der Doktor erhob sich und Stadtrath Schwämmle trat ein.

Der Stadtrath, obgleich bedeutend älter geworden, hatte immer noch so viel als thunlich sein imponirensollendes Aeußere festgehalten. Sein Kinn vergrub er noch immer würdevoll in die Halsbinde, ja das Bäuchlein, das er sich zugelegt, sowie die silberne

Brille gaben seiner ganzen Haltung etwas Wichtiges, Ehrwürdiges, zu welchem allein die sehr geschwinden Bewegungen, die sich der Stadtrath noch nicht abgewöhnt, nicht vollkommen im Einklange standen. Seine Züge dagegen hatten bedeutend gealtert, sein Haar war gebleicht, sein Blick etwas kummervoll geworden. Er begrüßte den Fremden mit einem sehr förmlichen Kopfnicken, dann fragte er: „wen habe ich die Ehre? Was verschafft mir diese Ehre?"

Der Doktor nannte seinen Namen und sagte, er habe im Tagblatte gelesen, daß hier im Hause Numero Vierundvierzig eine Wohnung von zwei Zimmern zu vergeben sei, wonach man sich in der Beletage zu erkundigen habe.

Der Stadtrath räusperte sich, rieb die Hände übereinander, nahm ein freundlich seinsollendes Lächeln an und sagte: „der Herr Doktor sind ein Fremder, eben erst in der Stadt angelangt?"

„Vor einigen Tagen. Ich wohne im englischen Hofe," entgegnete auf diese Frage der Doktor.

„Ein sehr gutes Hotel," fuhr der Stadtrath fort, „ein sehr anständiges Hotel; allerdings sind hier im Hause zwei Zimmer zu vergeben, sehr schöne Zimmer, gut möblirt, doch —"

„Aber wie kannst du so genau wissen, ob die Zimmer wirklich noch frei sind?" ließ sich die fette Stimme der Stadträthin vernehmen. „Heute Morgen waren mehrere Parteien da, welche die Wohnung eingesehen haben."

Der Stadtrath machte eine Bewegung mit der Hand nach dem Nebenzimmer und sagte als höflicher Mann: „meine Frau!" Dann fuhr er mit lauterer Stimme fort: „allerdings bin ich nicht im Stande, dem Herrn Doktor die Wohnung für bestimmt zuzusagen, die Hofräthin X. ist die Vermietherin und ich habe es nur aus freundnachbarlicher Rücksicht übernommen, den Anfragenden die nöthige Auskunft zu ertheilen. — Der Herr Doktor sind Mediciner?"

„Bitte um Entschuldigung!"

„Also Jurist?"

„Noch weniger," entgegnete Stechmaier, „ich bin Doktor der Philosophie und Schriftsteller."

„Ah! — Ah! — So! — Schriftsteller?" antwortete der Stadtrath, und die fette Stimme aus dem Nebenzimmer rief so laut als möglich: „ich kann dich aber versichern, Schwämmle, daß die Zimmer wahrscheinlich schon genommen sind. Die verwittwete Hauptmännin Steiner hatte große Lust dazu, und was die Hofräthin anbelangt, so könnte sie für sich keine angenehmeren Miethsleute finden."

„Auch ich würde mich bemüht haben, im besten Einverständniß mit der Frau Hofräthin zu leben," sagte der Doktor so laut, daß die Stadträthin im Nebenzimmer diese Antwort auf alle Fälle hören mußte.

„Davon bin ich vollkommen überzeugt," versetzte der Stadtrath mit einem verlegenen Lächeln und rieb sich emsig die Hände. „Ja, ich bin dessen ganz gewiß; man muß natürlich vor allen Dingen bei der Hofräthin anfragen, ob die Zimmer noch frei sind, und in diesem Falle und wenn dem Herrn Doktor die Wohnung gefällt, wird die Sache durchaus keine Schwierigkeiten haben. — Im Gegentheil, ich für meine Person würde mich außerordentlich freuen, einen Mann, wie der Herr Doktor, einen bedeutenden literarischen Namen, in unserem Hause zu wissen."

Der Stadtrath hatte bis jetzt nicht die entfernteste Ahnung davon gehabt, daß es überhaupt einen Doktor Stechmaier auf dieser Welt gebe. Dieser dagegen, nachdem er den Stadtrath gesehen und gesprochen, begann sich desselben doch von früheren Zeiten her so allmälig zu erinnern, und Geschichten, wie mit der Gasbeleuchtungseinrichtung contra Schlachthaus, und der neuen Kirche contra Löschcorps, begannen in seinem Innern aufzudämmern. An Widerspruchsgeist hatte es dem Doktor von jeher nicht gefehlt, und da es ihn namentlich ärgerte, daß sich die fette Stimme des Nebenzimmers in seine Angelegenheiten mischen zu wollen schien, so beschloß er, das Herz des Stadtrathes und die beiden Zimmer der Hofräthin im Sturme zu erobern.

„Es ist allerdings schade," sagte er nach einer Pause, „daß es den Anschein hat, als seien die fraglichen Zimmer bereits ver-

geben. Es wäre für mich namentlich wünschenswerth gewesen, in diesem Hause zu wohnen, es hätte mir bei einer größeren Arbeit von einigem Nutzen sein können."

„Ei?" sagte der Stadtrath.

„Ich wurde," fuhr der Doktor in gleichgültigem Tone fort, „durch die Cotta'sche Buchhandlung hieher berufen, um für diese eine größere Arbeit, welche die hiesige Stadt betrifft, an Ort und Stelle zu vollenden."

„Sie wurden," entgegnete der Stadtrath mit so lauter Stimme, daß man es im Nebenzimmer deutlich hören konnte, „von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Stuttgart und Tübingen, hieher berufen?"

„Um für sie eine größere Arbeit zu vollenden," ergänzte der Doktor sehr bestimmt.

„Das ist sehr zu bedauern!" rief die fette Stimme aus dem Nebenzimmer, „aber ich versichere dich, daß die Hauptmännin Steiner das Quartier bereits genommen hat!" Worauf der Stadtrath an die andere Thüre eilte und mit leiser, aber eindringlicher Stimme sagte: „ich wollte, daß du mich im Frieden ließest mit deiner Hauptmännin Steiner!" Darauf kehrte er ebenso schnell zurück und sprach verbindlichst: „wollen Sie nicht gefälligst Platz behalten, Herr Doktor Stechmaier?"

„Ich will Sie durchaus nicht länger aufhalten," entgegnete dieser, aber Sie erlauben mir vielleicht, Ihnen Behufs dieser größeren Arbeit später einen Besuch zu machen, wenn es nämlich meine Zeit erlaubt. Bei einer Wohnung hier im Hause hätte sich das freilich machen lassen."

„Und diese größere Arbeit?" fragte der Stadtrath.

„Betrifft die Geschichte der hiesigen Residenz, ihre Entstehung, ihre älteren und neueren Bauten, ihre Fortschritte mit der Zeit, ihre gesellschaftlichen und andern Einrichtungen, und dabei wäre mir Ihr Rath, Ihre Erfahrung sehr zu Statten gekommen. Ich glaube sogar, wenn ich mich recht erinnere, daß wir eine unserer besten städtischen Einrichtungen — die Gasbeleuchtung, und

unser schönstes Bauwerk — die neue Kirche, Ihrem Eifer verdanken."

Der Stadtrath, auf's Höchste geschmeichelt, zog seine Augenbrauen sehr in die Höhe, als wolle er sagen: damals stand ich unendlich erhaben, dann vergrub er sein Kinn so tief in die Halsbinde, als wollte er damit seine jetzige verborgene Stellung ausdrücken.

„Ich hatte mir mit zwei vortrefflichen Kapiteln für diese große Arbeit geschmeichelt, — Gasbeleuchtung — und dann — die neue Kirche. Wie gesagt, zwei vortreffliche Kapitel, vortrefflich durch die Mittheilungen, die ich von Ihnen zu erhalten hoffte."

„Das ist leider traurig," ließ sich die Stimme im Nebenzimmer hören," aber die Hauptmännin Steiner wird morgen einziehen, wie ich glaube."

Stadtrath Schwämmle zuckte mit den Achseln und sagte: „diese Frau gibt niemals Ruhe und mit großem Unrecht. Sie liebt leider," setzte er mit leiser Stimme hinzu, „die Herren Schriftsteller nicht besonders, — wissen Sie, die sogenannten Literaten, und so eine Frau versteht gar keinen Unterschied zu machen. Aber ich kann Sie versichern, daß die Zimmer droben noch nicht vermiethet sind."

„Das wäre mir äußerst angenehm!" erwiderte der Doktor mit sehr lauter Stimme, „und was das Kapitel Gasbeleuchtung anbelangt, so —"

„Ha, ha, ha!" lachte die fette Stimme im Nebenzimmer, „dabei bitte ich aber nicht zu vergessen, des alten Schlachthauses zu erwähnen, das heute noch wie vor fünfzig Jahren, zum Scandal der ganzen Nachbarschaft, zum Scándal der ganzen Stadt geblieben ist, wie es war."

„Frau!" sagte sehr ernst der Stadtrath.

„Und wenn Sie an die neue Kirche kommen," fuhr die hartnäckige Stadträthin fort, und bei der Anstrengung des lauten Sprechens holte sie tief Athem, „so gedenken Sie ja des Löschcorps, das deßhalb niemals zu Stande kam, wodurch bereits so viel Unglück geschehen."

„Frau!“ wiederholte der Stadtrath mit lauterer Stimme als bisher und eilte an die Thüre des Nebenzimmers; „schweige still, oder ich könnte mich veranlaßt sehen, dir einige Unannehmlichkeiten zu sagen! Es ist aber in der That besser, daß ich diese Thüre zuschließe und dich auf solche Art für unser Gespräch unschädlich mache.“

Bei diesen Worten drückte er die Thüre in's Schloß, doch ehe er mit diesem Geschäft zu Ende war, hörte man die Stadträthin sehr laut und gellend rufen: „dann bitte ich aber auch ein Kapitel zu machen, und das muß Steinmann heißen, und das muß erzählen, wie der Meßner von der Kirche sich am Glockenseile aufgehängt hat, weil er ein durchaus schlechter Kerl gewesen.“

Den Stadtrath hatte die bösartige Anspielung sichtlich erschüttert. Er zuckte mit den Achseln und sagte: „mit dieser Frau läßt sich nichts machen.“ Nach einer Pause fragte er den Doktor: „sind Sie verheirathet?“ und als dieser verneinte, fuhr er fort: „so machen Sie auch nie den Versuch, sich eine Frau anzuschaffen, man hat davon nur Kummer und Verdruß. Wenn auch Alles Anfangs sehr gut geht, — und dies war bei mir der Fall, — so legt einem doch endlich der Teufel ein Ei in die Wirthschaft. Was hat mich diese Frau nicht seit zwölf Jahren gequält, daß ich die Gasbeleuchtung contra Schlachthaus protegirt? Ihr Vater, nur Mezgeroberzunftmeister, sonst ein achtbarer Mann, agitirte seit jener Zeit gegen mich: ich verfeindete mich mit der ganzen Familie, man that mir alles gebrannte Herzeleid an, ich habe nichts als mein Bewußtsein, und vielleicht die öffentliche Stimme, wenn ich einmal nicht mehr bin; und auch das Wenige will mir die eigene Familie nicht einmal lassen. Bester Herr Doktor Stechmaier,“ dabei faßte er gerührt die beiden Hände des Schriftstellers, „ich werde Sie der Hofräthin vorstellen, Sie und kein Anderer soll die beiden Zimmer haben! Und was die Kapitel anbelangt: Gasbeleuchtung und neue Kirche —“

„So können Sie sich ganz auf mich verlassen,“ entgegnete der Doktor.

Nachdem der Stadtrath noch einen vorsichtigen Blick auf die

Nebenthüre geworfen, verließ er mit dem angehenden Miethsmanne seine Wohnung und stieg eine Treppe höher hinauf, zu derjenigen der Hofräthin, wo er sich alsbald durch das Stubenmädchen anmelden ließ.

Sie traten in das Empfangzimmer, wo die violetten Plüschmöbel der seligen Schwiegertochter mit einem Ueberzug von weißem Zeug verhüllt waren; nicht wegen der Trauer, vielmehr wegen des Staubes und der Motten. An der Wand hingen in schweren goldenen Rahmen die Portraits des einstigen jungen Eduards und seiner nunmehr dahingeschiedenen Frau, der Honoratiorentochter. Sie waren von einem der ersten Portrait-Künstler der Residenz gefertigt; dieser gefühlvolle Mann hatte sich bemüht, in den zu einander hingeneigten Köpfen der beiden Porträits, wie in zwei Paar zärtlich schmachtenden Augen, die Nachwelt ein inniges glückliches Verhältniß ahnen zu lassen, wie solches aber leider bei dem Paare im dornenvollen Diesseits nie existirt. Unter diesen Portraits bemerkte man ein Aquarell, die Söhne Eduard's vorstellend; nicht die unglücklichen Sprößlinge der englischen Königsfamilie, sondern die beiden Nachkommen des darüber hängenden Elternpaars. Wir würden dieses Aquarells nicht erwähnt haben, wenn es nicht so außerordentlich in Zeichnung und Farbe gewesen wäre, daß man es auf einige Schritte für eine Landschaft hätte halten, oder wenn man einmal erkannt, daß es wirklich lebende Wesen gewesen seien, es nicht ebensogut für eine kleine Bärenfamilie oder für eine Zucht junger Meerschweine hätte ansehen können.

Doch die Thüre des Nebenzimmers öffnete sich und die Hofräthin trat herein. Sie war ganz schwarz gekleidet, mit einem kleinen weißen Kragen, über welchem das eingetrocknete, sehr lange schmale Gesicht in blaßgelber Farbe glänzte. In der Hand trug sie ein Gebetbuch und ihr Schritt war so abgemessen und feierlich, ihren Kopf trug sie so wichtig und steif, die Augen blickten so unbeweglich, ja schwärmerisch auf den Stadtrath, daß man hätte glauben sollen, sie probire den letzten Akt einer schrecklichen Tra-

gödie, z. B. der Marie Stuart, und wandle geraden Wegs auf das Schaffot. — Aber ach, die Frau, die so ernst mit dem Kopf nickte und sich nach einer gelinden Handbewegung so feierlich auf ihren Stuhl niederließ, war kaum noch der Schatten der Hofräthin. Sie hatte mit dem Diesseits abgeschlossen, sie lebte nur noch in freundlichen Betrachtungen des Jenseits, und wenn sie sich je, was aber höchst selten vorkam, auf irdische Weise beschäftigte, so bestand das neben den Kaffeegesellschaften ihrer Glaubensgenossinnen in unendlichen Gardinenpredigten, die sie dem unverbesserlichen Hofrath hielt, der in Gesellschaft seines, nunmehr wieder ledig gewordenen, Sohnes die Wirthshäuser wieder mehr als je frequentirte.

Der Stadtrath stellte den Doktor in bester Form vor, bezeichnete ihn als einen unserer ersten deutschen Schriftsteller, der sich bei einem größeren Werke, das er im Begriff sei, herauszugeben, namentlich zur Aufgabe gemacht habe, die kirchlichen Einrichtungen der Residenz kritisch zu beleuchten und hauptsächlich für die Sonntagsfeier dringende Verbesserungen vorzuschlagen. Der Stadtrath garantirte in jeder Hinsicht für seinen Freund, den Doktor Stechmaier, und nach einer kurzen Unterredung erhielt der Letztere die beiden Zimmer um einen billigen Preis und begab sich in den englischen Hof zurück, um seine Effekten in das neue Quartier bringen zu lassen. —

Der Balletmeister Dubelli war ebenfalls vor einigen Tagen ausgezogen und traf nun zufällig an der Thüre des Gasthofes mit dem Doktor zusammen, worüber sich beide außerordentlich freuten.

„Ich habe nach Ihnen sehen wollen, bester Doktor," sagte Dubelli, „und es ist mir sehr lieb, daß ich Sie hier treffe. Wenn Sie einen Augenblick Zeit haben, so kommen Sie mit mir, ich soll Sie unserem neuen Intendanten vorstellen, der es sehr wünscht, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Der Doktor, nachdem er die nöthigen Befehle wegen seiner Effekten gegeben, fügte sich gerne in das Verlangen seines Freundes,

und Beide begaben sich nach dem Hause des Grafen Alfons, wo sie auch sogleich vorgelassen wurden.

Der Graf war ganz Geschäftsmann geworden und saß vor einer Menge von Papieren, die er aber bei Seite legte und seinen Balletmeister, sowie den Doktor Stechmaier auf's Freundlichste empfing. Die Cigarren wurden angezündet und das Gespräch beschäftigte sich mit dem Theater, mit neuen Einrichtungen desselben, dann mit bedeutenden Erscheinungen der Literatur und hierauf mit dem neuen Werke des Doktor Stechmaier.

Eine Hand wäscht in dieser Welt immer die andere, und eine anständige Kameraderie ist ebenso erlaubt, wie nothwendig. Der Doktor nahm, nachdem Unterredung und Besuch vielleicht eine halbe Stunde gedauert hatte, aus den Händen des Intendanten gern einen Freiplatz für das Theater und hatte zu gleicher Zeit die Idee zu einem neuen Kapitel für sein unsterbliches Werk erobert.

„Apropos," sagte Graf Alfons beim Weggehen zu Dubelli: „Ihr Gönner aus früherer Zeit, mein Freund, der Baron Karl, kommt in diesen Tagen mit seiner Familie hieher, um den Winter in der Residenz zuzubringen. Sie werden sich gewiß seines kleinen Hauses vor dem Thore noch erinnern; machen Sie ihm Ihren Besuch und stellen Sie dem Baron Ihren Freund, den Doktor Stechmaier, vor. Ich hoffe, daß wir den nächsten Winter recht heiter unter uns zubringen werden. Bälle und große Gesellschaften sind für uns keine Vergnügungen mehr; ich hoffe, wir werden uns wöchentlich ein paar Abende sehen, um da einige Stunden angenehm zu verplaudern. Auch mein Haus soll zu diesem Zweck beständig offen sein. — Adieu Dubelli! guten Morgen, Doktor!"

Graf Alfons setzte sich wieder zu seinen Papieren nieder, doch hatte er kaum einige Minuten darin gelesen, als ihm sein Kammerdiener eine Dame meldete.

„Vom Theater?"

„Ich glaube nicht, Herr Graf. Ich habe sie nicht erkannt, denn ihr Gesicht ist dicht verschleiert," sagte der Kammerdiener.

„Wenn sie vom Theater ist," antwortete der Intendant, „eines unserer Mitglieder, oder vielleicht eine fremde Künstlerin, so soll sie sich an den betreffenden Regisseur wenden. Im anderen Falle aber, wenn sie mich persönlich zu sprechen verlangt, so laß sie eintreten."

Der Kammerdiener ging hinaus und einige Augenblicke darauf trat die angemeldete Dame in's Zimmer. Der Graf erhob sich und machte eine leichte Verbeugung. Er blickte forschend und betroffen auf diese Gestalt, die ihm bekannt erschien. — Sie schlug den Schleier zurück.

„Anna!"

„Ja, Herr Graf, ich bin es," sagte das Mädchen mit ruhiger Stimme; „ich hatte nicht geglaubt, ja nicht gehofft, Sie wieder zu sehen. Doch das Schicksal wollte es anders."

„Ich danke dem Schicksal dafür," versetzte Graf Alfons verbindlich und bat das Mädchen, in einem kleinen Fauteuil, den er ihr hinschob, Platz zu nehmen.

„Das Schicksal, Herr Graf," fuhr sie mit ruhiger Stimme fort, „oder vielleicht der Zufall, führte Sie vor einigen Tagen in unser Haus. Sie sahen mich, Sie schienen mich leider zu erkennen. O, Herr Graf, um Gottes Barmherzigkeit willen," — dabei faltete sie ihre Hände und ihre erkünstelte Ruhe wich einer heftigen Aufregung — „haben Sie Jemand davon gesagt, daß Sie mich wieder gesehen? — Haben Sie es *ihm* gesagt, daß ich hier in der Stadt bin, daß ich mich in seiner ehemaligen Wohnung befinde? — Nein, Sie haben das nicht gethan! Ich hoffe auf Sie. — Nicht wahr, Sie haben ihm nichts gesagt?"

„Nein, Anna," sagte Alfons sehr ernst, „ich hielt es für besser, nicht davon zu sprechen."

„O, ich danke Ihnen dafür!" entgegnete das Mädchen, „ich wußte es wohl, Sie wollen mir nicht auf's Neue meine Ruhe, meinen Frieden rauben. — Dann ist Alles gut."

Graf Alfons blickte sie fragend an.

„Benetti," fuhr sie nach einer Pause fort, „hat dieses Schreiben an Sie gerichtet, er hat mich beauftragt, es bei der Dienerschaft abzugeben. Sie werden mir verzeihen, Herr Graf, daß ich es selbst in Ihre Hände lege."

Graf Alfons nahm erstaunt den Brief aus ihrer Hand, riß das Couvert ab und durchflog das Schreiben.

Der Italiener schrieb an den Chef des Hoftheaters:

„Euer Excellenz!

Euer Excellenz werden wissen, daß ich über fünfzig Jahre dem hiesigen Theater diene. Schon seit zehn Jahren befand ich mich im Recht meiner vollen Pensionsansprüche, die ich aber nicht geltend machte, da ich mich noch in der Kraft und Laune fühlte, für das Institut wirken zu können. Jetzt aber, Excellenz, beginnt diese Kraft nachzulassen, und zu gleicher Zeit fühle ich eine unbezwingbare Sehnsucht, noch einmal das Land zu sehen, wo ich geboren; es zieht mich zurück nach dem schönen Italien, dort möchte ich meine letzten Tage verbringen, um mich, wenn ich sterbe, begraben zu lassen in der heiligen Erde Roms. Euer Excellenz werden diese dringende Bitte eines alten Mannes und getreuen Dieners gerechtfertigt finden und Allerhöchsten Ortes bevorworten. Bekannt mit den wohlwollenden Gesinnungen Euer Excellenz, bitte ich demnach: mir baldigst meine Entlassung gestatten zu wollen; ich möchte gern dies Land verlassen, ehe der Winter kommt, ich möchte gern jenseits der Alpen noch einige warme, angenehme Herbsttage genießen — es sind vielleicht meine letzten."

Der Intendant ließ die Hand mit dem Papiere sinken und blickte nachsinnend vor sich hin. „Und was bewog den alten Benetti zu diesem Schreiben?" sagte er nach einer Pause.

„Er hat diesen Entschluß schon seit längerer Zeit gefaßt," antwortete Anna, „ich glaube wirklich, Herr Graf, man kann es diesem alten Manne nicht übel nehmen."

„Und Anna — Sie?" — forschte Alfons weiter, „was wird aus Ihnen??"

„Ich verlasse mit ihm dies Land, ich begleite den alten Mann. Aufrichtig gesagt, Herr Graf, habe ich meinestheils diesen Entschluß erst gefaßt, seit ich Sie wieder gesehen, seit ich dadurch in meiner Verborgenheit entdeckt war. Auch er könnte ja eines Tags abermals den Versuch machen, seinen alten Lehrer aufzusuchen, sich mit ihm zu versöhnen — mich widerfinden. — O das wäre schrecklich! Sie wissen nicht, Herr Graf, wie angenehm mir mein Geheimniß war, die Verborgenheit, in der ich lebte, — wie er glaubte, weit, weit weg von ihm, und doch in seiner Nähe! O ich war glücklich in dem Gedanken!"

„Und es ist Ihr fester Entschluß, Anna, mit dem alten Italiener zu gehen, dem mürrischen, alten Manne, der gewiß Ihr Leben verbittert; eine Existenz fortzusetzen, die Ihnen unerträglich sein muß?"

„Glauben Sie das nicht!" erwiderte ernst und bestimmt das Mädchen. „Es ist wahr, er kann heftig gegen mich sein, Tage lang unfreundlich, er kann mich schelten wegen Kleinigkeiten. Aber bin ich nicht vollkommen glücklich darin, soll ich nicht leiden und dulden, um wieder gut zu machen, was ich einstens gefehlt?" Bei diesen Worten glänzte ihr Auge und ihre Stimme hob sich. „Glauben Sie ja nicht, Herr Graf, daß ich ihn vergessen habe. O, ich liebe ihn inniger, ja leidenschaftlicher, als damals. Aber ich fürchte, ich würde ihn nur so lange lieben können, bis zu dem Momente, wo ich ihn wiedersehen müßte, wo ich seine Stimme hörte, wo mich seine Hand berührte. Dann wäre Alles vorbei, dann würde ich fühlen, daß ich kein Recht habe, ihn zu lieben, dann käme das entsetzliche Bewußtsein meines Unglücks — — meiner Schmach über mich, und ich wäre wieder so unerhört elend, wie damals. — Jetzt bin ich ruhiger geworden, und wenn ich so zurückdenke auf die Jahre, die verflossen sind, so begreife ich nicht, wie ich, die ihn so wahr, so innig, so rein geliebt, je daran denken konnte, es könnten Tage kommen, wo mich jenes entsetzliche Bewußtsein nicht mehr quälen würde — ja, wo ich ihm angehören könnte. — Das ist

Alles vorbei, Herr Graf; ich bin dem Schicksal dankbar dafür, daß es mir vergönnte, Ihnen diese wenigen Worte sagen zu können; es ist mir eine Erleichterung, eine Beruhigung; und dann habe ich noch eine Bitte: Sie versprechen mir feierlich, Herr Graf, — ich kann das von Ihnen verlangen — ihm meinen Namen jetzt nicht zu nennen; aber nach Jahren, vielleicht nach vielen Jahren, wenn Sie ihn dann wiedersehen, so sprechen Sie von mir: o dann sagen Sie ihm, wie unendlich ich ihn geliebt, weßhalb ich mich verborgen, weßhalb ich ihn geflohen, und daß ich mein ganzes Lebensglück mit Freuden geopfert, um seinen Namen rein zu erhalten!"

Mit diesen Worten hatte sich Anna langsam erhoben und ihr glänzendes Auge blickte begeistert in die Höhe.

„Nein, Anna!" rief Alfons, „dies Versprechen lege ich Ihnen nicht ab, bis jetzt sprach ich mit meinem Freunde nicht von Ihnen; aber ich müßte mich selbst verachten, wollte ich ihm durch ein feiges Stillschweigen sein höchstes Glück rauben, ein so edles, großes Herz, wie das Ihrige. — Ich werde ihm Alles sagen!"

„Alles?" wiederholte das Mädchen mit seltsamer Stimme und ihr Auge blickte finster, ja wild. „Alles, Herr Graf?" Dabei hob sie ihre Oberlippe trotzig wie damals, so daß die glänzenden Zähne hervorblickten. „Alles, einem Freunde, dem Sie bis jetzt geschwiegen? — O Gott! Und mich seiner Verachtung preisgeben!"

Graf Alfons stützte sich mit der Hand auf den Tisch und schwieg erschüttert stille.

Aus ihren Augen brachen die Thränen hervor und rollten langsam über ihr schönes, bleiches Gesicht. „Ja, nach langen, langen Jahren," sagte sie mit leiser Stimme, „dann dürfen Sie sprechen, ich bitte Sie, ich flehe Sie an, alsdann zu sprechen! Nach langen Jahren, wenn ich vielleicht nicht mehr bin, wenn er meiner kaum mehr gedenkt — aber heute!" — ihre Stimme wurde heftiger und sie richtete sich stolz auf, — „aber heute, jetzt, Herr Graf, soll er glauben, ich wolle mich in seine Arme werfen, ich

wolle zu ihm zurückkehren, soll er mich vielleicht achselzuckend aufnehmen? — Und wenn auch nicht — soll er mich vielleicht nachschleppen durch dieses Leben, mich, die Verworfene, mich — — — — einst die Geliebte seines glücklicheren Freundes?"

Der Graf war erschütterter, als je in seinem Leben. Er fühlte sich klein vor der Größe der Seele dieses Weibes. Er hatte einen Edelstein, ein unschätzbares Gut gefunden, und das sollte er hinwegwerfen in den Staub des gewöhnlichen Lebens, verschwinden, untergehen sehen in der Alltäglichkeit?

„Sie sind hart gegen mich," sprach er nach einer längeren Pause, „aber Sie haben Recht und doch Unrecht. Wir wollen sie nicht heraufrufen, jene Zeit, die lange hinter uns liegt, wo ich, ohne es zu wissen und zu wollen, das Gift in Ihre Seele träufelte, das — ich sehe es ein — Ihr ganzes Lebensglück verzehrt. Und doch kann ich Sie nicht so von mir lassen. Ich liebe Charles, wie meinen Bruder; ich habe Sie kennen gelernt, Anna, Sie sind wie ein Engel einem alten Manne erschienen, der edler und besser ist, als Tausende von uns; ich kann Sie nicht von mir lassen, ich muß Sie meinem Freunde erhalten!"

„Unmöglich, Herr Graf!" sagte ernst und bestimmt das Mädchen.

„Warum unmöglich?" erwiderte Alfons mit fester Stimme nach einem tiefen Athemzuge. „Lassen Sie mich meinem Freunde Alles sagen — Alles, theure Anna, Ihre Fehltritte, Ihre Buße, Ihre Leiden! Ich will mit den Worten der Wahrheit Ihr ganzes Herz, Ihre Seele vor ihm offen hinlegen, und wenn er Ihnen darauf nicht mit dem größten Entzücken seine Arme öffnet, sich nicht glücklich schätzt, ein solches Weib zu besitzen, wenn in seinem Gesichte der geringste Zweifel zuckt, wenn nur eine Miene etwas Anderes, als das unbeschreiblichste Glück ausspricht, so — biete ich selbst Ihnen meine Hand an, um ihm, um der Welt zu beweisen, wie ich von Ihnen denke, für welches unschätzbare Kleinod ich Ihr Herz, Ihre Seele halte."

Das Mädchen war erstaunt einen Schritt zurückgetreten; sie

sah den Grafen mit ihren großen Augen fest an und ein leichtes Lächeln stahl sich über ihre bleichen Züge. Dann preßte sie die Hand auf ihr Herz und ein langes: Ah! wie ein Seufzer der Befriedigung, des Glückes tönte aus dem Innersten ihres Herzens empor.

„Was kümmert mich die Welt?“ fuhr der Graf leidenschaftlich fort, „ich habe sie verachten gelernt. Was kümmert mich meine Stellung? — Ich werfe sie dahin. Ich könnte Ihnen sagen, Anna, daß ich Sie seit jenem Augenblicke nicht vergessen, daß Ihr Bild, wenn auch unklar und unbewußt, mich nicht verließ. — Doch glaube nicht, Mädchen, daß ich dir eine Erklärung machen will; ich will dich nur festhalten, wie einen kostbaren Edelstein, der am Rande des Abgrundes rollt: du sollst nicht verloren gehen, ich will dich retten, sei es für einen Anderen, sei es für mich.“

Anna war bei diesen Worten des Grafen in ihren Fauteuil zurückgesunken und preßte beide Hände vor das Gesicht. Lange saß sie so da, und als sie langsam ihre Hände sinken ließ, standen ihre Augen voll Thränen, aber es waren nicht Thränen des Schmerzes, es waren Thränen des Glücks.

„Anna!“ rief der Graf und faßte eine ihrer Hände, „darf ich reden oder nicht?“

Da schüttelte sie leise ihr Haupt und sagte mit ruhiger Stimme: „wie danke ich Ihnen, Graf Alfons, für das Geschenk, das Sie mir mit Ihren Worten gegeben! O ich könnte niederknieen und unsäglich danken, dem Himmel danken, Ihnen danken! Wenn das, was Sie eben sagten, Ihr Ernst war, — und ich zweifle nicht daran, — so müssen Sie mich achten, ja, Sie müssen mich ehren, und dieser Achtung will ich mich werth machen.“

„So darf ich reden?“ fragte der Graf.

„Nein, nein, gewiß nicht!“ entgegnete leidenschaftlich das Mädchen. „Ein Wort aus Ihrem Munde zu ihm, daß ich in seiner Nähe sei, würde all' mein Glück zerstören, und wenn er mir auch seine Arme liebevoll wie damals öffnete, und wenn er

mich auch wieder an sein Herz zöge mit unendlicher und inniger Liebe, nachdem Sie ihm gesagt, was Sie ihm sagen wollten, nachdem Sie ihn versichert, wie hoch ich in Ihrer Achtung stände, o glauben Sie mir, Graf Alfons, das alles wäre nur für den Augenblick. Nach einiger Zeit würden doch Zweifel in ihm aufsteigen, er müßte sich sagen, das alles sei eine verabredete Sache zwischen uns Beiden gewesen, und dann wäre sein und mein Leben gleich unglücklich. So aber bin ich es nur allein," fuhr sie mit leuchtenden Blicken und erhobener Stimme fort, „ja, Graf Alfons, ich achte Sie hoch, ich werde Ihren Edelmuth nie vergessen, aber ich verlange Ihr Ehrenwort, einen Schwur bei Allem, was Ihnen heilig ist, jetzt nicht zu ihm zu sprechen! Aber dabei bitte ich Sie flehend, ihm nach Jahren meine Geschichte zu erzählen, mein Herz offen darzulegen!"

„Anna!" entgegnete der Graf und küßte ehrfurchtsvoll ihre Hand, „Anna, Sie sind grausam, Sie thun Unrecht."

„Schwören Sie mir, Graf Alfons! Es ist wohl die letzte Bitte, die Sie mir in diesem Leben erfüllen können."

„Und nichts kann Sie in diesem Entschlusse wankend machen?" sagte schmerzlich bewegt der Graf, „also nichts ist im Stande, Ihren Sinn zu ändern?"

„Nichts, Graf Alfons! — Schwören Sie mir!"

„Ich schwöre es Ihnen!"

„Weder ihm selbst von mir zu sprechen, noch ihm durch einen Andern von mir sprechen zu lassen, noch ihm in dieser Sache zu schreiben."

„Ich schwöre es Ihnen feierlich."

„So danke ich Ihnen herzlichst, Graf Alfons!" sagte das Mädchen in unendlich weichem Tone. — „Leben Sie wohl, ich darf Sie meinen Freund nennen; beweisen Sie mir diese Freundschaft und gewähren Sie bald die Bitte jenes alten Mannes. Ich kann nicht eher ruhig sein, bis ich weit, weit von hier bin!"

„Ich werde thun, was ich kann, Anna," antwortete Graf

Alfons gerührt und reichte ihr zum Abschiede die Hand. „Da ich es nicht vermag, Sie zurückzuhalten, so will ich Ihren Wunsch schleunigst erfüllen. Sie haben Recht: was Sie thun wollen, muß schnell geschehen. Schon morgen soll Benetti seine ehrenvolle Entlassung haben."

Er geleitete das Mädchen ehrfurchtsvoll an die Thüre, und da wandte sie sich noch einmal um, reichte ihm ihre beiden Hände, die er fest und innig drückte. Sie blickte ihm dabei forschend in die Augen, sie hatte noch etwas auf dem Herzen, doch brachte sie eine Zeit lang kein Wort hervor. Endlich sagte sie aber mit ganz leiser Stimme, während sich ihre Augen abermals mit Thränen füllten: „nicht wahr, Graf Alfons, er liebt mich noch? — Sie müssen das wissen. Liebt er mich noch wie damals? hat er keine Ahnung, wer ich war? Steht mein Andenken noch rein und unbefleckt in seinem Herzen?"

„Gewiß, Anna!" sagte der Graf tief ergriffen, „gewiß, er liebt Sie wahr und innig wie damals. Es wäre sein höchstes Glück, Sie zu finden, und deßhalb sollten Sie nicht so fest auf Ihrem Entschlusse bestehen!"

„Das ist Alles vorbei," erwiderte ruhig das Mädchen; „wie danke ich Ihnen, Graf Alfons, für Alles, was Sie mir heute gesagt. — Leben Sie wohl! wir sehen uns wohl niemals wieder." Dabei zog sie ihren Schleier über das Gesicht, winkte dem Grafen mit der Hand, er möge zurückbleiben, und verschwand in dem Vorzimmer.

Graf Alfons schritt eine Zeit lang heftig im Zimmer auf und ab: ihn beschäftigte lebhaft das Schicksal jenes armen Mädchens. Aber er konnte nichts für sie thun, er konnte ihr in keiner Weise helfen. Er hatte ihr ja geschworen, nichts von ihrem Aufenthalte zu sagen, weder direkt an ihn, noch durch eine dritte Person, noch schriftlich. Die Hände waren ihm vollkommen gebunden. Mißmuthig warf er sich in seinen Schreibstuhl und blickte lange Zeit gedankenlos in die Papiere vor ihm, ohne sich mit deren Inhalt zu beschäftigen. Er versank in tiefe Träumereien; bald wollte er sie

schriftlich um eine zweite Unterredung bitten, bald wollte er seinen Wagen verlangen, um zum alten Benetti hinaus zu fahren. Aber alle diese Projekte verwarf er wieder als unausführbar, und nach langem Nachsinnen nahm er das Schreiben des alten Italieners, schrieb dazu einige flüchtige bevorwortende Zeilen, siegelte diesen Brief zu und klingelte dem Bedienten.

Der gereiste Lakai trat herein.

„Dieser Brief wird sogleich besorgt!" sagte der Intendant, „aber augenblicklich, er darf keine Minute mehr im Hause bleiben. — War Jemand da?"

„Niemand als der junge Herr, der häufig zum Herrn Grafen kommt. Er erfuhr im Vorzimmer, daß der Herr Graf beschäftigt seien und ließ diese Karte zurück."

„Charles," sagte der Graf leise vor sich hin, „er war ihr so nah und doch so fern! — Wo ist Amadäus? Wenn er sich im Hause befindet, soll er gleich zu mir kommen!"

Auf diese Frage hin machte der gereiste Lakai ein äußerst verschmitztes Gesicht und verzog die Mundwinkel zu einem so komischen Grinsen, daß Graf Alfons, der zufällig aufblickte, gezwungen war, nach der Ursache dieses sonderbaren Lächelns zu fragen.

„Der Herr Haushofmeister," sagte der Lakai, „wartete lange im Vorzimmer, bis die Dame, welche beim Herrn Grafen war, herauskam."

„Bis jene Dame, welche eben bei mir war, herauskam?" wiederholte aufmerksam Alfons.

„Ja wohl, Herr Graf. Dann —"

„Nun dann? — Weiter!"

„Dann riß der Herr Amadäus seine Augen entsetzlich weit auf, wie er zuweilen thut, wenn er Gespenster sieht."

„Weiter, weiter!"

„Die Dame eilte sehr schnell an uns vorbei die Treppen hinab und der Herr Haushofmeister" — hier grinste der Lakai abermals —

„Nun, was that er?" fragte der Graf hastig in der höchsten Erwartung.

„Er nahm seinen Hut von dem Tische und eilte der Dame nach, die Treppen hinab. Wir sahen aus dem Fenster, — der Herr Graf werden verzeihen — und auf der Straße —"

„Nun, auf der Straße?"

„Dort oben an der Ecke holte der Herr Haushofmeister die Dame ein und verschwand mit ihr in einer Nebengasse."

„Gott sei Dank!" sagte Graf Alfons, indem er von seinem Sessel emporsprang, „das ist ein Hoffnungsstrahl für die Arme; vielleicht kann noch Alles gut werden!"

Sechszigstes Kapitel.

Unter dem Stadtgraben.

So sind wir denn, geliebter Leser, am Schlusse unserer namenlosen, aber sehr wahrhaftigen, Geschichten angekommen. Es wäre uns vielleicht wohl möglich gewesen, die ferneren Ereignisse unserer Bekannten aus den vorliegenden Blättern noch durch einige Kapitel weiter zu erzählen, wozu aber in der That noch kein rechter Grund vorhanden ist, indem das Leben aller Derer, die sich in den sicheren Hafen einer angenehmen Existenz gerettet, fortan freundlich und beruhigt dahinfloß, und sie keine weiteren Stürme zu erleiden hatten, die bedeutend genug wären, um hier aufgezählt zu werden.

Dem Balletmeister Dubelli, sowie dem Doktor Stechmaier ging es fortan auf das Allererwünschteste, namentlich der Erstere sah seine kühnsten Hoffnungen erfüllt, als er an einem der nächsten Abende jener Zeit, wo unser voriges Kapitel schließt, zu einer kleinen Gesellschaft bei unserem alten Freunde, dem Baron Karl, gebeten war, der mit seiner Frau und seinen Kindern, wie es Graf Alfons gesagt, den Winter in der Residenz zubrachte.

Alfred von C. war ebenfalls aus Italien zurückgekehrt und auf sein Gut bei Brüssel gereist, aber nicht um dort zu bleiben.

Die Einsamkeit war ihm quälend, unerträglich geworden und er hatte es zugesagt, auch diesen Winter mit den Freunden zubringen zu wollen, aber diesmal in Deutschland. Graf Alfons hatte ihm den ersten Stock seines Hauses eingeräumt und erwartete ihn täglich.

So war es abermals Spätherbst geworden, und der geneigte Leser, der uns so lange und weit gefolgt, muß zu guter Letzt noch die Freundlichkeit haben, mit uns in jenes dunkle, feuchte Gewölbe zu treten, in welchem unsere namenlosen Geschichten beginnen. Wie damals fegte ein rauher, naßkalter Wind hindurch, befeuchtete Wände und Boden mit einem Gemisch aus Schnee und Regen. Wie damals eilten die Fußgänger, die hier vorüber mußten, gern durch das alte Gewölbe, wo sie eine Zeitlang vor dem Wetter draußen geschützt gehen konnten, und stampften wie damals mit den Füßen und traten hart auf und schüttelten sich, um Regen und Schnee von Stiefeln und Röcken zu entfernen.

Da fuhr eine glänzende Equipage dicht vor dem Eingang zum alten Stadtgraben; auf dem Bocke neben dem Kutscher saß in seinen Mantel gehüllt ein großer Mann mit schwarzem Haar und Bart, der jetzt, sowie der Wagen hielt, den Mantel abwarf und vom Bocke sprang, um den Schlag des Wagens zu öffnen. — Es war Lukas im schwarzen, einfachen Anzug, und nachdem er den Tritt herabgelassen, reichte er einer jungen blassen Dame den Arm, half ihr sorgsam auf das Pflaster und hob dann ein kleines Bübchen aus dem Wagen, das neben der Dame gesessen. Einige Augenblicke blieb diese stehen und blickte in dem finsteren schmutzigen Gewölbe umher, dann stützte sie sich auf den Arm des Jägers und preßte ihre feinen Lippen zusammen, als wolle sie das Weinen unterdrücken.

„Hier also hat sie oft gesessen?" sagte die Dame, worauf Lukas schweigend mit dem Kopfe nickte und sich mit der Hand über das Gesicht und den Bart strich.

„Wer Mama?" fragte der kleine Graf von St. Alban.

„Deine Großmutter," entgegnete die Dame mit zitternder Stimme, „deine Großmutter, die sehr arm und elend war."

Dem Kleinen schien das ein Spaß zu sein, denn er blickte lächelnd zu seiner Mutter empor und schüttelte seinen schwarzen Lockenkopf.

Alle drei gingen durch den Gang unter dem Stadtgraben; nach dem ehemaligen Kloster. An der Thüre blieb die Dame stehen und beschaute mit ängstlicher Hast die Treppen vor dem Hause, die alte Thüre, den großen, eisernen Klopfer: Alles war noch da, wie vor langen Jahren, Alles nicht mehr und nicht weniger zerstört, voll Löcher, voll Flecken und Rost, wie damals, wo sie aus der Tanzstunde kam und Mühe hatte, mit ihren beiden kleinen Händchen den schweren Klopfer in die Höhe zu heben.

Maria preßte die Hand auf ihr Herz und athmete schwer auf, als sie nun in den dunklen Hausgang trat. Da war die große Wendeltreppe mit dem morschen braunen Holzgeländer, mit den ausgetretenen Stufen und mit dem alten, holzgeschnitzten Kapuziner, der hier unten ebenso wie damals, mit ewig unverwandtem Blick nach der Thüre, Schildwache zu stehen schien. Hier nahm Lukas seinen Hut von dem Kopfe, wahrscheinlich in stiller Verehrung vor dem alten Herrn.

Die Gräfin von St. Alban stützte sich auf seinen Arm und sie stiegen die Treppen hinauf. Da wurden bei jedem Tritt, den sie that, bei jedem Winkel, an dem sie vorbeikamen, tausend Erinnerungen in ihr wach. Hier hatte sie sich versteckt, dort hatte sie hinabgelauscht in das finstere Haus, um zu hören, ob sich der Kapuziner nicht zuweilen räuspere; denn so hatten es die anderen Kinder erzählt. Ach, es war ihr jeden Augenblick, als müsse jetzt Dubel die Treppen herabkommen, der Schneider Dubel in seinem abgeschabten Röckchen, ein Bündel unter dem Arm, oder die alte Kiliane mit ihrem weißen Haar und dem durchfurchten, freundlichen Gesichte, die sie so unendlich lieb gehabt. — Aber es kam nichts die Treppen herab, sie zu begrüßen: das Haus schien überhaupt viel stiller, als früher. Da hörte man keinen Lärm aus der

Wirthsstube im ersten Stock, da erklangen durch das Haus keine jubilirenden Kinderstimmen.

Je höher Maria hinaufstieg, um so mehr fühlte sie ihr Herz zusammengepreßt, um so gewaltsamer drängten sich die Thränen nach ihren Augen. Jetzt hatte sie den Vorplatz erreicht: dort war die Waschküche, daneben das große Fenster, durch welches Abends der Mond herein schien und wo die kleine Maria so gern getanzt hatte.

Hier war die Stubenthüre — Lukas klopfte an.

„Herein!"

Maria mußte sich gewaltsam zusammennehmen, damit es ihr möglich würde, etwas gefaßt über diese Schwelle zu treten, über diese Schwelle, die sie als Kind so oft betreten. Sie öffnete die Thüre — sie trat in das Zimmer. Da war Alles noch, wie es ehedem gewesen, Tische und sämmtliche Stühle standen auf derselben Stelle, an den Wänden hingen dieselben alten vergilbten Kupferstiche; ach, zu den Fenstern herein blickten unverändert die Giebel der Nachbarhäuser, die alten bekannten Dächer mit ihren Kreuzen, mit ihren Fensterladen, mit ihren Dachrinnen.

Es war Samstag Nachmittag, wo die Arbeit der Woche gethan war und die Feierstunde bereits eingetreten. Dort war auch noch der alte große, viereckige Ofen, und neben ihm saß eine alte Frau, die emsig in einem Buche gelesen und jetzt verwundert aufblickte, wie der vornehme Besuch in ihr Zimmer trat. Sie hatte die Füße auf einen Schemel gestellt, ach, und diesen Schemel kannte Maria nur zu gut! Wie oft hatte sie darauf gesessen, wie oft hatte sie mit ihm gespielt!

Ueberwältigt von all' diesen Erinnerungen, überwältigt endlich vom Anblick der alten Frau, ihrer zweiten Mutter, eilte Maria auf die Erstaunte zu, faßte ihre beiden Hände, kniete auf dem Schemel nieder und verbarg ihr Gesicht laut weinend an deren Brust. Auf's Höchste überrascht, aber mit ahnungsvollem Herzen blickte die Frau Welscher auf die Dame zu ihren Füßen, dann aber erkannte sie

Lukas, der ebenfalls in's Zimmer getreten war und dessen großes schwarzes Auge sonderbar funkelte und glänzte. Doch dauerte die Ueberraschung der Frau nur einige Sekunden. Wenn sie auch die Fremde nicht sogleich erkannt, so wußte sie doch jetzt und auf einmal ganz genau, welche Hände sie in den ihrigen hielt. Sie beugte ihr Haupt herab, sie hob das der jungen Frau in die Höhe, sie blickte ihr lange in die fremdgewordenen, ihr früher so bekannten Züge, dann rannen ihr langsam die Thränen über das Gesicht herab und sie sagte mit zitternder, ungewisser Stimme: „Maria, du bist es!"

Ja, sie war es, sie kehrte heim aus der Fremde, wo sie so unendlich viel geduldet und gelitten, wo sie endlich vor den Augen der Welt glücklich geworden war. Sie kehrte in ihre Vaterstadt zurück, in dies alte, geringe Haus, das ihre Gedanken, ihr Herz nie verlassen. Sie war Gattin und Mutter; aber sie hatte in dem prächtigen Palaste des Grafen von St. Alban nie jenes wohlthätige heimische Gefühl gefunden, das sie jetzt durchströmte, beim Anblick des alten Kapuzinerklosters, dieser vier weißen, einfachen Wände.

Das Alles sagte sie mit vielen, beredten Worten der alten Frau Welscher, und ihre zweite Mutter verstand sie vollkommen.

Das kleine Bübchen blickte neugierig in dem einfachen Zimmer umher und verwunderte sich höchlich, als ihm die Mutter erzählte, hier habe sie als Kind lange, lange Jahre gewohnt, dort habe sie geschlafen, hier habe sie gespielt. Ha, wie lachte Maria vor Freuden laut auf durch ihre Thränen, als sie auf einem Schranke im Nebenzimmer eine alte, hölzerne Figur erblickte, mit der sie als Kind so oft gespielt.

Den kleinen Grafen betrachtete die Frau Welscher lange und nachdenkend, dann sagte sie: „ja, er sieht dir ähnlich, Maria, sein Gesichtchen ist wie das deinige, als du noch klein warst." — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Mehrere Stunden blieb Maria bei ihrer Pflegemutter: sie

hatten sich gegenseitig so viel zu erzählen. Oefters kam Lukas in das Zimmer und meldete die Zeit, zog sich aber immer lächelnd zurück, wenn ihm die Gräfin ungeduldig, aber freundlich zurückwinkte und sagte: sie haben noch so viel zu besprechen. Endlich aber mußte man sich für heute trennen, und dann rief Maria erst noch den Jäger herbei, und auch er mußte der Frau Welscher in der Geschwindigkeit sagen, wie es ihm ergangen, was er Alles gesehen und erlebt.

„Und Sie haben in Italien schon den Baron Karl verlassen?" fragte die Frau Welscher, worauf Maria entgegnete:

„Ei freilich, Lukas war es, der mich in Neapel erkannt und aufgefunden. Ohne ihn wäre ich und das Kind hier elend zu Grunde gegangen. Dafür mußte er bei uns bleiben, und er ist unser Freund, unser Rathgeber." — Sie reichte ihm ihre Hand, die er gerührt und herzlich drückte.

„Jetzt, Mutter, muß ich mich entfernen. — Aber Morgen komme ich wieder, oder du kommst zu mir, und so alle Tage, so lange wir hier sind." Damit schloß sie die alte Frau fest in ihre Arme, drückte mehrere innige Küsse auf ihren Mund und ihre Stirne und verließ das alte Kloster wieder.

Die Frau Welscher trat an das Fenster, blickte mit gefalteten Händen hinauf an den Himmel und dankte Gott, daß er das Herz ihres Pflegekindes so gut, so rein, so dankbar erhalten. — —

— — — — — — — — — — — — — —

An diesem selben Tage war im Königlichen Hoftheater die erste Aufführung der neuen Oper unseres Freundes, des Componisten Charles und das Publikum nahm dieselbe über alle Erwartung günstig auf. Der Componist wurde nach jedem Akte und am Schlusse stürmisch gerufen, und als er erschien und seine Freunde hiebei bemerkten, daß er ungewöhnlich blaß und verstört aussah, so schrieben sie das dem ungeheuren Erfolge zu, den er gehabt, und der Gemüthsbewegung, in welcher sich jeder Künstler in einem ähnlichen Falle befindet.

Einige dieser Freunde waren nach der Vorstellung in der

Wohnung des General-Intendanten versammelt, um dem Componisten ihre besten Glückwünsche darzubringen und ihre große Freude auszudrücken über das Gelingen seines vortrefflichen Werkes.

Aber er kam lange nicht.

Alfred von C. war von Lüttich zurückgekehrt und er erzählte dem Baron Karl, welche Aenderungen er an seiner kleinen Villa getroffen. Der Balletmeister Dubelli, im eleganten schwarzen Frack, dehnte sich mit ungeheurem Wohlbehagen in einem weichen Fauteuil und rauchte eine feine Cigarre. Der Doktor Stechmaier durchblätterte einige Albums, die auf dem Tische lagen.

Graf Alfons wurde von seinem Kammerdiener in das Nebenzimmer gerufen. Dort fand er seinen Freund Charles in heftiger Bewegung auf- und abgehen.

„Aber was treiben Sie, bester Freund?" fragte der Graf überrascht. „Wir erwarten Sie drinnen, um Sie mit dem gerechtesten Lob zu überschütten und Sie rennen hier im Halbdunkel auf und ab. Sind Sie von der Vorstellung so aufgeregt, oder haben Sie etwas Anderes? — Bei Gott, was ist ihnen begegnet?"

„Viel, unendlich viel!" erwiderte ernst der Musiker. „Sie wissen, daß ich vor einigen Tagen mit Ihrem alten Haushofmeister Amadäus über gewisse Sachen sprach."

„Ich weiß es."

„Heute sprach ich wieder mit ihm."

„Ah!"

„Ich weiß Alles, Graf Alfons. Mein Unglück, mein Glück. — Der alte Benetti ist abgereist."

„Ja, gestern Abend," erwiderte der Graf mit gespannter Erwartung.

„Er ist nach Florenz?"

Der Graf nickte mit dem Kopfe.

„So habe ich," sagte leidenschaftlich der Andere, „eine kleine Bitte an Sie, Graf Alfons, die Sie mir nicht abschlagen werden."

„Gewiß nicht!" entgegnete schnell der Graf. „Ich will mit

dem größten Vergnügen Alles für Sie thun, was in meinen Kräften steht."

„So leihen Sie mir einen Ihrer kleinen Wagen: ich muß noch heute Nacht abreisen."

„Und wohin?" fragte Alfons.

„Und das fragen Sie im Ernst?" rief Charles mit bewegter Stimme. „Wissen Sie nicht, daß ich *sie* seit länger als zehn Jahren suche, daß ich jetzt endlich eine Spur erhalten, daß ich ihr nachreisen werde, wohin sie sich auch wenden mag?"

„Ich verstehe Alles," entgegnete Alfons; „Gott sei Dank, daß es so gekommen ist!" Er zog die Klingel und gab dem eintretenden Kammerdiener einige Befehle. „Aber Sie kommen doch einige Augenblicke zur Gesellschaft?"

Es ist mir fast unmöglich!" sagte Charles, ich bin zu aufgeregt, ich habe für nichts Anderes Sinn, als nur für meine schnelle Abreise."

„Die Vorbereitungen hiezu werden soeben gemacht," antwortete Alfons, „kommen Sie nur einen Augenblick; natürlich erwähnen wir drinnen dieser Sache gar nicht. Sie sind fatigirt, ich lasse Sie, — so sagen wir — nach Ihrer Wohnung fahren. Sobald eingespannt ist, wird es mir gemeldet. Mein Kutscher führt Sie bis zur nächsten Station. Adieu, Charles — adieu, mein Freund! Möge Sie der Himmel glücklich führen; glauben Sie mir — ich kann über diese Angelegenheit nicht viel reden — aber glauben Sie dem Wort eines Mannes, der Ihretwegen gelitten hat, glauben Sie meiner Versicherung: wenn Sie glücklich werden, so werden Sie unendlich glücklich."

Charles drückte dem Grafen stillschweigend die Hand und Beide begaben sich in das Nebenzimmer.

Hier wurde viel geplaudert und gelacht, nur der Held des heutigen Abends, der Componist jener vortrefflichen Oper war und blieb einsilbig und in sich gekehrt. Er ist ermüdet, dachten die Anderen und fanden es deßhalb auch begreiflich, daß ihm eine halbe

Stunde später Graf Alfons einen Wagen anbot, um nach Hause zu fahren, und darauf verließ er seine Freunde mit dem Wunsche des baldigen Wiedersehens.

Indem wir hiemit unsere namenlosen Geschichten schließen, müssen wir den geneigten Leser versichern, daß der junge Musiker, der in derselben Nacht mit flüchtigen Pferden nach Italien reiste, so bald nicht wiederkehrte, daß aber dagegen nicht sehr lange nachher Briefe von ihm in der Heimath eintrafen, worin er seinen Bekannten sagte, daß er jenseits der Alpen vollkommen glücklich geworden sei, und daß er still und zufrieden in Florenz lebe.

Im Verlage von **Adolph Krabbe** in Stuttgart sind erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

F. W. Hackländer's Schriften

in einzelnen Ausgaben:

Europäisches Sclavenleben. 4 Bände gr. 8. (90 Bogen) Eleg. geheftet. 4 Rthlr. 15 Sgr. oder 7 fl. 12 kr. rhein.

Eugen Stillfried. 3 Bände gr. 8. (60 Bogen) Eleg. geh. 2 Rthlr. 12 Sgr. oder 4 fl. 12 kr. rhein.

Wachtstuben-Abenteuer. 3 Bände. Eleg. geh. à 12 Sgr. oder 42 kr. rhein.

Das Soldatenleben im Frieden. Fünfte Auflage. Eleg. geh. 12 Sgr. oder 42 kr. rhein.

Der Pilgerzug nach Mekka. Morgenländische Sagen und Erzählungen. Eleg. geh. 15 Sgr. oder 48 kr. rhein.

Bilder aus dem Leben. Eleg. geh. 12 Sgr. oder 42 kr. rhein.

Humoristische Erzählungen. Zweite Auflage. Eleg. geh. 12 Sgr. oder 42 kr. rhein.

Reise in den Orient. Zweite verbesserte Auflage der Daguerreotypen. 2 Bände. Eleg. geh. 27 Sgr. oder 1 fl. 30 kr. rhein.

Märchen. Mit 6 Originalstahlstichen. Elegant gebunden. 1 Rthlr. 22½ Sgr. oder 3 fl. rhein.

Der geheime Agent. Lustspiel in fünf Aufzügen. Eleg. geh. 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr. rhein.

Magnetische Kuren. Lustspiel in vier Aufzügen. Eleg. geh. 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr. rhein.

Handel und Wandel. 2 Bände. Eleg. geh. 1 Rthlr. 10 Sgr. oder 2 fl. 20 kr. rhein.

Ein Winter in Spanien. 2 Bände. (52 Bogen) Eleg. geh. 2 Rthlr. 12 Sgr. oder 4 fl. 12 kr. rhein.

PT 2284 H2A15 1856 Bd.3

Hackländer, Friedrich Wilhelm
Namenlose Geschichten
Neue durchgesehene Aufl.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 05 03 05 003 3